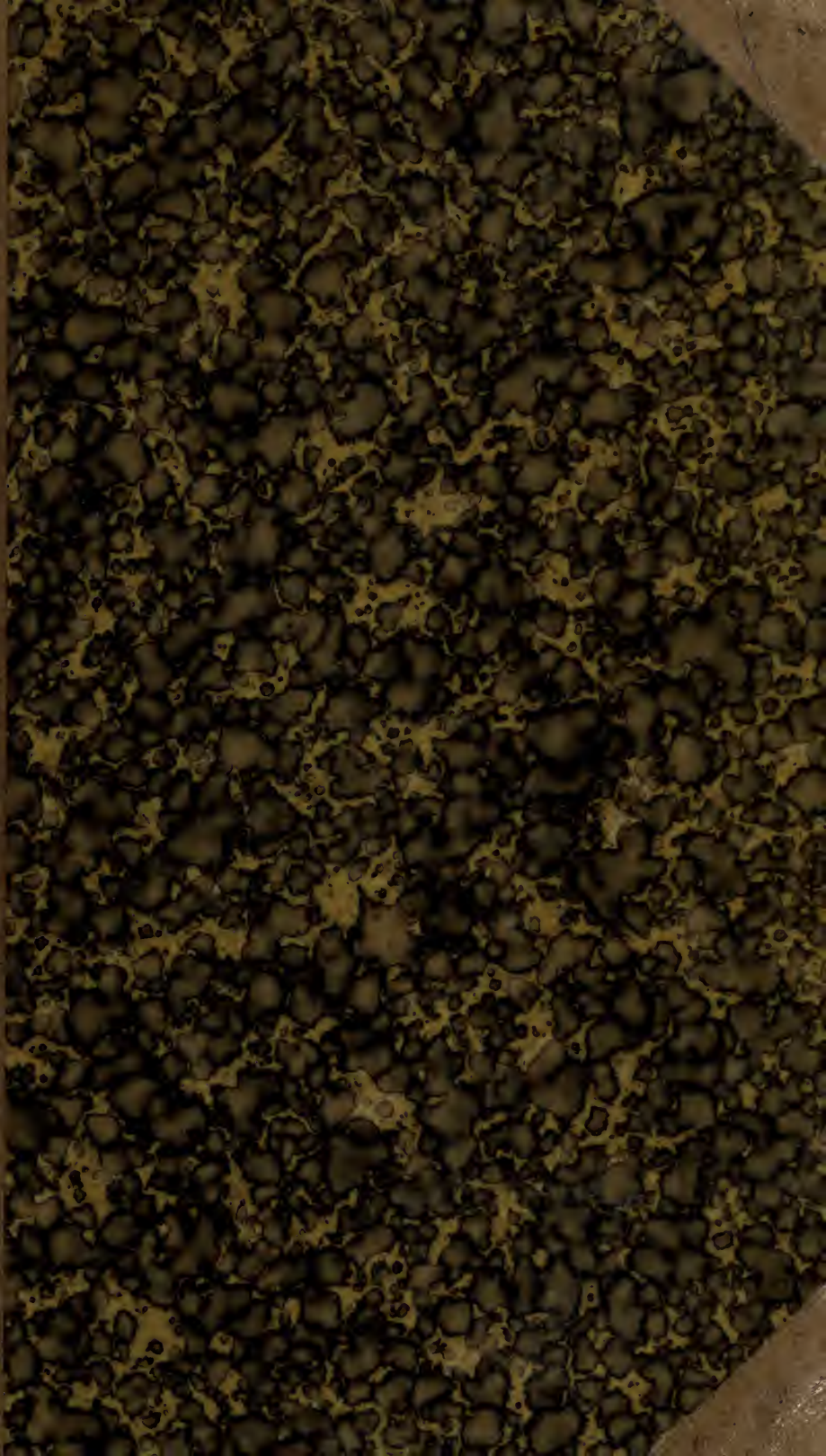


FRIEDRICH,
König von Würtemberg &c.

König Friedrich von Württemberg

und seine Zeit.

Von

Albert Pfister,

Major im 8. württembergischen Infanterieregiment Nr. 126.

Stuttgart.

Verlag von W. Kohlhammer.

1888.

DD
801
W75P4

Die harte Zeit will harte Charaktere!
Das Steuer fordert eine Eisenhand,
Wenn mitten durch der Klippen weißen Brand
Das Schifflein schwankt im sturmbewegten Meere.

Er war der Mann, der diese Kunst verstand,
Und der, gestützt auf Seine tapfern Heere
— Mocht oft auch drücken Seines Scepters Schwere —
Aus Sturm gerettet unser Vaterland.

Noch mehr! es wuchs zu doppeltem Gehalt,
Neu einte sich der Hohenstaufen Erbe,
Und Friedrichs Geist beseelte Jung und Alt.

Da trug das Land, da blühten die Gewerbe,
Die Kunst erstand in frischer Prachtgestalt,
Und Segen floß aus schnell vergeßner Herbe.

Seubert, „Die Sterne Schwabens".

Vorwort.

Ursprünglich war es meine Absicht, dasjenige zusammenzustellen, was auf militärischem Gebiete zur Zeit des Königs Friedrich, durch ihn selbst, durch seinen Anstoß geleistet worden ist. Bei der Betrachtung der besonderen Umstände, unter denen dies vor sich ging, kam ich der Person des Königs näher und näher und es begann vor mir eine solch hervorragende Herrschergestalt aufzusteigen, daß sie jedem Throne zur Zierde gereicht hätte.

Zwei gewichtige Stimmen waren es, die mich dabei leiteten. Die eines Zeitgenossen des Königs, eines Geistlichen, J. G. Pahl, der ebenso freimütig als fein beobachtend sich zeigt, und eines Mannes, der von unseren Tagen aus rückwärts schaut mit staatsmännisch geschultem Blick in die Zeit des Königs Friedrich, G. Rümelin, Kanzlers der Universität Tübingen. — Beide sind einig darin, daß das ganze Wesen des Königs nicht zu beurteilen sei nach dem Einzelnen, sondern im ganzen Zusammenhang der Thatsachen, seiner Handlungen und der Zeitgeschichte. Dieser Herrscher nehme in den Erinnerungen seines Volkes nicht den Platz ein, den ihm eine unbefangene und gerechte Würdigung seiner Persönlichkeit wie seiner Leistungen einzuräumen hätte; ein Zerrbild sei es, das vielfach die Geschichtschreiber von ihm entwerfen.

So erweiterte sich das Feld und ich will es nun hier versuchen, dem württembergischen Volk seinen ersten König inmitten seiner rastlosen Thätigkeit zurückzurufen und zu zeigen, wie er in trüben Tagen, in einem eisernen Zeitalter das Steuer des Staats selbstthätig geführt hat. Der denkende Mann hat ja von jeher gerne dem zielbewußten, thatkräftigen Walten im Staat und in der Armee seine Sympathie entgegengebracht. — Mit bescheidenen Mitteln will ich das versuchen, denn die vorliegende Arbeit ist eine rein private.

Daß ich mit nicht vollständig zureichenden Kräften und Mitteln an meine Arbeit gehe, dessen war ich mir von vornherein bewußt. Erweitert

sahen sich diese Mittel dadurch, daß mir Se. Exz. der Herr Kriegsminister, Generallieutenant v. Steinheil, mit gütigstem Entgegenkommen den Einblick in eine Reihe von Aktenstücken gestattete und mir wertvolle Notizen zugehen ließ. Auch hat es mir nicht an Ermunterung und Anregung gefehlt. Solche durfte ich erblicken in der mannigfachen Beihilfe, deren ich mich von seiten der namhaftesten Kenner württembergischer Geschichte zu erfreuen hatte, und ganz besonders in dem lebhaften Interesse, welches Se. Majestät der König, der bewährte Förderer aller wissenschaftlichen Bestrebungen, dem Zustandekommen meiner Arbeit von Anfang an huldvollst entgegenbrachte.

Die während der Zusammenstellung der vorliegenden Arbeit durch Herrn Vizedirektor Dr. v. Schloßberger veröffentlichten Briefe und sonstigen Aktenstücke, welche in weiten Kreisen berechtigtes Aufsehen gemacht haben und für die Geschichte und Denkweise König Friedrichs von hervorragender Bedeutung sind, habe ich verwerten können; nur auf die allerjüngsten Publikationen, die mit Ende des Jahrs 1887 erschienen, mußte ich verzichten.

Neben Herrn Dr. v. Schloßberger bin ich wegen mannigfacher Beihilfe noch Herrn Prof. Dr. J. Hartmann zu besonderem Danke verpflichtet.

In der Behandlung des Stoffs will ich es unternehmen, mich von aller Einseitigkeit früherer Betrachtungsweise fern zu halten, um so mehr, da König Friedrich eigentlich der erste unter den Regenten Württembergs ist, der sich von der Rolle des Privatmannes vollständig, äußerlich wie innerlich, lossagt.

Mehr als anderswo war man in diesem Lande gewohnt, die Fürsten zu betrachten nach ihrem Verhalten im einzelnen, in ihren privaten Verhältnissen, sie loszulösen von dem Zusammenhang mit der ganzen Zeitlage, mit dem Reich, mit den Nachbarn; jeder sah nur das, was am Fürsten Einzelnes an die Oberfläche, in die Äußerlichkeit trat und urteilte nach seinem persönlichen Geschmack.

Eine Zeit, welche in raschem Anlauf alles Bestehende umstürzte, riß die handelnden Männer zu bisher nie gekannter Thätigkeit hin, entwickelte notwendig Hast und Überstürzung da, wo man seither an Stillstand oder doch an ganz methodisches Vorschreiten gewohnt war, weckte in den energischen und begabten Naturen neue Eigenschaften, setzte sie in Thätigkeit, steigerte sie zu bisher nie gekannter Höhe.

An all dies Handeln in rasch sich verzehrender Zeit den Maßstab von ehedem, von den Jahren politischer Stille her anzulegen, wäre ein

Unrecht; ein Unrecht und ein Unding ist es aber auch, aus der besseren Zeit, als die Wogen sich wieder geglättet hatten, mit dem Maßstab von heute und mit dem an andere Bilder gewöhnten Auge in jene Zeit zurückzuschauen. Und doch geschieht beides. — Die gleichzeitig Lebenden blickten sehnsüchtig und neidisch zurück nach der kaum entschwundenen Zeit politischer und häuslicher Behaglichkeit und Stille; — der Sohn der nachfolgenden besseren Tage vergleicht unwillkürlich die heute gewonnenen Güter mit jener an Opfern reichen Zeit.

In dem staatlichen Bestand der allermeisten Territorien tritt in jener Zeit äußerlich zu Tage, wie die französische Revolution in ihrem Verlauf das Existierende auf allen Lebensgebieten fortwährenden Veränderungen und Umwälzungen unterworfen; in den Gemütern der Menschen macht das sich geltend durch mannigfache Schwankungen und neue Richtungen der Denkweise und der Empfindung.

Noch am Ende des 18. Jahrhunderts war unter den Gebildeten die Meinung verbreitet, man brauche sich nur um litterarische und ästhetische Gegenstände zu bekümmern; die Teilnahme an politischen Vorgängen aber sei rein nur die Sache des Regenten, seiner Minister und Beamten. Erst allmählich durch die Gewalt und mahnende Natur der Ereignisse, durch den Umschwung aller Dinge kam man zu der Überzeugung, daß es besser und männlicher sei, aus dem angenehmen Land der Träume zurückzukehren in die Wirklichkeit, zur Teilnahme an den Geschicken des Vaterlandes, zur Mitarbeit an allen Angelegenheiten des Gemeinwesens. So geschah es, daß für weite Kreise das Vaterland, das engere und das weitere, gewissermaßen erst entdeckt wurde.

Schlummernde Kräfte und bisher nicht gekannte Thätigkeiten traten zu Tag. Je energischer nun die Hand war, die in der kritischen Zeit das Steuer führte, desto markiertere Linien — im Staats- und im Volksleben — finden sich für die Zukunft vorgezeichnet. — In Württemberg werden wir sehen, wie um die Scheide des 18. und 19. Jahrhunderts durch die Thätigkeit eines Geistes mit den hervorragendsten Eigenschaften eines Volkserziehers und unter dem Einfluß einer aufstrebenden, nach dem Vorbild Friedrichs des Großen gearteten Herrschergestalt ein alter, abgelebter Verfassungsstaat dahinsinkt, wie die ersten Fundamente zum modernen Staat gelegt werden. Zugleich wird in einem eisernen und kriegerischen Zeitalter, wie die neuere Geschichte noch keines gesehen, auch in dem deutschen Klein- und Mittelstaate der Entwicklung und Entfaltung tüchtiger militärischer Kräfte die Hauptmasse der Leistung und der Aufmerksamkeit des Volks zugeführt. Es ist das alles geschehen, möchte ich

sagen, nicht während der Regierungszeit Friedrichs, sondern es ist geschehen als persönliche Arbeit, als selbständige Bethätigung Friedrichs, der von 1797—1816 als Herzog, Kurfürst und erster König über Württemberg geherrscht.

Wenn ich die Person des Königs und sein eigenes Handeln in den Vordergrund stelle, so geschieht es deshalb, weil in der That dieser rastlos thätige Geist für alles, was in seinem Kreise geschah, die Normen und Linien angab, oder aber in sehr vielen Fällen das selbst Erdachte auch selbst ausführte; wenn ich die Zeit nach ihrer umwälzenden und kriegerischen Richtung besonders hervorhebe, so geschieht es aus dem Grunde, weil, lange zurückgedrängt, gerade jetzt das kriegerische Element zur Geltung kam, so zwar, daß eine Reihe anderer Interessen sich bescheiden mußte und sich stiefmütterlich behandelt sah gegenüber dem ersten Erfordernis eines vorwiegend kriegerischen Zeitalters.

Von einer Reihe bemerkenswerter Persönlichkeiten jener Zeit habe ich kurze Lebensbilder beigefügt, deren Zweck es ist, darzuthun, in welcher Weise die Zeitgenossen die Ereignisse jener Tage auffaßten, wie sie dem König und seinen Zwecken dienten oder selbstthätig eingriffen.

Straßburg im Oktober 1887.

Der Verfasser.

Inhalt des ersten Teils.

Erster Teil.

Bis zur Auflösung des deutschen Reichs.

Erster Abschnitt.

Seite

Erbprinz und Herzog 3

Das Vaterhaus 3. Bildungsgang 4. Kriegsdienst und Verheiratung 5. Der Vater als Herzog 5. Friedrich erstmals in Württemberg 5. Stimmung in Schwaben 6. Militärische Lage in Württemberg 7. Einfall der Franzosen 1796 8. Der Erbprinz auf dem Schwarzwald 9. Die Franzosen im Lande 11. Die Franzosen in Stuttgart 12. Waffenstillstandsvergleich 13. Verhalten der Franzosen 15. Der Sieg des Erzherzogs 17. Der Erbprinz in Wien 18. Zweite Vermählung 18. Thätigkeit im Herzogtum und allgemeiner Landtag 19. Friedrich als Herzog 20. Der Herzog und die Landstände 22. Förderung des Landbaus 23. Huldigung der Residenzstadt Stuttgart 24. Des Herzogs militärische Organisationen 26. Politische Lage 1799 29. Einfall der Franzosen 1799 30. Herzog Friedrich und Erzherzog Karl 32. Auflösung des Landtags 35. Der Staatsgedanke Friedrichs 36. Alemannische Republik 37. Mobilmachung 1800 39. Stellung bei Ulm 40. Donauübergang der Franzosen 41. Rückzug der Östreicher 42. Waffenstillstand 43. Zustand der französischen Armee 44. Hohenlinden 47. Rückzug der Östreicher 47. Friede von Luneville 48. Folgen des Friedens 50. Der Abgesandte der Stände in Paris 55. Verhandlungen in Paris 57. Kurwürde und Neuwürttemberg 57.

Graf Zeppelin 59. General v. Hügel 61.

Zweiter Abschnitt.

Frankreich und die deutschen Staaten 62

Fremdherrschaft und fremder Einfluß 62. Östreich und Preußen 64. Bündnis gegen die französische Revolution 65. Eindrücke der Revolution 66. Deutsche Gefühle und Friedrich der Große 71. Trostlosigkeit der Gegen-

Seite

wart 72. Die Zustände in Württemberg 73. Die Verfassung 74. Finanzen 77. Streitkräfte 79. Die Beamten und das Volk 80. Die Schreiber 81. Kirchliches 83. Bildungsanstalten 85. Geistiges Leben 86. Landwirtschaft 88. Industrie, Verkehr, häusliches Leben 89. Auswanderung 91. Berührung mit Frankreich 92. Ausführung des Luneviller Friedens 92. Stimmung der Bevölkerung 93. Zuneigung zu Frankreich 94. Napoleon und die altwürttembergische Verfassung 96.

Storr 97. Harttmann 98. Pahl 99.

Dritter Abschnitt.

Die Aufrichtung des Königtums 101

Neuwürttemberg 101. Gesellschaft, Religion, Verwaltung 102. Huldigung Neuwürttembergs 103. Landwirtschaftliches 106. Allgemeiner Landtag in Altwürttemberg 108. Verhandlungen 108. Die politische Lage 109. Süddeutschland im Herbst 1805 111. Württembergs Lage 111. Napoleon in Ludwigsburg 112. Bündnis mit Napoleon 113. Beginn des Kriegs 113. Erfolge 115. Friedrichs Vertrag mit Napoleon 116. Neue Vergrößerungen 118. Vielfache Verfassungen 119. Aufhebung der Verfassung in Altwürttemberg 119. Eindruck davon 121. Der Einheitsstaat, die Königswürde und Königsbotschaft 122. Napoleon in Stuttgart 125. Organisationen und Gesetzgebung 125. Militärische Schöpfungen 127. Seitherige Vernachlässigung 128. Friedrichs Soldatenschule 130. Konskriptionsordnung 1806 132.

Georgii 135.

Vierter Abschnitt.

Der Rheinische Bund und Auflösung des deutschen Reichs . . 137

Zustand in Süddeutschland 137. Der Rheinische Bund 139. Stimmung in Süddeutschland 139. Erklärung an die Reichsversammlung 140. Wahrung der Selbständigkeit Friedrichs 141. Preußens Lage 142. Die deutsche Zerrissenheit 143. Beginn des Kriegs mit Preußen 144. Die württembergische Division 145. In Schlesien 146. Glogau 147. Breslau 148. Schweidnitz 149. Kantonierungen 150. Neisse 150. Kolberg 151. Sturm auf den Wolfsberg 152. General Vandamme 155. Glaz 156. Sturm auf Glaz 157. Friede von Tilsit 157. Kantonierungen 158. Heimkehr 159.

Graf Normann 160. General Nicolai 161. Spittler 162.

Inhalt des zweiten Teils.

Zweiter Teil.

Bis zur Aufrichtung des deutschen Bundes.

Erster Abschnitt.

Seite

Die königliche Regierung 167

Zustände in Deutschland 167. Die Dinge in Württemberg 168. Friedrichs des Großen Staat und das einheitliche Württemberg 169. Des Königs Schaffensdrang 169. Stuttgart und der Hof 170. Prinzessin Katharina 171. Erfurt 172. Friedrich im Verkehr mit Napoleon 173. Hausgesetz 174. Lage in Östreich 175. Die Truppen der deutschen Staaten 176. Wirkungen des Waffendienstes 176. Friedrichs Armee 178. Östreich zum Entscheidungskampf 179. Mobilmachung in Württemberg und Vandamme 180. Beginn des Kriegs 183. Aspern 184. Vorarlberg 185. Maßregeln Friedrichs 187. Vorrücken der Württemberger 189. Wiederaufflammen des Aufstandes und Rückzug der Württemberger 190. Bedrohung von Franken her, Mergentheim 190. Maßregeln des Königs 191. Waffenverbot 191. Vorgänge in Mergentheim 193. Die Lage am Bodensee 195. Der König als Oberbefehlshaber 196. Ende der Feindseligkeiten, Rückkehr des Königs 198. Friedrich in Paris 199. Gebietsabrundung 200. Napoleons Höhe 201. Friedrichs innere Organisationen 202. Seine Persönlichkeit 203. Lasten des Landes 205. Beamte 206. Rechtspflege 207. Adel 208. Religion 209. Oeffentliches Leben 210. Presse 212. Geistiges Leben 214. Kontinentalsystem 215. Wirtschaftliche Anlagen 216. Jagdwesen 216. Die Armee 219. Neue Konskriptionsordnung 220. Schwierigkeiten mit Rußland 222. Der Krieg gegen Rußland 223. Die württ. Division 225. Einmarsch in Rußland 226. Smo-

Seite

lensk 228. Nach Moskau 230. Die Russen bei Borodino 231. Vorbereitungen zur Schlacht 232. Ansprache Napoleons 233. Die Schlacht bei Borodino 234. Einzug in Moskau 238.

Königin Katharina 240. Herzogin Henriette 242. Herzog Wilhelm 244. Nördlinger 246. Dannecker 247. Müller 248. Scheffauer, Thouret, Seele, Hetsch 250.

Zweiter Abschnitt.

Sturz der Fremdherrschaft 253

Nachrichten von der großen Armee 253. Napoleon in Moskau 255. Rückzug aus Rußland 256. Die ersten Regungen in Preußen 259. Die Reste der württ. Division 260. Lage in Süddeutschland 261. Maßnahmen des Königs und Korrespondenz mit Napoleon 261. Angebliches Attentat 264. Stimmung in Paris 264. Neuformierungen in Württemberg 265. Stimmung 266. Rüstungen 269. Die württ. Division 270. Waffenstillstand 271. Lützows Freikorps 272. Die beiderseitigen Streitkräfte 276. Versuche gegen Berlin 277. Dennewiz 278. Mißliche Lage der Württemberger 279. Bleddin 282. Lossagung des Königs von Napoleon 284. Leipzig 285. Rückzug Napoleons 286. Heimkehr 287. Gegen Frankreich 287. Stimmungen und Leistungen 288. Unterhandlungen mit Österreich 289. Ausmarsch gegen Frankreich 290. Württ. Armeekorps 290. Erste Zusammenstöße 292. La Rothiere 293. Montereau 294. Rückzug 295. Arcis 296. Marsch gegen Paris 296. Schlacht vor Paris 297. Kapitulation von Paris 299. Einzug in Paris 298. Verzicht Napoleons 299. Erster Friede von Paris 295. Kantonierungen 300. Organisationen zu Hause und Heimkehr 301.

Theobald 303. Varnbüler 304. Graf Scheler 306. Graf Franquemont 307. Stockmayer 309. Kerner 311.

Dritter Abschnitt.

Wiederherstellung der Verfassung 313

Was in den letzten Jahren erreicht war 313. Wiener Kongreß 315. Friedrich nach Wien 316. In Wien 316. Abreise von Wien 317. Friedrichs Ansprache vom 11. Januar 1815 317. Wahlen für die Landstände 319. Eröffnungsrede des Königs 320. Verfassungsurkunde 322. Verwerfung seitens der Landstände 323. Verhalten des Königs 324. Beginn des Verfassungsstreits 325. Verkehrung des Standpunktes von Fürst und Volk 325. Die Beweggründe der Landstände 326. Rückkehr Napoleons von Elba 329. Rüstungen in Württemberg 330. Die Armee am Oberrhein 331. Rheinübergang 331. Marsch auf Straßburg 332. Stellung Rapps am Suffelbach 332. Dispositionen des Kronprinzen zur Schlacht 333. Schlacht 333. Kantonierungen im Innern Frankreichs und zweiter Friede von Paris 336. Vor Schlettstadt und Hüningen 336. Die württ. Truppen 337. Die Land-

stände 339. Wildschaden abgestellt 339. Forderungen der Stände 341. Art der Verhandlungen in der Kammer 342. Vertagung 342. Landesbeschwerden 342. Das alte gute Recht 343. Manifest des Königs vom 5. Aug. 1815 344. Resultate des Wiener Kongresses in der deutschen Sache 345. Wiederberufung der Landstände 346. Wangenheim 347. Königl. Manifest vom 13. Nov. 1815 347. Die vierzehn Fundamentalpunkte 349. Briefwechsel Cottas mit Stein 351. Neujahrstag 1816 und Vermählung des Kronprinzen 355. Verhandlungen im Landtag 356. Der Adel 357. Der Sommer 1816 358. Manifest vom 22. August 1816 358. Verfassungsentwurf 362. Besuch Friedrichs bei den Ausgrabungen in Cannstatt 363. Krankheit des Königs und Tod 364. Schluß 365.

Wangenheim 367. Cotta 369. Bolley 371. Weishaar 372. Barnbüler 372.

Benützte Quellen für beide Teile.

Akten des Kgl. Haus- und Staatsarchivs.

„ „ „ Kriegsministeriums.

Schwäbische Kronik, des Schwäbischen Merkurs zweiter Teil.

Allgemeine deutsche Biographie.

Pahl, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Tübingen 1840.

„ Materialien zur Geschichte des Kriegs in Schwaben im Jahre 1796. Nördlingen 1797.

„ Denkwürdigkeiten zur Geschichte von Schwaben während der beiden Feldzüge 1799 und 1800. Nördlingen 1802.

Zeitung für die elegante Welt, Jahrg. 1817: Pahl, Züge zu einem Charaktergemälde des Königs Friedrich von Württemberg.

Zeitgenossen, Biographien und Charakteristiken. Jahrg. 1818. VII. Friedrich, König von Württemberg.

Mohl, Das Staatsrecht des Königreichs Württemberg. Tübingen 1840.

Reyscher, Sammlung der württ. Gesetze. Tübingen 1828 ff.

J. C. v. Pfister, Geschichte der Verfassung des württ. Hauses und Landes. Heilbronn 1838.

A. Pfister, Denkwürdigkeiten aus der württ. Kriegsgeschichte. Stuttgart 1868.

Pahl, Geschichte von Württemberg. Stuttgart 1831.

Perthes, Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft. Gotha 1862.

Wohlwill, Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben. Hamburg 1875.

Bernays, Schicksale des Großherzogtums Frankfurt und seiner Truppen. Berlin 1882.

v. Treitschke, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Leipzig 1879.

Oncken, Östreich und Preußen im Befreiungskrieg. Berlin 1872.

Häusser, Deutsche Geschichte. Berlin 1856. 1. Auflage.

Bailleu, Preußen und Frankreich von 1795—1807. Leipzig 1881.

Gervinus, Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Leipzig 1855.

Hegel, Vermischte Schriften.

Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert.
Pertz, Leben Steins. Berlin 1854.
Pertz-Delbrück, Leben Gneisenaus.
v. Wolzogen, Memoiren. Leipzig 1851.
v. Gagern, Mein Anteil an der Politik. Stuttgart und Tübingen 1823.
Rümelin, Reden und Aufsätze.
Vreede, La Souabe après la paix de Bâle. Utrecht 1879.
Lang, Die auswärtige Politik der württ. Landstände. Preuß. Jahrbücher 1882.
Köstlin, Wilhelm I., König von Württemberg. Stuttgart 1839.
J. Kerner, Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit.
Das Kommando des Kronprinzen von Württemberg in den Feldzügen 1814 und 1815. Nach amtlichen Quellen. Stuttgart 1841.
Darstellung des Betragens der württ. Landstände 1815.
Darstellung des Betragens der vormals unmittelbaren Reichsfürsten. 1816.
Dizinger, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und meiner Zeit. Tübingen 1833.
v. Schloßberger, Briefwechsel der Königin Katharina ꝛc. mit dem König Friedrich von Württemberg. Stuttgart 1886 und 1887.
Die Württemberger in Rußland. Von einem württ. Offizier. Eßlingen 1838.
v. Suckow, Aus meinem Soldatenleben. Stuttgart 1862.
v. Martens, Vor fünfzig Jahren. Stuttgart 1863.
v. Ditfurth, Die Schlacht bei Borodino. Marburg 1887.
v. Stadlinger, Geschichte des württ. Kriegswesens. Stuttgart 1856.
Württembergische Jahrbücher verschiedener Jahrgänge.
Besondere Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg; Jahrg. 1883, 2. 3.
v. Rümelin, König Friedrich ꝛc.; 1887, 5 ff.
v. Schloßbergers Mitteilungen aus K. Friedrichs Zeit.
Freih. v. Wagner, Das Jagdwesen in Württemberg unter den Herzogen. Tübingen 1876.
Heigel, Historische Vorträge und Aufsätze. München 1883 und 1887.
Fournier, Historische Studien und Skizzen. Leipzig und Prag 1885.
v. Hoven, Biographie. Nürnberg 1840.
Reyscher, Erinnerungen aus alter und neuer Zeit. Freiburg und Tübingen 1884.

Andere Schriften sind bei jedesmaliger Benützung verzeichnet.

Erſter Teil.

Bis zur Auflöſung des Deutſchen Reichs.

Erster Abschnitt.

Erbprinz und Herzog.

Zunächst möchte ich einen Blick werfen in das Vaterhaus Friedrichs, in die Familie eines preußischen Generals, des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg, der im siebenjährigen Krieg sich einen Namen gemacht hatte. — Es ist bekannt, wie die ältere Linie des Hauses Württemberg zu Anfang des 18. Jahrhunderts ausgestorben ist mit dem Herzog Eberhard Ludwig. Zur Nachfolge kam die jüngere Linie, deren Repräsentant, Karl Alexander, in östreichischem Dienst stehend, katholisch geworden war. So geschah es, daß das ganz protestantische Land, seine Rechte ängstlich bewachend und verklausulierend, einen andersgläubigen Regenten bekam. Bald starb Karl Alexander mit Hinterlassung von drei Söhnen. Der älteste, Karl Eugen, wurde Nachfolger; die beiden anderen, Ludwig Eugen und Friedrich Eugen, suchten, nach dem Brauche der Zeit, auswärts Dienste; der jüngste, Friedrich Eugen, wandte sich nach Preußen. Den erst siebzehnjährigen Prinzen ernannte der große König zum Oberst und Chef eines Dragonerregiments. Wenige Jahre später verheiratete sich der junge Oberst mit einer Tochter des Markgrafen von Brandenburg-Schwedt, der die vierte Schwester Friedrichs des Großen zur Frau hatte. So war der württembergische Prinz im Jahr 1753 in die preußische Königsfamilie eingetreten zugleich mit der Bestimmung, daß seine Kinder in der evangelischen Lehre erzogen werden sollten. Nachdem er in der Schlacht bei Kunersdorf verwundet worden war, nachdem er in Pommern und Schlesien gekämpft, lebte jetzt der ruhmgekrönte General in der Friedensgarnison Treptow, umgeben von acht Söhnen und vier Töchtern. Die Erziehung der Söhne

war insbesondere dem preußischen Hauptmann von Maucler, dem Abkömmling einer Hugenottenfamilie, übertragen worden; für den weiteren Unterricht berief der sorgsame Vater zwei junge Theologen, Cleß und Holland, aus Württemberg. So wehte in dem preußischen Soldatenhause durch die Erziehung der Söhne zugleich ein wissenschaftlicher und ein kriegerischer Geist mit Anlehnung an die Religion und die Geschicke des fernen Stammlandes. — Alle acht Söhne traten nachmals in Kriegsdienste; auch der älteste, unser Erbprinz, nach seinem Großoheim und Taufpaten Friedrich Wilhelm Karl geheißen und am 6. November 1754 zu Treptow in Pommern geboren. — Der Vater selbst verließ bald den preußischen Dienst und nahm seinen Wohnsitz in Mömpelgard als Stellvertreter und Statthalter des regierenden Herzogs von Württemberg. Erbprinz Friedrich erhielt mit dreien seiner Brüder seine weitere Ausbildung in Lausanne. Frühe zeichnete er sich durch seltene Talente aus: durch ein herrliches Gedächtnis, selbständiges Urteil und festen Willen. Von vornherein hatte der Vater, der mit Rousseau über die Erziehung Briefe wechselte, den Lehrern zur Pflicht gemacht: den erstgeborenen Sohn besonders zu strengem Gehorsam anzuhalten, weil niemand im künftigen Berufe nützlich und weise befehlen könne, wenn er nicht von frühester Jugend an selbst gehorchen gelernt habe. Mathematik, Geschichte, Natur- und Kriegswissenschaften zogen ihn besonders an und er brachte es in diesen Fächern weiter als nur zu gewöhnlichem Wissen. Rasch faßte er auf, mit treuem Gedächtnis wußte er das Erlernte festzuhalten, sicher und gewandt verwertete er die gewonnenen Kenntnisse. Eine bleibende Vorliebe für die französische Sprache, die er mit klassischer Korrektheit schrieb und redete, ward von seinen Eltern auf ihn übertragen.

Wie der Vater einst gethan, so trat auch der junge Erbprinz in preußische Dienste. Ein entscheidender Schritt für ihn mit Nachwirkung aufs ganze Leben. Die gewonnenen Ansichten, seine ganze geistige Richtung wurden jetzt erst in bestimmte Bahnen gebracht dadurch, daß er als Oberst eine Reihe von Jahren in Potsdam in vielfacher und nächster Berührung mit Friedrich dem Großen stand. Der König hatte den begabten jungen Mann sehr gern in seiner Nähe. So konnte es nicht fehlen, daß die empfängliche Seele des scharf beobachtenden und auffassenden Prinzen mächtige Eindrücke mit sich davon trug von dem Aufenthalte in Potsdam, von der Berührung mit dem Geiste Friedrichs des Großen. — Hier in Potsdam war es auch, wo Friedrich die Prinzessin Auguste Karoline von Braunschweig kennen lernte, mit der er sich am 15. Oktober 1780 verheiratete. Bald nach der Verbindung führte ihn

Garnisonwechsel mit seinem Regiment nach Lüben in Schlesien, wo ihm sein ältester Sohn geboren wurde, Friedrich Wilhelm, der als König Wilhelm ihm auf dem Throne nachfolgte. — In das Einerlei des Friedenslebens brachte auch der bayrische Erbfolgekrieg wenig Abwechslung; so verließ der Prinz den preußischen Dienst und trat in nähere Beziehungen zur russischen Kaiserfamilie. Schon früher war seine Schwester Sophie Dorothee, reich begabt mit hervorragenden Eigenschaften, in diese eingetreten als Gattin des Großfürsten Paul, nachmaligen Kaisers; Maria Feodorowna war sie genannt mit russischem Namen. Von Kaiserin Katharina sah sich unser Prinz Friedrich freundlich aufgenommen; sie übertrug ihm, der vor einer Reihe von Jahren schon preußischer General geworden war, zunächst das Gouvernement von Finnland, später das von Cherson zugleich mit dem Kommando über die Observationsarmee an der türkischen Grenze.

Indessen war im Lauf der Jahre zur Gewißheit geworden, was bis daher nur als Wahrscheinlichkeit vorgeschwebt hatte; die nach einander regierenden Herzoge von Württemberg, die Brüder Karl Eugen und Ludwig Eugen, waren kinderlos gestorben und in bedeutungsvoller Zeit, im Jahre 1795, bestieg der jüngste der drei Brüder, der alte General, jetzt preußischer Feldmarschall, Friedrich Eugen, den württembergischen Herzogsthron, an seiner Seite den Sohn, unsern Erbprinzen, eben im kräftigsten Mannesalter stehend, kühn und weitblickend. Dieser hatte schon Ende der achtziger Jahre den russischen Dienst verlassen. Seine Liebe zur Unabhängigkeit, zur freien Verfügung über sich selbst führte ihn ins Privatleben zurück. Zunächst hatte er seinen Sitz genommen auf dem Schlosse Monrepos bei Lausanne, später in Bodenheim in der Nähe von Mainz. Ungestört widmete er sich hier reger Geistesarbeit und dem Hang zu größeren Reisen. Schon früher hatte er mit seinem Schwager, dem Großfürsten Paul, Italien und namentlich Neapel besucht; jetzt führte er Reisen aus nach den Niederlanden, nach Frankreich, wo er in Paris die aufgeregten Zustände im Jahr 1789 kennen lernte. — Die beiden kinderlosen Oheime, der eigene Vater alterten immer mehr; er mußte sich, dem Laufe der Natur zufolge, als den für die Zukunft berufenen Regenten seines Stammlandes Württemberg ansehen. Noch hatte er Land und Volk nicht kennen gelernt. Erstmals betrat er im Jahr 1790 den württembergischen Boden als Mann von 36 Jahren, in der Absicht, seinen ständigen Wohnsitz in Ludwigsburg zu nehmen. Als Fremder kam er in das Land, zu dessen Regierung er in Bälde berufen war; in große Verhältnisse eingelebt, der Welt wohl kundig, war er zunächst stiller Beob-

achter der eigentümlichen, klein zugeschnittenen Zustände des alten württembergischen Landes. Jetzt, nach der Thronbesteigung des Vaters, weilte der Erbprinz teils in Stuttgart, teils in Ludwigsburg.

Noch war man im deutschen Reich, in Süddeutschland namentlich, des festen Glaubens, man werde sich der an die morschen Thore des Reichs pochenden französischen Revolution mit ihren Verbreitungsgelüsten erwehren können; noch standen die Truppen des schwäbischen Kreises vereint mit den östreichischen Armeen als Schirm und Schutz für die dahinterliegenden Länder am Oberrhein auf der Strecke zwischen Basel und Mainz; noch hatten die Franzosen nicht gewagt, den Strom hier zu überschreiten und einen Einfall in Süddeutschland zu machen. — Und doch war ein Gefühl der Unsicherheit überall verbreitet. Nicht deshalb, weil in gefährlicher Weise die Lehren der Revolution gezündet hätten, weil man unter der Bevölkerung auf deutschem Boden Unruhen und Aufstände befürchtet hätte. So weit war der Eindruck auf die Gemüter doch nur gegangen in einzelnen Kreisen und Bezirken am mittleren und unteren Rhein, vornehmlich innerhalb der kleinen Kirchenstaaten. Auch in Süddeutschland hatte man der neuen Lehre gelauscht; man hatte ihr nicht wenig Aufmerksamkeit geschenkt, aber meist nur in stiller Schwärmerei, in rein akademischer Weise.

Ein Anderes war es, das die Widerstandsfähigkeit beeinträchtigte, oder ganz lahm legte. Es war der Glaube an sich selbst, der fehlte, das Vertrauen in die eigene Kraft, das Vertrauen auf den Fortbestand dessen, was man verteidigen sollte. Niemand war ganz bei der Sache; der verzweifelte Ernst der Dinge war keinem noch zum Bewußtsein gekommen. Den allermeisten schwebte nicht gerade eine Unterwerfung, sondern mehr ein Abfinden, ein Paktieren mit den feindlichen Mächten vor, kein ernstliches Bekämpfen. Da war kaum ein einziger Staat in dem losen Bunde, welchen man hergebrachter Weise noch das deutsche Reich nannte, der sich seiner Pflichten gegen das Ganze rasch und energisch entledigt hätte; überall Säumigkeit, Gleichgültigkeit, Zaghaftigkeit; man suchte sich an allen Pflichten, an allen Opfern vorbeizudrücken so gut man konnte. So hatte der ganze schwäbische Kreis, der doch gegen zwei Millionen Einwohner zählte, nur 7000 Mann aufgebracht, die, an die Östreicher rechts und links angeschlossen, in den Schanzen von Kehl standen. Das Ausscheiden Preußens mit den seiner Machtsphäre nahe liegenden Staaten aus der Zahl der Verteidiger des deutschen Bodens, der Rückzug hinter die Demarkationslinie, welche jetzt Nord- und Süddeutschland trennte, mußte am Oberrhein den französischen Armeen ihr Spiel wesentlich erleichtern.

In Württemberg begann man wegen der eigenen Sicherheit besorgt zu werden. Doch im großen und ganzen vertraute man auf Österreich; die eigenen Streitkräfte waren ungemein beschränkt. Ehemals, vor Jahrzehnten, hatten kriegerische Herzoge Truppen in bedeutender Zahl aufgestellt; auf die Vorstellungen der Landstände war man davon abgegangen; denn der Württemberger sei nicht verpflichtet, während der Friedenszeit seinem Herrn zu dienen; bei ausgebrochenem Kriege mögen die tüchtigen Männer aufgerufen werden und dann ausziehen als Landmiliz, so wie es vor Zeiten geschehen der Verfassung gemäß. So hatten die alternden Herzoge, um ja den Frieden mit den Landständen nicht zu stören, das stehende Militär vollständig verfallen lassen. Auf der Postierung am Rhein stand bei den schwäbischen Truppen das Kreiskontingent Württembergs: ein Infanterieregiment, die Kreisdragoner und etwas Artillerie; zu Hause befand sich noch in den Garnisonen zu Stuttgart und Ludwigsburg, auf dem Asperg und an einigen anderen Plätzen das Infanterieregiment v. Hügel nebst schwachen Abteilungen von Kavallerie und Artillerie. Kriegsgemäße Heranbildung und Ausrüstung waren ganz vernachlässigt. Und doch wollte man eine kriegerische Kundgebung im Lande veranstalten; aber nicht im Sinne der Hebung und Vermehrung der herzoglichen Truppen, sondern auf die eigene Art und Weise, der Verfassung gemäß.

Man hatte in den letzten Jahren in den Kreisen der Beamten, Gelehrten, Advokaten die erfreuliche Entdeckung gemacht, daß bei ihnen auffallend viel militärisches Wissen zu Hause sei. Man rief nach Volksbewaffnung, nach der Einreihung aller waffenfähigen Bürger in die Landmiliz; auf ihr beruhe, wie in alten Zeiten, das Wohl des Vaterlandes; sie sei von weit edlerem Geiste beseelt als die Truppen der Fürsten; dem Beispiel der Vorväter folgend wolle man, wenn der Feind sich erkühne, die Grenzen zu überschreiten, ihm entgegenziehen zum Schutze des häuslichen Herdes, der Weiber und Kinder. Und nicht nur bei so hohen Worten ließ man es bewenden; der bürgerfreundliche Herzog Ludwig Eugen und die Landstände mit den tonangebenden Familien nahmen sich der Sache an; der Herzog gab der ganzen Bewegung Form und Gestalt; die Landstände kargten nicht mit Geldverwilligungen.

Es war im Sommer 1794, daß 14 000 Mann Landmiliz im Herzogtum formiert wurden, in Kompagnien, Bataillone, Brigaden zusammengestellt. Kriegerischen Lärm konnte man durchs ganze Land verspüren und eine Art von kriegerischer Begeisterung. An den Sonntagen ward exerziert und geschossen in den Dörfern und Städten. Man versprach sich große

Dinge. Herzog Friedrich Eugen fand bei seiner Thronbesteigung die fertig gestellte Landmiliz vor und ließ sie bestehen; von unserem Erbprinzen wird erzählt, daß er die Mängel der Milizeinrichtung hervorgehoben und niemals Vertrauen zu ihr gehabt habe. — Mochte außer dem Erbprinzen auch noch mancher andere Württemberger über die militärische Mißgeburt der Miliz den Kopf schütteln, so blieben zur Beruhigung der Gemüter ja noch immer die Höhen des Schwarzwalds. Von jeher blickte man so gerne nach diesem Schutzwall hin; man hatte mit großem Eifer an Befestigungen gedacht; man war sogar in der That an die Ausführung gegangen; der Ingenieurmajor Rösch nahm die Angelegenheit in die Hand und war mit dem Bau einer Sternschanze auf dem Kniebis bis über die Hälfte fertig geworden im Beginn des Sommers 1796.

Soweit waren die teils hastig und übereilt, teils zaghaften Geistes geführten Vorbereitungen gediehen, als die Ereignisse, einer mächtigen Flutwelle vergleichbar, hereinbrachen und die schwachen Schutzwehren niederwarfen. Es ist bekannt, wie die Postierung der schwäbischen Kreistruppen und der Östreicher am Oberrhein bei Kehl in der Nacht vom 23. zum 24. Juni 1796 durch Moreau überrascht wurde, wie der Übergang den Franzosen gelang, wie Kehl genommen wurde, die Truppen des Kreises sich gegen Offenburg zurückzogen, die Franzosen unter Moreau und St. Cyr im Renchthal aufwärts zogen.

In Stuttgart am Herzogshofe blieb der Ernst der Lage nicht verborgen. Einst hatte der alte Herzog in Pommern und in Schlesien Armeekorps angeführt und ruhmvolle Schlachten geschlagen; jetzt waren ihm nach Abzug der Kreistruppen kaum 1000 Mann Haustruppen zur Verfügung geblieben. Doch war man entschlossen, sein Möglichstes zu thun. In langgedehnter Postierung bis zur Bergstraße und zum Westerwald hin standen die Östreicher zerstreut; es galt Zeit zu gewinnen, bis sie sich an den Abhängen des Schwarzwalds vereinigt haben würden.

Die ganze Leitung der Wehranstalten übertrug der Herzog dem Erbprinzen, der sofort mit der ihm eigenen Lebendigkeit und Energie die Angelegenheit erfaßte, von seinem Vater mit den ausgedehntesten Vollmachten ausgestattet. Der General Andreas v. Hügel ward beordert, mit der wenigen vorhandenen Infanterie und einigen Geschützen nach dem Roßbühl bei Freudenstadt abzurücken, um die nächste Zugangsstraße vom Rheinthal nach Württemberg zu decken. Zur Verstärkung des Postens auf dem Roßbühl erwartete der Erbprinz einige östreichische Abteilungen, insbesondere das Freikorps Giulay und das Jägerbataillon Leloup nebst württembergischen Kreistruppen unter dem General v. Mylius. Der

Plan des Erbprinzen war, hier am Roßbühl mit den Truppen der Generale v. Hügel und v. Mylius festzuhalten mit Unterstützung der zwei östreichischen Bataillone. Das Gleiche sollte das schwäbische Kreiskorps unter dem Landgrafen von Fürstenberg in Hausach im Kinzigthale thun. So hoffte der Erbprinz einige Tage Zeit zu gewinnen, bis Erzherzog Karl, der in Eilmärschen heranrückte, seine Kräfte an der Murg gesammelt haben würde, um die Franzosen anzugreifen. Erbprinz Friedrich selbst begab sich nach Freudenstadt; alles lag ihm daran, daß der Landgraf von Fürstenberg bei Hausach festhalte. Ins Hauptquartier dorthin war zur Wahrnehmung der Interessen Württembergs der General v. Nicolai gesandt worden. An ihn wandte sich der Erbprinz:

Freudenstadt, den 2. Juli 1796.

Mein lieber Herr Generalmajor v. Nicolai.

Von meines Herrn Vaters Gnaden hieher geschickt, um die Postierung derer jetzt in dieser Gegend zusammentreffenden Korps mit ihren respektiven Kommandanten zu regeln, habe ich solches bereits in Ordnung gebracht, zugleich aber auch beigehendes Schreiben an den Herrn Feldmarschallieutenant Landgrafen von Fürstenberg erlassen, welches derselbe Ihnen mittheilen wird. Aus den letzten Berichten haben wir ersehen, daß das Kreiskorps nicht allein seine Stellung bei Biberach verlassen und die bei Hausach bezogen, sondern auch nicht sicher zu sein scheint, diese letztere zu behaupten.

Die Berichte des Herrn Generalmajors hierüber sind zwar erst nach meiner Abreise von Stuttgart eingetroffen; was sie aber auch enthalten mögen und wie sehr das schwäbische Kreiskorps zerrüttet sein möge, erteile ich im Namen meines Herrn Vaters und kraft der Vollmacht, die Sie selbst gesehen, Ihnen den bestimmten und ausdrücklichen Befehl, an keinen weiteren Rückzug nicht mehr zu denken, sondern den Herrn Feldmarschallieutenant nach dem Inhalt des an ihn erlassenen Schreibens dahin zu bewegen, diesen so wichtigen Posten von Hausach unabänderlich zu besetzen und selbst mit den größten Aufopferungen bis auf den letzten Mann zu verteidigen, wofür ich den Herrn Generalmajor insbesondere responsable mache, auch berechtige, dieses mein Schreiben nötigenfalls zu gebrauchen.

Die äußerst günstigen Aussichten auf ansehnliche kaiserliche Verstärkung heben für den Augenblick alle Ideen von friedlichem Akkommodement gänzlich auf, daher dieser Theil der Bestimmung des Herrn Ge-

nerals aufhört. — Ich wiederhole nochmals dem Herrn Generalmajor, daß es demselben auf Ehre und Pflicht aufgegeben, für die Behauptung des Postens von Hausach zu sorgen und daher das schwäbische Kreiskorps nicht vor erhaltener Ordre zu verlassen. — Da ich heute wieder nach Stuttgart zurückkehre, so werden Sie Ihre ferneren Rapports direct an den Herzog dorthin schicken. Ich verbleibe, mein lieber Herr Generalmajor,

Ihr wohlaffectionirter

Friedrich.

Soweit die Maßnahmen und die Plane des Erbprinzen. Allen Unterhandlungen mit dem Feinde war er abgeneigt. Das Schwierige an der Lage war nur der Umstand, daß die Östreicher ihre Kräfte in weitgedehnter Kordonstellung verzettelt hatten, während Moreau überall mit konzentrierten und überlegenen Kräften erschien. Während der Abwesenheit des Erbprinzen von Stuttgart scheint man am Herzogshofe den schon früher ernstlich erwogenen Gedanken an Neutralität, Waffenstillstand und Frieden wieder aufgenommen zu haben. Baden und andere Stände des schwäbischen Kreises waren längst darauf bedacht gewesen. So gingen von Stuttgart die Sendlinge nach zwei Richtungen ab; der Geheimerat v. Mandelslohe und Assessor Kerner in das Hauptquartier Moreaus nach Baden-Baden, um einen Waffenstillstand auszuwirken; Minister v. Wöllwarth mit dem Legationsrat Abel nach Basel, um hier wegen des Friedens zu unterhandeln.

Indessen war im Gebirge die Entscheidung gefallen. Am Nachmittag des 2. Juli war der Erbprinz von Freudenstadt nach Stuttgart abgegangen. Am Abend desselben Tags kam ein schwaches Detachement von Kreistruppen unter dem General v. Mylius auf dem Roßbühl bei der halb vollendeten Sternschanze an. Die zwei erwarteten östreichischen Bataillone waren noch nicht eingetroffen; die württembergischen Haustruppen unter dem General v. Hügel ebensowenig. Viel näher als man vermutet hatte, standen die Franzosen. Noch am Abend des 2. Juli rückten sie gegen die Stellung auf dem Roßbühl vor. Überall erschienen sie mit bedeutender Übermacht den schwäbischen Kreistruppen gegenüber. Doch hielten sich diese in der Schanze und in der nächsten Umgebung derselben über eine Stunde, stets in der Hoffnung, daß der versprochene Zuzug doch noch eintreffe. Keine Unterstützung erschien und so mußten sie endlich der Übermacht weichen und den Paß aufgeben. Der Landgraf von Fürstenberg war von Hausach gegen Haigerloch und später nach Rottenburg zurückgegangen.

Am 3. Juli rückten die Franzosen in Freudenstadt ein und hatten an diesem Tage und den folgenden unbedeutende, aber immerhin für sie glückliche Zusammenstöße mit dem östreichischen Jägerbataillon Leloup und den Truppen des Generals v. Hügel. — Aber die Landmiliz? wird man fragen, die so heiße Gefühle an den Tag gelegt hatte, die sich erproben sollte, sobald der Feind es wagen würde, die Grenze zu überschreiten. Man hatte versucht sie aufzurufen; allein es war so viel übler Wille und so viel Unordnung an den Tag gelegt worden, daß man es für besser gehalten, auf ihre sehr zweifelhafte Mitwirkung zu verzichten. Kein Milizmann rührte sich. — Am 5. Juli kämpften die Östreicher tapfer um Gernsbach und Kuppenheim; doch mußten sie sich hinter die Murg zurückziehen. Jetzt nahte aber der Erzherzog Karl in Eilmärschen von Norden her, um sich mit Latour zu vereinigen. Am 9. Juli griff er die Franzosen an bei Malsch in der Ebene des Rheins, bei Herrenalb und Loffenau auf den breiten Rücken des Schwarzwalds; hier blieben die Franzosen Sieger, dort die Östreicher. Der Erzherzog, im Gebirg geschlagen, konnte die Erfolge in der Ebene nicht festhalten; er entschloß sich zum Rückzug über Pforzheim.

Am 14. Juli waren die Franzosen bis Weil der Stadt vorgedrungen; der Erzherzog stand in Vaihingen an der Enz. Es schien kein ernstliches Halten mehr bei der kaiserlichen Armee zu sein. Ganz Württemberg lag dem Feinde offen. Grausenerregende Erzählungen waren den Eindringlingen vorangegangen[1]). Von Schrecken war das ganze Land ergriffen; in buntem Gemische sah man die Straßen von Fliehenden bedeckt, welche in den neutralen preußischen Fürstentümern in Franken eine Zuflucht suchten; da erschienen die reichen Equipagen der Fürsten und des Adels, von langen Zügen von Handwerksburschen unterbrochen, die den Schauplatz des Krieges verließen, um in friedlicheren Gegenden Arbeit und Nahrung zu finden. Wem es nicht so gut ward, sich und das Seine ins Ausland retten zu können, vergrub seine Schätze in die Erde und legte in den Waldungen Verstecke für sein Vieh an. Eine unendlich scheinende Wagenreihe, bald von Geschützen, Pontons, Kriegsgerätschaften, bald von bunt gemischten Haufen von Soldaten zu Fuß und zu Pferde, bald von einer armseligen Gruppe fliehender Landleute aus den westlichen Gegenden unterbrochen, zog sich in mühseliger Bewegung auf der Straße im Remsthal gegen Aalen nach Franken und nach der Donau zu.

[1]) J. G. v. Pahl, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Tübingen 1840. S. 105 f.

Der Herzog und der Erbprinz Friedrich scheinen am 18. und 19. Juli in Schorndorf gewesen zu sein. Am 18. Juli hatte der Erbprinz an den General v. Nicolai, der sich noch immer im Hauptquartier der zusammengeschmolzenen schwäbischen Kreistruppen in Haigerloch befand, geschrieben: „Der Herr General soll womöglich die Gefangennahme oder Zerstörung des Kreiskorps zu vermeiden suchen. Der kaiserliche Rückzug oder vielmehr Flucht geht unaufhaltsam fort. Das Hauptquartier trifft in Cannstatt ein. Die französischen Vorposten stehen ganz nahe bei Stuttgart; die Östreicher mit schwachen Kräften bei Cannstatt und Berg; alles zieht oder läuft vielmehr zurück. — Es sollte mich nicht wundern, wenn heute noch Stuttgart in den Händen der Franzosen wäre. Obgleich Herr v. Mandelslohe noch nicht zurück, habe ich Ursache, mit Gewißheit zu vermuten, daß der Waffenstillstand abgeschlossen. — Dieses alles für Sie allein und nur das Notwendigste im äußersten Notfall zur Bestimmung der Entschließungen des Generallieutenants v. Fürstenberg."

Der Erbprinz hatte ganz Recht; am 18. Juli waren in der That die Franzosen schon in Stuttgart, aber der Geheimerat v. Mandelslohe war auch schon von Baden-Baden mit der Waffenstillstands- und Neutralitätsurkunde da. — Über den Einmarsch der Franzosen in Stuttgart berichtet der Kommandant, Generalmajor v. Georgii, an den Erbprinzen:

Stuttgart, den 19. Juli 1796.

Gegen alles Vermuten sind die Franzosen gestern Nachmittag vom Hasenberg her hier eingerückt, nachdem das kaiserliche Kommando ihnen zwar entgegen gegangen, aber von ihnen zurückgedrängt worden. — Sobald sie eingerückt waren, besetzten sie die Schloß-, Haupt- und Thorwachen, desarmierten die Wachten und ließen die Leute in die Kasernen gehen. Nicht lange hernach kam der Befehl von dem französischen General, daß die herzoglichen Truppen wieder die Wachten beziehen und mit den Franzosen gemeinschaftliche Dienste versehen sollten, welches auch erfolgte und beiderlei Wachten vertragen sich ganz freundschaftlich.

Nachdem der Geheimerat v. Mandelslohe eine Stunde nach ihrem Einrücken ankam und der Waffenstillstand bekannt wurde, so verlangte der französische General, daß die Garnison sich verpflichten sollte, die Neutralität genau zu beobachten, worauf die Garnison außer denen Wachten sich in den Kasernen versammelte und eine von dem herzoglichen Geheimerat vorgeschriebene Eidesformel in Gegenwart eines französischen Offiziers vom Generalstab ablegte.

Die Franzosen halten übrigens gute Mannszucht; indessen hat man doch nicht verhindern können, daß einzelne Franzosen in einige Häuser eingedrungen und geplündert haben. Der Lieutenant v. Harling mußte die ganze Nacht mit den noch hier befindlichen Husaren patrouillieren und dadurch ist doch manche Plünderung abgewendet worden.

Der ich zu höchster Gnade mich unterthänigst empfehle und in tiefster Ehrfurcht ersterbe 2c."

Nach kurzen Gefechten bei Cannstatt, Berg, Eßlingen räumte die kaiserliche Armee die Gegenden am Neckar, an der Rems und der Fils, im Rückzug begriffen gegen die östreichischen Erblande. Der herzogliche Hof samt dem Erbprinzen hatte seinen Aufenthalt in dem durch die preußische Neutralität geschützten Ansbach genommen, um den Demütigungen durch die brutalen Sieger zu entgehen.

Wehrlos und rechtlos war diesen jetzt das ganze Land preisgegeben. Als leere Worte erwiesen sich die Bestimmungen des am 17. Juli in Baden-Baden abgeschlossenen Waffenstillstands wie auch die Stipulationen des Friedens, der für Württemberg am 7. August in Paris zu stande kam. Beide Abmachungen mußten mit ungeheuren Opfern an Geld und an Naturallieferungen erkauft werden. — Auf allen Straßen und Nebenwegen, in Städte und Dörfer einfallend, durchströmten jetzt die Scharen des republikanischen Heeres das Land. In den größeren Städten, zumal wenn menschlich fühlende Generale zugegen waren, wurde leidliche Ordnung gehalten. Die abseits gelegenen Dörfer und kleinen Wohnplätze aber fielen der Härte der Sieger und ihrer wilden Raublust zum Opfer; die Bevölkerungen mußten alle Verluste, alle Mißhandlungen, alle Demütigungen über sich ergehen lassen, welche feindliche Gewalt den Ländern bringen kann. Die Franzosen waren jetzt in Süddeutschland treffliche Lehrmeister darüber, wie viel an Leistung man den einzelnen kleinen Gebieten, jedem Städtchen, jedem Dorf zumuten könne. Dieselben kleinen Staaten, die sich zum großen Teil gesträubt, ihr Kontingent zu stellen und eine mäßige Summe in die allgemeine Kriegskasse abzuführen, mußten jetzt dem Reichsfeind das Zehn- und Zwanzigfache von dem geben, was für den eigenen Schutz verweigert worden war.

Der durch Mandelslohe mit dem General Moreau geschlossene Vergleich lautete:

Der Obergeneral der Rhein- und Moselarmee, der es sich zur Angelegenheit macht, den friedlichen Absichten Sr. Durchlaucht des Herrn Herzogs zu Württemberg zu entsprechen, bewilligt demselben einen Waffenstillstand mit den französischen Truppen für das Gebiet des

Herzogtums Württemberg und seiner Zubehörden unter folgenden Bedingungen.

Art. 1. Der Herr Herzog wird sogleich alle zu den coallierten Armeen gestellten Kontingentstruppen zurückziehen; dieselben werden bewaffnet bleiben und der Herzog wird sie zu der inneren Polizei des Landes nach Gutbefinden verlegen.

Art. 2. Die Truppen der französischen Armee werden, so lange der Krieg dauert, in den Staaten des Herzogs den ungehinderten Durchzug haben. Diejenigen, welche den Kriegsoperationen zufolge durch das Herzogtum Württemberg marschieren müssen, sollen darin, nach Beschaffenheit der Umstände, bei den Einwohnern einquartiert oder barakiert werden, jedoch ohne daß die Eigentümer deshalb eine Schadloshaltung von der französischen Republik sollen fordern können. Der Obergeneral wird dabei, soviel immer möglich ist, verhüten, Truppen durch die herzoglichen Residenzen Stuttgart, Tübingen und Ludwigsburg, die der deutschen Verfassung nach von Durchzügen frei sind, marschieren zu lassen.

Art. 3. Insbesondere wird der Obergeneral dafür sorgen, daß von den Truppen, die durch das Herzogtum ziehen zu lassen die Kriegsoperationen ihn nötigen werden, die Personen und das Eigentum respektiert werden. Er wird ferner Sorge tragen, daß dem Gottesdienste und den Gesetzen des Herzogtums Württemberg, welches dem Zivil- und Militärgouvernement untergeben bleibt, kein Eintrag geschehe.

Art. 4. Insoferne Umstände oder Kommunikationsschwierigkeiten es notwendig machen, daß bei einem Marsch oder Aufmarsch der Truppen in dem Herzogtum Württemberg denselben ihre Subsistenz von daher verschafft werde, so haben die Beamten sich gegen die diesfallsigen Anforderungen der Generale oder Kriegskommissäre an Früchten oder Brot, Heu, Holz, Haber, Fleisch, Fuhrwesen oder Lastpferden nicht zu weigern. Diese Lieferungen werden von der Republik auf Abschlag der Naturalien und Geldkontributionssummen angenommen werden, welche der Herr Herzog zu Württemberg an die französische Armee abliefern läßt. Alle anderen von Partikularpersonen gekauften Viktualien werden von den Truppen mit barem Gelde bezahlt.

Art. 5. Der Herr Herzog zu Württemberg wird dem Zahlmeister der Rhein- und Moselarmee die Summe von vier Millionen französischer Livres in barem Gelde zahlen lassen. Eine Million wird binnen zehn Tagen nach Unterzeichnung des Vertrags, zwei andere Millionen werden von zehn zu zehn Tagen gezahlt und für die Zahlung der vierten Million eine Zeitfrist von zwei Monaten, von der Unterzeichnung an gerechnet,

bewilligt. Der Herr Herzog wird außerdem noch die in einer besonderen Übereinkunft bedungenen Lebensmittel und anderen Gegenstände liefern.

[100000 Zentner Brotfrüchte, 50000 Säcke Haber, 100000 Zentner Heu, 50000 Paar Schuhe und 4200 Pferde.]

Art. 6. Der Herr Herzog zu Württemberg wird alsbald jemanden an das Vollziehungsdirektorium der französischen Republik nach Paris schicken, um den Separatfrieden zu unterhandeln.

Art. 7. Die Reichsstädte Eßlingen und Reutlingen, welche unter dem besonderen Schutze des Herrn Herzogs zu Württemberg stehen, sollen in dem Waffenstillstand einbegriffen sein u. s. w.

Art. 8. Der Obergeneral wird mit Vergnügen die Verwendung des Herrn Herzogs zu Württemberg für jene Fürsten und Stände des schwäbischen Kreises, welche mit der französischen Republik in Unterhandlungen zu treten wünschen, annehmen.

Geschehen im Hauptquartier zu Baden den 29. Messidor des 4. Jahrs der französischen Republik (17. Juli 1796).

Die zur Unterhandlung eines Waffenstillstands mit dem Obergeneral bevollmächtigten Abgesandten des Herzogs von Württemberg
Baron v. Mandelslohe,
Geheimerat.

Kerner, Assessor.

Der Obergeneral der Rhein- und Moselarmee
Moreau.

Der am 7. August nachfolgende Friede von Paris enthielt noch weitere geheime Artikel wegen der Stellung des Herzogs zum Reich, wegen des linken Rheinufers und der Entschädigungen, die in Aussicht gestellt waren.

Ein Hohn aber auf die Bestimmungen in all diesen Vergleichen war das Verhalten der republikanischen Soldaten in dem vielfach gequälten Lande. Die Generale und übrigen Offiziere hatten in der Regel auch rein keine Mittel und keine Macht, irgendwie ihre Absichten oder die Bestimmungen der Verträge durchzusetzen gegenüber den Launen ihrer Mannschaften. Die meisten hatten aber auch gar nicht den Willen dazu. Jede kleine Rücksichtnahme, jede noch so selbstverständliche Schonung mußte den Generalen und übrigen Offizieren teuer abgekauft werden. Manche Gemeinde, manche einzelne Familie hatte ihren Frieden mit den Eindringlingen noch ganz besonders zu schließen unter Aufopferung alles zusammengesparten Wohlstandes.

Wozu alle Quälereien und Mißhandlungen in Städten und Dörfern besonders aufzählen? Der Vorgang war immer derselbe. Der mehr oder weniger hohe Kommandant kam mit seiner Truppe ins Dorf oder ins Städtchen. Bleicher Schrecken und Bücklinge empfingen ihn. Die Forderungen wurden gestellt: eine bestimmte Summe baren Geldes, Naturalien, Tuch, Schuhe. Jetzt begann das Feilschen um Nachlaß. Trinkgelder in jeder Form mußten helfen und erweichen. Ein Teil der Naturalien mußte geliefert werden, um alsbald wieder in den Handel zu kommen. So trieb es jeder der Reihe nach. Nach dem Einrücken der Truppen fing das Plündern im einzelnen an, das „Grippen"; Silberzeug, Schuhe, jeder Kram, der von Wert schien, wurde bei Seite gebracht. Nun kam der Schwindel an die Reihe mit den Sauvegarden den ängstlichen Gemütern gegenüber und mit den Assignaten zu Scheinzahlungen. Bei den Offizieren war selten Schutz zu finden; sie waren meist von keinen anderen Gefühlen beseelt als die gemeinen Soldaten und trieben es wie diese. — In den Quartieren fand man die Leute nur schwer zu befriedigen; üppig und lecker, wie sie sich gaben, freilich nicht von Hause aus, sondern in Nachäfferei der Vornehmen, verlangten sie unmögliche Dinge, das gewöhnliche Brot und die gewöhnliche Kost mit Füßen tretend. Eine besondere Lust und Würze schien es ihnen zu sein, alles, was sie nicht genießen oder mitnehmen konnten, zu vernichten. Der galt für rühmenswert und wurde hoch gepriesen, der bloß seinen Mutwillen mit Männern und Weibern trieb und als großer Herr seinen gnädigen Spaß mit ihnen hatte.

Eine ganz ins einzelne gehende Berechnung, die aufzeichnet, was Dorf für Dorf, Stadt für Stadt im Herzogtum geraubt worden ist, berechnet den Verlust an gestohlenem Gute auf 1242 000 Gulden; dazu kommt in mehr als doppeltem Betrag die Verpflegung der Offiziere und Mannschaften, die Lieferungen und einzelnen Kontributionen; alles das neben den Tributen, die im Vertrag von Baden-Baden festgesetzt waren.

Ein Glück, daß die Quälgeister ziemlich rasch durchs Land zogen. Immer der kaiserlichen Armee auf den Fersen bleibend, rückte Moreau gegen Osten, Augsburg und München zu. Die ausgesogenen württembergischen Landleute sahen die letzten Abteilungen, die letzten zerlumpten Nachzügler ostwärts verschwinden; zurückgeblieben waren nur Lazarete und Depots. Aber kaum getrauten sich die aufgescheuchten Leute in ihrer bangen Sorge aufzuatmen.

Voll Siegeszuversicht war Moreau in Bayern eingerückt; in Wien erst wolle man Frieden schließen, ging die Rede im Lager. Noch war Moreau auf dem rechten Donauufer, immer in der Meinung, dem Erz-

herzog Karl auf den Fersen zu sein, um ihn noch einmal zu fassen. Es war zu Ende August. Wie er aber auch herumtasten mochte, er spürte die große Armee des Erzherzogs sich nicht mehr gegenüber; Luftgebilde waren es, auf die er stieß. — Mit ungemein kühnem Entschluß und reger Beweglichkeit hatte der Erzherzog sich der weiteren Verfolgung entzogen. Leichte Truppen blieben Moreau gegenüber auf dem rechten Donauufer stehen; mit der Armee selbst aber zog der erprobte Feldherr aufs linke Ufer der Donau, konzentrierte alle im Rückmarsch auf die Erblande befindlichen kaiserlichen Streitkräfte und traf nun Schlag auf Schlag bei Amberg und bei Würzburg die länderverwüstenden Banden, welche unter Jourdan gleichzeitig mit Moreaus Armee über den Niederrhein vorgedrungen waren.

Moreau fühlte es, der nächste Schlag müsse ihn treffen. Zunächst war seine Absicht, aufs linke Donauufer zu folgen, um dem Kameraden zu Hilfe zu eilen. Als er aber erfuhr, daß die Truppen Jourdans, total geschlagen, in haltloser Flucht, umtobt von den durch Quälereien zur Verzweiflung gebrachten Bauern, nach dem Rhein zurückflohen, trat er selbst den Rückzug an. Ende September war seine Armee wieder in Ulm und dessen Umgebung. In geschickter Weise wußte er den vergleichsweise von Feinden freien Raum zwischen Donau und Bodensee zu benützen, um sich in wohlgeordnetem Rückzuge dem Rhein zu nähern. Zum Schluß entzog er sich einem vernichtenden Schlag, den ihm der Erzherzog durch Abschneiden von dem Übergang bei Kehl zugedacht hatte, und gewann zu Ende Oktober bei Hüningen das linke Rheinufer.

Dann und wann hatte der württembergische Landmann in früheren Zeiten Klage geführt über die Einlagerung der kaiserlichen Soldaten, über die Quartierlast, über den vielen Vorspann, über die vollen Schüsseln, die zu jeder Essenszeit verlangt wurden. Jetzt hatte er andere Erfahrungen hinter sich; jetzt empfing er mit offenen Armen den östreichischen Bundesgenossen und Befreier; ein Jubel war es in jedem Dorf, wenn die ersten kühnen ungarischen Husaren sich zeigten; in den Städten, wenn der Retter der Ehre Deutschlands, der siegreiche Erzherzog, einritt. Jeder Einzelne fühlte sich wieder Herr im Hause; sicher seiner persönlichen Ehre und der seiner Angehörigen.

Wie sie vor wenigen Monaten gestanden, dehnten sich zu Ende des Jahres 1796 die östreichischen Posten am rechten Rheinufer aus; ganz Süddeutschland war wiederum dem Machtbereich Östreichs gewonnen. Eine üble Lage für die meisten der beteiligten Staaten, welche Neutralitätsverträge aufgestellt, Frieden geschlossen und sich dadurch faktisch von

der Sache Östreichs und des Kaisers losgesagt hatten. Unter solchen Umständen geschah es, daß Herzog Friedrich Eugen von Ansbach aus wiederum in sein Land zurückkehrte. In die Hände des Erbprinzen legte er das schwierige Geschäft, die Wiederannäherung an den Kaiserhof anzubahnen und neuerdings Anschluß zu suchen. Friedrich war auch ganz der richtige Mann dazu, er, der sich jederzeit klar blickend und staatsmännisch befähigt zeigte.

Es war das Abkommen mit der französischen Republik ganz gegen seine Ansichten und gegen seine Wünsche geschehen. Wäre es nach seinem Rat gegangen, so hätte man unentwegt bei Östreich ausgehalten. Aber es war insbesondere ein Nachgeben gegen den ausgesprochenen Willen der Landstände, daß man Neutralität suchte und Friede mit der Republik, um dadurch vermeintlich die Ruhe und die Wohlfahrt des Landes sicher zu stellen. — Friedrich reiste nach Wien ab und fand in der ihm durch die Heirat seiner Schwester Elisabeth verwandten Kaiserfamilie manigfaches Entgegenkommen. Hier, in den ersten Monaten des Jahres 1797, mag es auch gewesen sein, daß Friedrich diejenigen Eindrücke erhielt, die ihn veranlaßten, sich für die Folgejahre eng mit Östreich zu verbünden, um dessen treuer Waffengenosse zu bleiben, bis zwingende Gewalt das Band zerriß. Das entschiedene und energische Wesen des Erbprinzen mit seiner überaus stattlichen Erscheinung und seinem hellen Auge gefiel aller Orten. In Wien leitete er auch seine zweite Vermählung ein. Die erste Gattin, mit der er sich 1780 in Potsdam verbunden, hatte er nach acht Jahren schon durch den Tod verloren, nachdem er rasch Rußland verlassen hatte, während die Prinzessin zurückgeblieben war. Mit dem Frühjahr 1797 begab sich der Erbprinz, begleitet von dem Oberhofmeister v. Zeppelin, nach London, wo am 18. Mai 1797 die Vermählung mit der Kronprinzessin von England, Charlotte Auguste Mathilde vollzogen wurde.

Von London kehrte er sofort mit seiner Gemahlin nach Stuttgart zurück, verbunden nunmehr mit den wichtigsten Höfen durch verwandtschaftliche Bande sowohl als durch neuerdings ausgetauschte politische Ansichten. Das eben damals im Herzogthum außerordentlich bewegte Leben benützte Friedrich dazu, Männer an sich zu ziehen, die ihn über die Triebfedern des Handelns aufklären konnten, um selbst ein Urteil zu bekommen über die Thätigkeit, die sich im Landtag zeigte, bei der Regierung und im Volk, insbesondere in den Familien, welche sich durch hohe Ämter, durch Beiziehung zu den Regierungsgeschäften, durch Sonderstellung bei den Landständen aus der Masse ihrer Mitbürger herausgehoben sahen.

Ein derber Ruck war es gewesen, durch den die Württemberger aus ihrer behaglichen Ruhe aufgeschreckt worden waren; eine nie gesehene Regsamkeit begann; man steckte in allen Gesellschaftskreisen die Köpfe zusammen; jeder fing auf seine Weise an, den Dingen, die er erlebt, und den Mißständen auf den Grund zu gehen, Vorschläge zu formulieren und jeden Fund an den Tag zu fördern. Als nächste Aufgabe zeigte sich die Verteilung der Kriegslasten; darüber, sowie über Verwendung der vorhandenen Geldquellen, über deren Erweiterung, über Eröffnung neuer mußte der Verfassung zufolge die Stimme der Vertreter des Landes gehört werden.

So berief der Herzog einen allgemeinen Landtag, der am 17. März 1797 in Stuttgart eröffnet wurde. Auf ihn waren, nachdem die Stände sich seit 27 Jahren nicht mehr in ihrer Gesamtheit versammelt hatten, die Augen des ganzen Volkes gerichtet.

Zunächst ein Blick in den allgemeinen Landtag[1]). — Der Staatsform nach war Württemberg eine durch Stände beschränkte Erbmonarchie. Gerade damals, unter den Einflüssen der Zeitströmung, liebte man es in gewissen Kreisen, das Herzogtum einen monarchisch-demokratischen Staat zu nennen. Der Württemberger besaß mehr Rechte und ausgedehntere als die meisten anderen Deutschen. Er konnte unbehindert auswandern. Nur die von den Landständen bewilligten Steuern war er gehalten zu entrichten. Sein Eigentum darf nicht verletzt werden. Die allein zulässige Kirche ist die lutherisch-protestantische. — Die Wahrung aller Rechte war der Landschaft, den Ständen, Landständen, dem Landtage aufgetragen. Diese Versammlung der Vertreter bestand nur aus einer einzigen Kammer mit 14 Prälaten der protestantischen Kirche und 69 Abgeordneten von Städten und Ämtern. Die Abgeordneten gingen aber keineswegs aus einer allgemeinen Wahl hervor, sondern wurden von den Amtsversammlungen aus der Mitte der Magistrate gewählt.

Die verwilligten Steuern zog die Landschaft durch ihre eigenen Beamten ein; aus ihrer Kasse floß dann ratenweise das Geld an die Regierung. — Um alle Rechte auszuüben und beständig zu wahren, ohne allzuhäufige Einberufung der ganzen Versammlung, bestanden zwei Ausschüsse, Kommissionen: der engere Ausschuß, welcher stets beisammen war, und der größere Ausschuß, von dessen Zusammentreten in der Regel abgesehen wurde.

[1]) R. v. Mohl, Das Staatsrecht des Königr. Württemberg. 2. Aufl. Tübingen 1840. I. 4 ff.

Unter seinem besonderen Verschluß hielt der engere Ausschuß eine eigene geheime Kasse, die geheime Truhe, von deren Summen er in Beziehung auf Verwendung niemand Rechenschaft abzulegen hatte.

Die Eröffnung des Landtags ward im ganzen Lande als der Anbruch einer neuen Zeit betrachtet. Alle Wünsche und Hoffnungen drängten sich hervor; von berufener wie unberufener Seite wurden Beschwerden und Bedürfnisse aufgezählt. Es bildeten sich im Landtage selbst Kommissionen für die verschiedenen Zweige des Geschäfts. Mit Eifer nahm man die Arbeit auf.

Indessen war die Aufmerksamkeit auch nach anderer Seite hin abgelenkt worden. Der Frieden von Campo Formio war geschlossen und auf dem Friedenskongreß zu Rastatt, der bestimmt war, alle Verhältnisse zwischen Frankreich und dem deutschen Reich zu ordnen, trafen sich die Vertreter der großen und kleineren Mächte. Für Württemberg trat dort anfangs Dezember 1797 der Geheimerat von Mandelslohe ein. Ein diplomatisches Schauspiel von größter Bedeutung durfte man erwarten.

Das war die Lage der Dinge im Innern und nach außen, als am 23. Dezember 1797 Herzog Friedrich Eugen starb und der seitherige Erbprinz als Friedrich II. den herzoglichen Thron bestieg. — Da stand der neue Herzog in vollster Kraft als ein fertiger, reifer Mann von 44 Jahren. In wichtigen militärischen und administrativen Stellungen hatte er gestanden; war immer ein feiner Beobachter gewesen, war sich seiner hohen Geistesgaben, seiner raschen Auffassung, seines ungewöhnlichen Gedächtnisses, seines zutreffenden Urteils, seiner großen Arbeitskraft wohl bewußt, seiner Überlegenheit über andere, über die meisten seiner Zeitgenossen. Die ihm reichlich gebotenen Gelegenheiten, sich an den besten Quellen über europäische Politik und Zeitlage zu orientieren, hatte er fleißig benützt. Stand er doch in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Höfen in Berlin, Wien, Petersburg, London.

Stets aber schwebte ihm Ein Gedanke vor, das Ideal, an dem schon der junge Mann hinaufgesehen, Friedrich der Große; er hat daran festgehalten. Der Herzog liebte es, sich als den ersten Beamten des Staats anzusehen; seiner riesigen Arbeitskraft stellte er selbst die höchsten Aufgaben, wollte dagegen aber auch höchste Befugnisse in sich vereinigt wissen. Seiner leitenden aufgeklärten Staatsidee folgte er unbedingt; auf der andern Seite verlangte er, daß seine Organe, seine Beamten widerspruchslos in alle gestellten Aufgaben eingingen.

Dabei zeigte sich Friedrich zu jeder Zeit als Feind alles hergebrachten Zopfes, aller Sonderstellungen und Privilegien; rücksichtslos und gewalt-

sam in deren Beseitigung. Und noch eine Seite seines Charakters machte sich jetzt geltend: was er war durch eigene Wahl oder was er sein mußte durch den Zwang der Verhältnisse, das wollte er ganz und ungeteilt sein. — Nicht geschaffen war er zum bequemen Handgebrauch eines Ministers, einer Nebenregierung oder der Landstände, sondern gewillt, allem, was er im Herzogtum schaffen würde, den Stempel seines Willens und seiner Arbeit aufzudrücken und nichts von dem aufkommen zu lassen, was den Linien widersprach, die in seinem Gedankenkreis gezogen waren.

So war der Mann, der jetzt an die Spitze eines Staatswesens trat, in welchem soeben sich ein außerordentlich reges geistiges Leben geltend gemacht hatte. Der Mann, der, in die große Welt eingewohnt, die schnelllebige Zeit, die rasch sich überstürzenden Ereignisse begriffen hatte, war jetzt eben von der Vorsehung auf den Plan gestellt, um in zwei wichtigen Fragen die Entscheidung zu treffen. Auf der einen Seite schienen die äußeren Verhältnisse eine immer bedrohlichere Gestalt anzunehmen durch die gesteigerten Ansprüche der französischen Republik; auf der andern Seite schleppte sich noch ungelöst die innere Frage hin, die zwischen Regierung und Landständen im Herzogtum sich gebildet hatte.

Die erste Angelegenheit, welcher sich die Aufmerksamkeit des Herzogs zuwandte, war das Wohl des Landes. In feierlicher Weise übergab er am 22. Januar 1798 vor versammelten Landständen die Bestätigungsurkunde der altehrwürdigen Verfassung. Eine Reihe von Mißständen stellte er sofort ab. Es gewann den Anschein, als sollte rasch die erhoffte Verbesserung und Wiedergeburt des politischen und sozialen Lebens eintreten. — Ausgesprochenen Lieblingswünschen kam die Regierung sofort entgegen: „in Betreff der Offiziersstellen haben Se. herzogl. Durchl. ihre Bereitwilligkeit zu erkennen gegeben, in Vergebung derselben darauf Rücksicht zu nehmen, daß solche dem größeren Teil nach mit Landeskindern besetzt werden und zugleich die gnädigste Versicherung erteilt, daß bei dem Avancement kein Vorzug der Geburt stattfinden werde; Höchstdieselben nehmen auch keinen Anstand, die nähere Bestimmung beizufügen, daß künftighin zwei Dritteile der Offiziersstellen mit bürgerlichen Landeseingeborenen besetzt werden sollen."

Ähnlich soll verfahren werden bei Besetzung der Oberforstmeisterstellen; Jagdfrohnen, welche nicht gesetzlich begründet sind, seien abzustellen, dem Adel nur diejenigen Vorzüge einzuräumen, die in der Verfassung begründet sind. Am 17. März 1798[1]), dem Tage, an welchem diese und

[1]) Vizinger, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Tübingen 1833. S. 27.

ähnlich lautende Resolutionen ergingen, sprach der Herzog zu der an ihn abgeschickten landständischen Deputation: er sei, indem er den Wünschen und Bitten der Landesversammlung entsprochen habe, ganz der Neigung seines Herzens gefolgt, und auch für die Zukunft werde er es sich zum wahren Vergnügen machen, das Beste seiner Unterthanen selbst dann zu befördern, wenn es mit Aufopferung seiner eigenen Rechte geschehen müßte. Nur könne er nicht umhin, zu bemerken, daß Schmälerung der Regentenrechte nur allzuleicht die Verfassung untergraben und mithin eine der beabsichtigten Wohlfahrt des Landes ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbringen könnte.

Je mehr der Herzog den Wünschen entgegenkam und Mißstände, die er vorgefunden, abstellte, desto berechtigter war er auch, auf gedeihliche Mitwirkung der Landstände in den Hauptfragen zu hoffen. Und Hauptfragen blieben für ihn: Aufbringung der Gelder für die Kriegsschäden und Neugestaltung der gänzlich zerrütteten Streitmacht für alle Fälle. Ende März 1798 ging die allgemeine Landesversammlung vorläufig wieder aus einander, die Erledigung aller schwebenden Verhandlungen einem verstärkten Ausschuß überlassend.

Nicht zu leugnen ist, daß der Herzog mit einem gewissen Mißtrauen das Gebaren der Landstände betrachtete. — Man war im Herzogtum in die Gewohnheit verfallen, sich in sich selbst zurückzuziehen, in kleinem und engem Gesichtskreis befangen, in trotziger Abschließung gegen außen. Als ein Fremder war der rasch handelnde, ungeduldige Herzog hereingetreten in das erstarrte Stillleben mit den alten toten Einrichtungen, mit der einschläfernden Weitläufigkeit der Verhandlungen, mit dem Formenwesen, das auf seinem Schein bestand.

Friedrich hatte lange genug beobachtet; er hatte gesehen, wie zur Zeit der alt gewordenen, wenig energischen, mehr mit den Tugenden von Privatpersonen ausgestatteten Herzoge sich eine Art von Nebenregierung gebildet hatte; wie unter dem Einfluß und der argwöhnischen Überwachung der teilweise engherzigen und eigennützigen landständischen Ausschüsse jeder gedeihliche Gedanke schon im Keim ersticken mußte.

Im Umgang mit Friedrich dem Großen hatte der Herzog den leitenden Gedanken des Selbstschaffens eingesogen. Etwas Eigenes, selbst Erdachtes auszuführen, war seines Herzens heißester, lange zurückgehaltener Wunsch; er fühlte es als seinen innersten Beruf. Er wollte zeigen, was man leisten könne nach Beseitigung der Geldvertrödelung mit dem Geheimnis der Landschafts-Truhe, wenn erst alle Kräfte unter strenger Aufsicht konzentriert waren.

Die Thätigkeit der eigentümlich zusammengesetzten ständischen Ausschüsse hatte längst das Vertrauen auch im Lande verloren[1]). Die Selbstergänzung der Ausschüsse und die lebenslängliche Ernennung der Mitglieder war der schlechteste Teil der württembergischen Gesetzgebung. Kein Zweifel, daß man ihr zum größten Teile den Untergang der alten Verfassung zuzuschreiben hat. Diese spießbürgerliche Herrschaft Weniger mit der nicht kontrollierbaren geheimen Truhe führte zur Kleinlichkeit, Begünstigung einzelner Personen und Familien, erstickte die Wirksamkeit der großen Versammlung und dadurch alles frische Staatsleben.

Eifersüchtig wachten die Stände über ihren Geldbesitz; eifersüchtig Herzog Friedrich über seine Mittel aus dem Kammergut. Den stets berechnenden Staatsmann mußte es ärgern, wenn er täglich sah, wie ständische Mittel aus der geheimen Kasse, die ihm verschlossen war, auf nichtsnutzigen Kram verwendet wurden, wie auf die Erhaltung der Landmiliz, auch nachdem sie sich so gänzlich unbrauchbar erwiesen hatte und längst dem Spott der Verständigen anheimgefallen war. Gegen 500 000 Gulden aus der Landschaftskasse waren auf diese zwecklose Einrichtung angewiesen worden.

Die Mittel der geheimen Kasse setzten die Landschaft auch in den Stand, eigene Vertreter bei den auswärtigen Mächten zu unterhalten, in Wien, in Paris, beim Kongreß zu Rastatt; Vertreter, welche zum Teil wenigstens die Interessen und Absichten des Herzogs bekämpften. So fand Friedrich auf allen Wegen, die er betreten mochte, eine wohl organisierte und durch vielfache Fäden mit den tonangebenden Familien verbundene Nebenregierung vor, welche eigene Politik trieb und mit ihren Mitteln eine eigene militärische Lieblingsschöpfung hätschelte.

Während die Verhandlungen in unerfreulicher Weise sich hinzogen, wandte der Herzog seine Thätigkeit einem Felde zu, auf dem er mehr Dank zu ernten hoffte. — Nichts entging dem Auge des Herrschers, wenn ihn seine vielfachen Reisen in dem volkreichen Lande durch Dörfer und Städte führten. Seine besondere Aufmerksamkeit galt der Bebauung des Landes. Wo diese lückenhaft war, wo Mängel sich zeigten, mußte gründlich und ohne alles Zögern abgeholfen werden. Alle darauf bezüglichen Erlasse streben eine bessere Ausnützung, Verwertung und Verteilung des Bodens an. Unter dem 23. August 1798 verfügte der Herzog: „Die von Jahr zu Jahr zunehmende Bevölkerung Unserer herzoglichen Lande und die in neueren Zeiten gesammelten Erfahrungen von

[1]) Mohl, Staatsrecht ꝛc. S. 18.

der mehrfältig eingetretenen Unzulänglichkeit der inländischen Erzeugnisse haben Uns von der Notwendigkeit überzeugt, auf die Verbesserung der Landeskultur Unser besonderes Augenmerk zu richten; und da Uns nicht unbekannt geblieben ist, daß noch manche Strecken bisher unbenützt geblieben sind, manche durch fleißigeren Anbau oder durch Veränderung der Bauart zu einem höheren Ertrag gebracht werden können, an vielen Orten die Landesindustrie einer eigenen Aufmunterung bedarf, an andern wenigstens noch Hindernisse derselben hinwegzuräumen sind, so sehen Wir uns hiedurch veranlaßt, folgendes zu verordnen —." Es finden sich nun verzeichnet die auf persönliche Wahrnehmungen gegründeten Verordnungen über rationellere Anlage der Weinberge, über Verteilung von Viehweiden, Öden, Allmanden behufs Umwandlung in Äcker und Wiesen, um die Leute zur Stallfütterung und Düngergewinnung zu zwingen; über Anbau von Klee und gewinnbringenden Gräsern, Anpflanzung von Obstbäumen. Seine ganze Regierungszeit über behielt Friedrich das im Auge, wozu er hier den Anstoß gegeben. Eine Menge von Örtlichkeiten im alten wie im neuen Lande verdankt diesen Anordnungen ihren Wohlstand oder doch die Hebung desselben. Mit aller Strenge hielt der Herzog darauf, daß die weisen Maßregeln durch seine Beamten und die Gemeindevorsteher beachtet und durchgeführt wurden.

Auch der Universität stattete der Herzog behufs einer Visitation seinen Besuch ab. „Montags den 7. Mai 1798 kamen Se. herzogl. Durchl. in Begleitung des Herrn Geheimen Konferenz-Ministers Grafen von Zeppelin und des Herrn Geheimenrats Spittler Excellenzen, auch mehrerer anderer Kavaliers hier an und stiegen vor dem Collegio illustri ab, empfangen von dem Senat und der Universität und dem Stadtmagistrat. Höchstdieselbe beaugenscheinigten noch am nämlichen Vormittag das Gebäude des Collegii illustris und das Schloß, wohnten nachmittags öffentlichen Vorlesungen über Philosophie und allgemeines Staatsrecht bei und beritten abends die hiesige Gegend. Des andern Tags nahmen Höchstdieselbe das herzogliche Stipendium in Augenschein, waren bei dem Speisen der dortigen Zöglinge und nachmittags bei einer mit denselben vorgenommenen theologischen Prüfung gegenwärtig, nach deren Beendigung Sie, zufrieden mit den Kenntnissen der fürstlichen Zöglinge, diese noch in gnädigen Ausdrücken als künftige Lehrer des Volks zur Rechtschaffenheit und Tugend erinnerten. Während der Mittagstafel an beiden Tagen war jedermann der Zutritt gestattet."

Kurz vorher hatte die Huldigung der Residenzstadt Stuttgart stattgefunden. „Zu diesem Ende verfügte sich am 23. April morgens

9 Uhr die gesamte Bürger- und Inwohnerschaft in den Hof des neuen herzoglichen Residenzschlosses; die Kavaliers, die sämtlichen Mitglieder der herzoglichen Kollegien und der Stadtmagistrat versammelten sich in den herzoglichen Vorgemachen. Der Anfang dieser feierlichen Handlung wurde, nach einer von des Herrn Geheimenrats Hoffmann Excellenz gehaltenen Rede, mit Abschwörung des Huldigungseides von dem Magistrat in dem herzoglichen Audienzzimmer gemacht, von wo aus sich sodann Se. herzogl. Durchl. unter Vortretung der Ersten des Hofs und des Geheimenratskollegiums auf den hiezu besonders ausgezierten Balkon des Corps de logis begaben und allda von der im Schloßhof sich gestellten Bürgerschaft den Huldigungseid abnahmen; nach dessen Abschwören ein öfters wiederholtes Vivatrufen unter Pauken- und Trompetenschall ertönte. Auf einem Balkon des linken Schloßflügels sahen der regierenden Frau Herzogin Königl. Hoheit nebst den beiden, tags zuvor hier angekommenen herzoglichen Frauen Witwen Franziska und Albertine Durchl. Durchl., desgleichen die anwesenden durchlauchtigsten Prinzen und Prinzessinnen diese feierliche Handlung mit an. Gleich darauf nahm der Zug durch das von dem Schloßportal an bis zu der Hauptkirche zu beiden Seiten en haye gestellte Militär, unter Pauken- und Trompetenschall, auch dem Donner der Kanonen, in folgender Ordnung seinen Anfang: Ein Kommando Leibjäger zu Pferd; ein Hoffourier, hinter solchem ein Teil der herzoglichen Livreedienerschaft; die sämtlichen Räte von den herzoglichen Kollegien. Wiederum ein Hoffourier, ein weiterer Teil der herzoglichen Livreedienerschaft; sämtliche Cavaliers und nicht im Dienst gestandene Offiziers nach ihrem Rang. Se. Excellenz Herr Oberhofmarschall Graf von Üxküll-Gyllenband, der Reiseoberstallmeister v. Görliz. Se. herzogl. Durchl. in einem achtspännigen Staatswagen und bei Höchstdenenselben geradeüber des Herrn Erbprinzen Durchlaucht. Neben dem Wagen, dessen Pferde durch Stallleute geführt wurden, gingen zu beiden Seiten zwei Stallmeister, die Amtsverweser von dem Oberstkämmereramt und Kapitän des Gardes, General- und Flügeladjutant vom Tag, die herzoglichen Edelknaben mit ihrem Vorsteher, die herzoglichen Kammerlakaien, Kammerhusaren und Heiduken; sodann umgaben den herzoglichen Wagen und dessen Gefolg zwei Offiziers von der Garde du Corps mit einem Kommando. Auf den herzoglichen Wagen folgte ein Hoffourier nebst der übrigen Hofdienerschaft, dann der Stadtmagistrat und die ganze Bürgerschaft nach ihren Zünften. Den Zug beschloß ein Kommando Chevaurlegers.

Nach geendigtem Gottesdienst kehrte der Zug wieder in der nämlichen Ordnung in das Schloß zurück. Um 2 Uhr wurde zur Tafel ge-

blasen; die herzogliche Tafel war zu 80 Gedecken und in den anstoßenden Vorzimmern noch Dames- und Marschallstafeln. Während der Tafel ließ sich die herzogliche Hofmusik auf der Tribüne hören; abends wurde in dem großen Opernhaus eine Freiredoute gegeben; der Saal war festlich eingerichtet und nach der Architektur mit Wachskerzen reich beleuchtet. Heute Mittag (24. April) ist wiederum große Tafel und abends wird die deutsche Oper: das unterbrochene Opferfest nebst dem Ballet: Medea und Jason aufgeführt werden, wobei der Zutritt ebenfalls unentgeltlich ist. An diesem erfreulichen Tag wurden folgende Avancements bei Hof, Kanzlei und Militär bekannt gemacht: Oberschenk v. Senft erhielt Rang und Charakter eines wirklichen adeligen geheimen Rats; der Kammerherr und Oberforstmeister von Lützow den Titel als Vizelandjägermeister mit Maitresrang; Kammerherr und Regierungsrat von der Lühe den Charakter als Geheimerat; der Konsistorialvizedirektor Regierungsrat Wächter und der geheime Legations- und Regierungsrat Kaufmann ebenfalls beide den Charakter als Geheimerat. Zu Kammerherrn wurden ernannt: Major und Gouverneur v. Röder, Oberstlieutenant v. Rath, Baron v. Wimpffen, Kammerjunker und Regierungsrat v. Reischach, Major bei der Garde du Corps v. Phull. Zu Kammerjunkern: Lieutenant von der Garde du Corps v. Stettner; Hofjunker v. Varenbüler; Hof- und Jagdjunker v. Neubronn; Hofjunker und Lieutenant v. Misani; Hof- und Jagdjunker v. Gemmingen u. s. f. Bei dem Militär wurde Generalmajor v. Nicolai zum Generallieutenant; der Obrist Graf v. Sponeck, Obrist und Generaladjutant v. Seeger und Obrist Prinz v. Thurn und Taxis zu Generalmajors befördert; des Herrn Erbprinzen v. Württemberg Durchl. und Obristlieutenant v. Perglas als Obrist; die Rittmeister v. Gaisberg und Hauptmann v. Lilienberg als Majors vorgestellt. Morgen werden des Herrn Staats- und Konferenzministers Grafen v. Zeppelin Excellenz, zu Ehren der Huldigungsfeier, dem ganzen Hof in dero Wohnung eine glänzende Fête geben."

Unter den brennenden Fragen stand für den Herzog mit obenan die Neuformation einer tüchtigen herzoglichen Armee. Gerade hierin aber waren ihm durch die alten Verträge die Hände am meisten gebunden. Klar erkannte er, daß er die Idee der Staatseinheit zunächst zu retten habe, dann aber eine Armee zu schaffen, welche die Mittel bot, auf Selbsterhaltung zu denken, auf die gestützt er bei der drohenden Zerbröckelung alles Bestehenden sein Land zum Mittelpunkt für ausgedehntere Staatenbildung machen konnte.

Der Kampf um den Buchstaben begann jetzt erst recht. — Nach

keiner Seite hin war die Überwachung und Rektifizierung des Herzogs von seiten der ständischen Nebenregierung schärfer und mißtrauischer als in militärischen Angelegenheiten. „Soldaten seien im Frieden weder nötig, noch nützlich, noch herkömmlich, noch möglich" — so lautete stets der abweisende Bescheid der Stände, wenn es sich um Geldbewilligungen für militärische Zwecke handelte. „Nur auf den gegenwärtigen Nutzen sehe der Bürger, während um des kleinen augenblicklichen Gewinns willen im Fall der Not der Schaden um so größer sei," hatte schon Herzog Eberhard Ludwig zu belehren versucht; — alles umsonst. Es ging die Meinung der Stände dahin: Truppen dürfen unter der kriegstauglichen Mannschaft des Landes selbst erst ausgehoben werden bei Ausbruch eines Kriegs, wenn die Stände zustimmen; die Leute seien wieder zu entlassen, sobald die gefährlichen Läufe vorüber.

Es leuchtete natürlich allen ein, welch ein Unding es sei, wie verderblich, durch Gesetz zu bestimmen, daß es verboten sei, die Mannschaft im Frieden auf den Krieg vorzubereiten, und namentlich jetzt, wo alles auf Überraschung, auf schnelles Zugreifen im Kriege ankam. Über die gänzliche Unzweckmäßigkeit konnte kein Zweifel sein. Aber der Buchstabe war einmal da, von alter Zeit her und er mußte verfochten werden, mochte darüber zu Grunde gehen was da wollte.

Vor dem radikalen Umschwung der Dinge, der im jüngst verflossenen Jahrzehnt eingetreten, verschloß die jetzige Ständeversammlung die Augen; sie wollte nicht sehen, daß die Gefahr auf den Nägeln brannte; sie gedachte alles mit ihren Geldern und ihren Unterhandlungen in Paris gut zu machen. So kam es, daß die Landschaft dem ungeduldig schaffenden Herzog gegenüber unlenksam blieb auch in der gefährlichen Kriegszeit, daß sie ihm gegenüber die Form verletzte und in ungesetzlichem strafbarem Verkehr mit fremden Regierungen stand. Friedrich mußte endlich zu eigenmächtigen Maßregeln seine Zuflucht nehmen.

In die Unzulänglichkeit der Wehranstalten, wie er sie vorgefunden, hatte der Herzog zu tiefe Einblicke gethan. Was sollte der erfahrene Mann, was sollte der preußische General mit dem Mummenschanz der Landmiliz beginnen, was mit den paar Haufen geworbener kraftloser Bursche des Kreiskontingents und der Haustruppen; was konnte er mit unberittener Kavallerie anfangen, was mit ungeübter Artillerie? Mit den Landständen vereinbarte er endlich einen jährlichen Militärbeitrag von 567 643 Gulden; allein nur unter der Bedingung erhielt er diese Summe, daß er die Landmiliz mit in den Kauf nahm; der Herzog that es, obgleich ihm wohl bekannt war, wie sie gänzlich unbrauchbar sei, wie sie bei jeder

Gelegenheit den Dienst versage, und doch viel Geld und Zeit koste. Bei der gänzlichen Abneigung der Bevölkerung gegen die Miliz erfolgte übrigens deren Auflösung im Herbst 1799; die aus der Zahl der Zivilbeamten ernannten Offiziere verloren ihre Bezüge und militärischen Titel; die Ausrüstung wurde, soweit möglich, für die stehenden Truppen verwendet.

Nächster Zweck des Herzogs war, für seine eigenen Schöpfungen, für seine eigenen Plane freie Hand zu bekommen. Der Unterschied von Haustruppen und Kreistruppen sollte wegfallen; nur eine einheitliche herzogliche Armee sollte in Zukunft bestehen. Für diese zunächst kleine, aber ausdehnungsfähige Truppe die Rahmen zu schaffen, galt es jetzt. — Die oberste Leitung der militärischen Dinge fiel dem Kriegsrat zu, als dessen Vorstand der Herzog den General von Nicolai berief; zum obersten Befehlshaber des ganzen kleinen Korps und zugleich zum Kommandanten von Stuttgart wurde General Andreas v. Hügel ernannt. — Um taugliche Mannschaften zu bekommen, nahm die Regierung mit endlicher Bewilligung der Stände eine Aushebung von 1600 Mann vor; eine spätere von 4000 Mann eigenmächtig gegen den Willen des Landtags.

Die neue Militärorganisation datiert vom 12. September 1798. Nächster Zweck war: Schutz des Landes und möglichst hoher Preis für die Bundesgenossenschaft. Man wußte, daß der Herzog zu Östreich hinneige. Ganz anderer Ansicht aber war der Landtag; er wiederriet dringend einen Anschluß an Östreich: man solle Frieden und Freundschaft halten nach allen Seiten hin und es namentlich mit Frankreich nicht verderben durch Aufstellung von neuen Truppenkörpern. An dem Einspruch der Stände und an ihren Sympathien für Frankreich nahm die Bevölkerung im großen Ganzen keinen Anteil; für das ganze Treiben hatte sie kein Verständnis. Auch die Aushebungen gingen ohne jede Störung vor sich; die Leute mochten es als eine natürliche Sache ansehen, daß man in so gefährlichen Zeiten Soldaten brauche.

Was der Herzog vorgefunden an Infanterie, formierte er neu in sechs Bataillone, welche den Stamm bilden für die nachmaligen zahlreichen königlichen Regimenter. Dazu kam ein Chevauxlegersregiment und ein Artilleriekorps. — Eine nie gesehene Thätigkeit begann nun im Herzogtum. Allenthalben wurden Rekruten ausgehoben, eingekleidet, geübt; daneben Beschaffung von neuem Material, von Feldspitälern und Verpflegungseinrichtungen. Alles unter den Augen des thätigen und strengen Kriegsherrn. Friedrich liebte es, auch das Kleine selbst zu thun, selbst anzuordnen wenigstens; auf alles die Augen zu haben. Seine Beamten, seine Offiziere betrachtete er nur als die Ausführer seines Willens in jedem einzelnen Fall; von

ihnen verlangte er neben unbedingtem Gehorsam dieselbe Rührigkeit, dieselbe Aufopferung für den Dienst, wie er selbst sie an den Tag legte. Als Bundesgenosse wollte er nicht mit leeren Händen kommen trotz des Einspruchs der Landstände. —

Die äußeren Verhältnisse hatten sich bis daher nicht ganz unfreundlich angelassen; man wagte immer noch auf ein günstiges Friedensergebnis der Verhandlungen in Rastatt zu hoffen. Um aber den maßlos wachsenden Ansprüchen Frankreichs zu begegnen, schlossen sich nunmehr Österreich, England und Rußland in engen Bund zusammen. Unter Suwarow rückte eine russische Armee gegen die Grenze an; Erzherzog Karl sammelte seine Truppen zwischen Lech und Inn; Jourdan diesen gegenüber in der Schweiz und am Oberrhein. Entscheidende Schläge mußten fallen; diese waren schon eingetreten, als endlich im April 1799 der Kongreß sich auflöste. Die kleineren Staaten waren in die Luft gestellt, die großen Mächte mitten im Krieg.

Wir wissen, in welchem Lager die Sympathien Friedrichs waren. Das feindselige, schonungslose Verhalten der Franzosen aber gab für ihn den Ausschlag. Noch bestand der 1796 geschlossene Friede mit Frankreich; noch war der Herzog bereit, ihn aufrecht zu erhalten, wenn es irgend anging. Allein die Franzosen selbst brachen den Vertrag. Bei dem Zuge des Erzherzogs gegen Jourdan zu Anfang des Jahrs 1799 waren die Franzosen wiederum in das südliche Württemberg eingefallen. Die Neutralität aber, welche vermöge des Friedens immer noch für Württemberg und Baden bestand, gewährte nach keiner Richtung hin Schonung.

Zwar wurden in den neutralen Ländern von den Franzosen keinerlei Kontributionen erhoben, aber sie requirierten alle nur möglichen Bedürfnisse gegen Vergütungsscheine, deren Einlösung sehr zweifelhaft war, und der friedliche Bürger, namentlich in den Oberämtern Tuttlingen, Balingen, Freudenstadt und anderen, erduldete alle Arten von Betrug, Raub und Gewaltthätigkeit, die nicht einmal auf dem erklärten feindlichen Boden Entschuldigung gefunden haben würden, wie denn der von den Franzosen angerichtete Kriegsschaden auf 2 700 000 Franken berechnet wurde.

So sah sich der Herzog vollends ganz ins Lager der Verbündeten hinübergetrieben; die Feinde selbst erleichterten es ihm, die Partie seiner Überzeugung zu nehmen, die ohnedies jetzt eben die entschieden siegreiche war. Man gab sich den weitgehendsten Hoffnungen hin. Immer aber handelte der Herzog noch mit äußerster Vorsicht, war auf den nächsten Schutz seines Landes bedacht und vorerst keineswegs gewillt, die eigene Ent-

schließung für die Zukunft aufzugeben. Schutz gegen die Überfälle der Franzosen war die Absicht. Der Schwerpunkt des Krieges lag in Italien und in der Schweiz. Erstmals sollten im kleinen Kriege die neuen herzoglichen Bataillone mit den jungen, eben ausgehobenen Mannschaften eingeführt werden.

Nur untergeordnete französische Streitkräfte standen am Rhein. Ende August 1799 überschritt Leonhard Müller, der neuernannte Kommandeur der französischen Rheinarmee, den Strom bei Mannheim, eine hochtönende Proklamation an die Bewohner vor sich hertragend. Ein Teil seines Korps schloß Philippsburg ein, ein anderer zog über Fürfeld nach Heilbronn, das die wenigen dort liegenden östreichischen Truppen verließen, um sich in Lauffen mit anderen unter dem Oberst v. Wolfskeel zu vereinigen. Dringend bat der östreichische Oberst in Stuttgart um Unterstützung; er verfügte nur über wenige Schwadronen und ein Bataillon. Der Herzog war geneigt, sofort einen Teil seiner Truppen marschieren zu lassen, um seinen Unterthanen die Wiederkehr der Mißhandlungen und Räubereien vom Frühjahr zu ersparen. Unter Führung des Generals v. Beulwiz gingen sofort 4 Bataillone nebst einem Kommando Chevauxlegers und Artillerie nach Lauffen ab. Alles blieb ruhig bis zum 7. September, wo allarmierende Nachrichten einliefen, daß die Feinde von Wimpfen aus den Neckar aufwärts ziehen. Am folgenden Tage wurde Wolfskeel wirklich in Großgartach angegriffen und mußte sich nach Lauffen zurückziehen. Die nachrückenden Franzosen aber wurden vom württembergischen Bataillon Seeger zurückgetrieben. Am 8. September jedoch erhielten die Gegner Verstärkung; General v. Beulwiz war genötigt, zurückzugehen in die Stellung hinter Bietigheim.

Schon war aber von anderer Seite dem Vordringen der Feinde Einhalt gethan. Von der Schweiz her zog in Eilmärschen Erzherzog Karl; am 11. September war er in Vaihingen an der Enz. Eiligst wichen die Franzosen zurück, hoben die Belagerung von Philippsburg auf und bezogen ein Lager bei Landau, nachdem sie vom Erzherzog aus Mannheim vertrieben waren. Der Erzherzog, wiederum der Retter Süddeutschlands, kehrte auf den Kriegsschauplatz in der Schweiz, wo die Entscheidung fiel, zurück. Durch diesen Umstand ermutigt, rückten die Franzosen am Rhein wieder vor; General Ney mit 6000 Mann hatte die Bestimmung, über Sinsheim und Heilbronn nach Stuttgart zu marschieren; hauptsächlich war es abgesehen auf die kaiserlichen Magazine in Cannstatt. Ihm gegenüber stand Prinz Hohenlohe mit zwei Regimentern Kavallerie und einem Bataillon Kroaten.

Wiederum bat der östreichische Führer in Stuttgart um Unterstützung. Nun ging es abermals an den Neckar mit einem Detachement von ähnlicher Stärke wie einige Wochen vorher. Mit allem Bedacht hatte der Herzog die Ausrüstung der Truppen betrieben; voll Aufmerksamkeit und Fürsorge blickte er ihnen nach. Dem Prinzen Hohenlohe legte er noch besonders nahe, er möge die jungen Truppen möglichst schonen, sie vorsichtig führen und gebrauchen. — Die Württemberger hatten ein Biwack hinter Bietigheim bezogen; die Östreicher standen in der Nähe. Am 3. November war in Erfahrung gebracht worden, daß die Vorposten des Feinds bei Löchgau stehen. Hohenlohe in richtiger Würdigung der Verhältnisse, daß er einen Angriff nicht stehenden Fußes erwarten dürfe, daß er vielmehr das Plateau auf dem linken Enzufer für seine zahlreiche Reiterei ausnützen müsse, ließ sofort die Höhen jenseits Bietigheim besetzen.

Als die Franzosen, aus Löchgau vorrückend, das diesen Höhen benachbarte Wäldchen erreicht hatten, brach Hohenlohe mit seinen 12 Schwadronen und der württembergischen Infanterie vor und warf den Gegner nach Löchgau zurück. Hier so wenig, wie bald darauf in Erligheim konnten die Franzosen sich halten. Die östreichische Reiterei umging sie von allen Seiten und nötigte sie zum schnellsten Rückzug, der zuletzt in ungeordnete Flucht nach den Wäldern des Strom- und Heuchelbergs ausartete, bei welcher Gelegenheit die Sieger gegen 700 Gefangene machten. Die Reiterei hatte fast alles gethan; nur beim Angriff auf die Höhen von Erligheim hatte die neu errichtete Jägerkompagnie Gelegenheit gehabt, sich auszuzeichnen.

Am 7. November waren die Franzosen bis nach Eppingen und Fürfeld zurückgedrängt; Hohenlohe folgte ihnen; die Württemberger standen bei Lauffen, Bönnigheim, Meimsheim. Der von Hohenlohe an die württembergischen Führer ergangenen Einladung, in Verbindung mit ihm noch weiter vorzumarschieren, konnten diese letzteren nicht entsprechen, da der Herzog unter keiner Bedingung zugeben wollte, daß seine Truppen die Grenzen des Herzogtums überschreiten. Für die nächste Zeit bezogen diese eine Vorpostenlinie im Zabergäu, jeden Augenblick bereit, einem erneuten Vordringen des Gegners entgegenzutreten. Mit Beginn des Monats Dezember 1799 rückte Hohenlohe über Fürfeld nach Sinsheim vor. Die herzoglichen Truppen schlossen sich an, nahmen jedoch nur an den unbedeutenden Gefechten bei Hofen und Rußloch am 2. und 3. Dezember teil. Der Herzog hatte seine nächsten Zwecke erreicht; am 13. und 14. Dezember rief er die Truppen in ihre Garnisonen zurück.

In richtiger Anwendung des von ihm eingehaltenen militärischen Erziehungssystems hatte er es den jungen Truppen gegenüber nicht an Aufmunterung durch Auszeichnungen und Belohnungen fehlen lassen. Er hatte gezeigt, wie er wesentlich zur Sicherstellung des Landes beitragen könne, wie die ausgehobenen und zweckmäßig geübten Landeskinder bei weitem zuverlässiger seien als die, zumeist fremden, Strolche, welche man seither gemietet und bezahlt hatte. Freilich waren es bis daher recht schwache Streitkräfte, welche das Herzogtum auf die Beine brachte; nach unseren heutigen Begriffen mußte ein Staat, der wie damals das Herzogtum auf 160 □Meilen 650 000 Einwohner zählte, doch 20 000 Mann an die Grenze schicken; aber noch kannte man nicht den Kampf um die nationale Existenz, um nationale Güter, hatte auch gar keinen Grund dazu.

Gerne hätte während der erzählten Operationen der Erzherzog Karl den Herzog von Württemberg zu großartigeren Anstrengungen und rückhaltloserer Teilnahme am Kriege vermocht. Schon beim ersten Ausmarsch der Württemberger, Ende August, stellte er ein dahin gehendes Ansinnen an den Herzog, der in einem Schreiben vom 9. September darauf antwortete:

„Ich kann mir dieses Ansinnen nur durch die übrigens ganz natürliche Voraussetzung erklären, als wenn Ich über eine Meiner Würde und den Kräften Meines Landes angemessene Macht zu disponieren hätte. Leider muß ich aber Ew. Hoheit und Liebden über die diesseitige Militärverfassung solche für mich am meisten unangenehme Aufschlüsse geben, welche die völlige Unmöglichkeit, jenes Ansuchen auch nur einigermaßen vor der Hand zu erfüllen, in das klarste Licht setzen."

„Die in der Verfassung des Landes gegründete, dem wahren Staatszweck aber entgegenlaufende Konkurrenz der Landstände zu der Rekrutierung und Unterhaltung des regulären Militärs machte es seither bei dem verkehrten Gesichtspunkt, worunter jene die Militärverfassung beurteilen, und bei dem dabei meistens stattfindenden Mangel an gutem Willen unmöglich, das hiesige Militär auch nur auf einen gemäßigten Grad von Stärke und Ansehen zu bringen. — So geschah es, daß, als Meine Truppen durch die natürlichen Zufälle von Austritt der Exkapitulanten, Desertionen u. drgl. sich weit unter die Zahl von 1 000 Mann verminderten, Ich es nur durch die heftigsten beinahe ein Jahr lang geführten Disceptationen bei den Landständen dahin bringen konnte, in eine mäßige Aushebung von 1 600 Mann zu willigen und die von ihnen gegen alle Befugnis, unter dem Vorwand des zu leistenden höheren Kreisextraordinariums, willkürlich gemachten beträchtlichen Abzüge an dem gewöhnlichen verfassungsmäßigen Militärbeitrag zu sistieren."

„Ich enthalte Mich, Ew. Hoheit und Liebden mit dem unangenehmen Detail dieser unter den widrigsten Gefühlen Meinerseits notgedrungen geführten Streitigkeit zu ermüden, ob es gleich ein sonderbares Denkmal von der unbefugten und selbst für das Land verderblichen ständischen Einmischung in die landesherrliche Regierung abgeben würde."

„Mit gedachter Auswahl von 1 600 Mann ist es nun wirklich so weit gekommen, daß beinahe die Hälfte der Rekruten seit acht Tagen eingeliefert worden. Wenn aber das Ganze beisammen sein wird, so bleiben mir nach der geschehenen Abgabe der zu den k. k. Truppen gestoßenen Bataillons zur Zusammenhaltung, Organisierung und Exerzierung jener sämtlichen Rekruten nur 300 Mann von Meinen regulären Truppen übrig. Die bereits nach Lauffen beorderten Bataillons werde Ich genötigt sein, auf einige Zeit zurückzurufen, um sowohl jedes derselben bis auf 400 Mann zu kompletieren, als auch das Ganze auf den Feldetat, woran noch alles mangelhaft, vollständig zu setzen."

Von Donaueschingen aus, am 12. Oktober, fordert der Erzherzog den kaiserlichen Minister und Gesandten, Grafen Lehrbach, auf, er möge in Stuttgart auf alle Weise zur Vermehrung der Streitkräfte beitragen. „Der Herr Minister könnte zugleich bei dieser Gelegenheit den Herrn Herzog bewegen, sich den Landesverteidigungsanstalten der benachbarten Lande anzuschließen. Die Bewaffnung des Landvolks im Mainzischen, im Odenwald und in der Pfalz hat bereits einen ziemlichen Grad von Festigkeit gewonnen und ich habe eben erst Offiziere abgeschickt, um den Landsturm im Hochstift Speyer zu organisieren. Wenngleich eine Landvolkbewaffnung in militärischer Hinsicht dasjenige in der Ausführung niemals leisten dürfte, was man von einem geübten Militär zu erwarten berechtigt ist, so kann jedoch ein solches Landaufgebot in Verbindung mit regulären Truppen zur Verteidigung allerdings mit Nutzen verwendet werden."

Gerade zur damaligen Zeit begünstigte Östreich überall die Organisation von Landsturm, so im Breisgau, in der Grafschaft Tettnang, in Vorarlberg. In Württemberg begegnete dies Streben sehr geteilten Gefühlen. Die Landstände hatten eben gesehen, wie die von ihnen im Verein mit dem Herzog Ludwig Eugen 1794 organisierte Landmiliz aufgehoben wurde; einem Landsturm nach östreichischem Muster, der unabhängig von ihnen war, zu dem sie noch gar keine Bewilligung gegeben hatten, waren sie gänzlich abgeneigt. Der Herzog, dem Drängen des Erzherzogs Karl nachgebend, ordnete dennoch im November 1799 die Aufstellung des Landsturms in den zunächst bedrohten Ämtern an. Verzeich-

nisse wurden angelegt und Vorbereitungen zur Bewaffnung getroffen. Aller Orten aber war wenig Lust vorhanden; man hatte sich an den Gedanken gewöhnt, daß hinreichender Schutz durch die Östreicher und die eigenen Truppen gewährt werde. Die Amtsversammlungen, in denen die Sache besprochen wurde, waren mutlos, verlegen und unentschlossen.

Die Verhandlungen mit den Ständen und deren Ausschuß waren weiter gegangen. Gegen die Vereinigung des herzoglichen Militärs mit den östreichischen Truppen hatten die Landstände Vorstellungen gemacht. In derselben Angelegenheit erließen sie ein für das ganze Land bestimmtes Ausschreiben.

Mit diesem Schritt begannen die Stände ein sehr gefährliches Spiel, den Versuch der Aufreizung. Anderes kam dazu. Am 31. Oktober war der Krieg gegen Frankreich zum Reichskrieg erklärt worden. Der Kaiser forderte die Fürsten auf, sie sollen nicht nur ihre kontingentsmäßigen Streitkräfte aufstellen, sondern auch den Landsturm organisieren. Wie oben bemerkt, waren die Landstände diesem Plan gänzlich abgeneigt; sie fühlten sich in ihren Rechten beeinträchtigt und reichten am 18. November eine Vorstellung ein.

Hierauf beschränkten sie sich nicht, sondern riefen auch eine Agitation unter der Bevölkerung hervor; weshalb der Herzog die Auflösung verfügte und auf ihrem Auseinandergehen bestand.

Es scheint dies der Zeitpunkt zu sein, in welchem Herzog Friedrich die Hoffnung auf Versöhnung wenigstens mit diesem Landtag, auf gedeihliches Zusammenwirken mit ihm aufgab; er mußte notwendig auf andere Mittel und Wege bedacht sein, um das, was er als notwendig und richtig erkannt hatte, durchzuführen.

In der Zwischenzeit hatte der Herzog sowohl von dem früheren Betragen der Landesversammlung, als von den letzten Vorfällen dem kaiserlichen Reichshofrat eine Offizialanzeige gemacht. Es war dies der verfassungsmäßige Weg. Der Hofrat des Reichs sprach darauf in einem unter dem 17. Dezember 1799 an die Stände erlassenen Conclusum eine ernstliche Rüge darüber aus, daß die allgemeine Landesversammlung sich nicht nur erkühnt habe, ihre Zusammenkünfte eigenmächtig fortzusetzen, ungeachtet sie von ihrem Landesherrn wegen ihres unverantwortlichen Betragens aufgehoben worden sei, sondern daß sich dieselbe auch habe beigehen lassen, den von dem Herzog wegen der zur Stellung des fünffachen Reichskontingents erforderlichen Aushebung von 4000 Mann und wegen der von ihm beschlossenen Volksbewaffnung zu wiederholtenmalen vorgetragenen Absichten, teils aus unzulässigen Gründen, teils und

hauptsächlich aber aus offenbar sträflichen, ihrem Landesfürsten mit ärgerlicher Vermessenheit und schnöder Verachtung ihrer Pflichten gegen Kaiserliche Majestät und das Reich entgegenzuarbeiten.

Zugleich wurde den landständischen Ausschüssen befohlen, sich der landesherrlichen Absicht in Befolgung der kaiserlichen Befehle und Reichsschlüsse nicht ferner zu widersetzen, sondern die von der Landesversammlung verweigerte Aushebung unverzüglich zu veranstalten, und sich in Ansehung der von dem Herzog beschlossenen Volksbewaffnung in die herzoglichen Regierungsrechte nicht mehr durch anmaßliche Protestationen und überhaupt auf keine Weise einzumischen, sondern sich in den Schranken getreuer Unterthanen und in ihren Vorstellungen an den Herzog innerhalb der ihnen durch die Landesverträge vorgeschriebenen Grenzen zu halten, denn sonst hätten sie bei fernerer Verweigerung der erwähnten Aushebung und bei fortgesetztem Widerspruche gegen die Volksbewaffnung zu gewärtigen, daß gegen sie als ungehorsame Reichsunterthanen werde verfahren werden.

Nach der Auflösung der allgemeinen Landesversammlung am 30. November war der Verfassung gemäß der größere Ausschuß in Thätigkeit geblieben. Aber auch dieser verweigerte der kaiserlichen Einsprache ungeachtet die angesonnene Aushebung von 4000 Mann. — Ursprünglich und von vornherein hatten die Landstände gewiß gute Absichten für das Wohl des Landes. Die Abgeordneten waren ja unstreitig zum weitaus größten Teil ehrenwerte Karaktere, welche in redlicher Weise die Wohlfahrt des Landes erstrebten. Aber sie waren der Meinung, nur auf ihrem eigenen, besonderen Wege vorwärts gehen zu können; ein Weg, der nur zum Ziele führen konnte in durchaus ungestörten Zeitläuften. Allmählich verbohrten sie sich in die Ansichten, welche vor Jahrhunderten, ja noch vor Jahrzehnten wohl am Platze sein mochten; sie trugen den veränderten Zeiten keineswegs Rechnung; mit allen Mitteln sperrten sie sich, um sich ja nicht umdenken zu müssen.

Die Stände und ihre Ausschüsse zeigten sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen, weil sie unter keinen Umständen einsehen wollten, daß es unmöglich sei, in der gewaltigen Strömung der Zeit den stillen Haushalt ferner fortzuführen, daß ein Staat von der Bedeutung des Herzogtums nicht heimlicherweise den Frieden genießen könne, daß man Farbe bekennen müsse, daß man an den einmal bestehenden Verpflichtungen sich nicht vorbeidrücken könne. So ganz unbedeutende Gemeinwesen, wie z. B. die Städte Reutlingen und Eßlingen, vermochten freilich ihre Neutralität durchzuführen und erkauften sich von beiden Seiten den Frieden, um als staat-

liche Existenzen nachher unterzugehen. Herzog Friedrich aber hatte für sein Land und Haus ganz andere Plane im Auge, als beim Zusammenbruch des Bestehenden zu den Untergehenden zu zählen.

Die zwei ersten Jahre der Regierung des Herzogs nahten sich ihrem Ende. Während derselben hatte Friedrich gezeigt, welche Richtungen, Wege und Ziele einzuschlagen und zu verfolgen in seinem Sinne lag. Er war entschlossen, seinem leitenden zusammenfassenden Staatsgedanken alle im Gesamtleben des Volks vorhandenen oder noch wach zu rufenden Kräfte zu unterwerfen; eine Militärmacht den Anforderungen der Zeit gemäß zu gründen und auszubauen, mit der man notwendig auf beiden Seiten rechnen mußte; den Volkswohlstand zu heben durch Verbesserungen manchfachster Art, insbesondere auf dem Gebiete der Landwirtschaft; den Wissenschaften jedes Interesse entgegenzubringen und diejenigen Unterstützungen zuzuführen, welche die schwere Zeit irgend möglich machte.

Bei diesem Gang konnte es nicht ohne Härten abgehen, wenn die rasch arbeitende, ungeduldige Schaffensfreudigkeit des Regenten in Rechnung genommen, wenn zugleich berücksichtigt wird, daß das Stehenbleiben oder doch das langsam gemessene Fortschreiten durch eine schnelllebige, sich überstürzende Zeit über den Haufen geworfen war. Verletzungen waren nicht zu vermeiden bei der Schnelligkeit, mit welcher der Herzog manchen alten Zopf und Mißbrauch beseitigte, aber auch manche liebgewordene, bequeme Gewohnheit; bei der Energie und Ungeduld, mit welcher er das eben Beseitigte durch ein Neues ersetzte, ohne einen versöhnenden langsamen Übergang zu gestatten.

Indessen waren die Dinge im Herzogtum weitergegangen nach dem entscheidenden Wendepunkt, der am 30. November 1799 mit der Auflösung der allgemeinen Landesversammlung eingetreten war; ein Wendepunkt, der mit bedeutungsvollem Abschnitt die Versuche des Herzogs zu einer gütlichen Auseinandersetzung mit den Ständen zum Abschluß zu bringen scheint.

Kurze Zeit nach dem erwähnten von dem Reichshofrat gefaßten Beschlusse hatte der ständische Ausschuß, der immer noch in Thätigkeit war, den Regierungsrat und Landschaftsassessor Baz nach Wien geschickt, um auf Beseitigung der widrigen Eindrücke hinzuarbeiten, die man in Wien von den Landständen bekommen hatte, namentlich aber, um an Ort und Stelle eine Klage gegen den Herzog auszuarbeiten. Der Abgesandte hatte jedoch sein Geschäft noch nicht begonnen, als er durch östreichische Polizei verhaftet, ins Herzogtum abgeliefert und auf den Asperg ver-

bracht wurde. Seine Papiere waren ihm abgenommen worden. Sei es nun, daß diese Papiere Anhaltspunkte gewährten oder daß Denunziationen stattfanden: zu Ende des Jahres 1799 wurden auf Antrag des östreichischen Generalkommandos in Schwaben noch weitere Verhaftungen vorgenommen und mehrere Landtagsdeputierte, einige Offiziere, Advokaten, ein Posthalter, ein Kauffmann und andere Leute auf die Festung Asperg gebracht. Man sei einer Verschwörung auf der Spur; man habe ganz Schwaben revolutionieren und eine Republik errichten wollen.

Um der Sache auf den Grund zu kommen, setzte der Herzog eine Staatskommission ein, bestehend aus dem Geheimenratspräsidenten Grafen v. Zeppelin und den Geheimen- und Regierungsräten Fischer, v. Normann, Wächter, Kauffmann und Mohl. Gerade in diesen Jahren war das Errichten von Republiken gleichsam in der Luft gelegen; strebsame Köpfe, wie müßige Leute beschäftigten sich damit in der Schweiz, in Italien; auch auf dem linken Rheinufer hatte man an eine cisrhenanische Republik gedacht. So hatte man von dem Plan zu einer süddeutschen Republik, von einer alemannischen Republik, von einem Anschluß an die helvetische gesprochen[1]). Besonnene und parteilose Männer, welche wußten, was von der in Deutschland herrschenden Gesinnung zu erwarten war, lachten über diese Gerüchte, wenn auch zugegeben werden mußte, daß es da und dort überspannte Köpfe gebe, welche dem Traum einer deutschen Republik nachgingen. Doch mußten diese nach Zahl und Tüchtigkeit zu unbedeutend erscheinen, als daß von ihrer Seite auch nur der Versuch, ihr Luftgespinst zu verwirklichen, hätte erwartet werden können.

Erst das östreichische Generalkommando scheint nähere Anhaltspunkte gefunden zu haben. Die vorgenommenen Verhaftungen verbreiteten nicht geringe Angst und Aufregung; alle nur halbwegs verdächtigen Papiere und Bücher — und es gab deren in jener schreibseligen und an Projekten überreichen Zeit in Menge — brachte man auf die Seite[2]); hunderte von Personen, die sich im Eifer und in der Aufregung über politische Verhältnisse geäußert, erwarteten ihre Abführung. Nichts weiteres geschah. Die Besorgnisse zerstreuten sich, als mehrere der Gefangenen wieder auf freiem Fuß erschienen; bald schwand die Zahl der Verhafteten auf sechs Individuen zusammen, deren Persönlichkeit für die Errichtung einer alemannischen Republik keine sehr großen Hoffnungen hätte erregen können.

---

[1]) Pahl, Denkwürdigkeiten ꝛc. S. 125.

[2]) Just. Kerner, das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit, S. 79.

Wichtiger als die vorgenommenen Verhaftungen erschienen dem Herzog die Aufschlüsse, die sich durch die Untersuchungen ergaben über die vom engeren Ausschuß seit Jahren unterhaltenen verfassungswidrigen Unterhandlungen mit der französischen Republik. In einem Ausschreiben vom April 1800, welches den Zweck hatte, dem Lande das Verhalten der Stände und die ganze Lage klar zu legen, wird gesagt[1]): Der Herzog sei auf verschiedene, von den landschaftlichen Ausschüssen mit Frankreich einseitig gepflogene und ihm, dem Landesherrn, immer verborgen gehaltene geheime Unterhandlungen geführt worden. Wider seines Vaters und seinen Befehl sei in den Jahren 1797 und 98 ein landschaftlicher Abgeordneter an das französische Gouvernement geschickt worden, der Kreditiv und Rekreditiv an das Direktorium und von demselben erhalten, auch offizielle Noten im Namen der Landstände übergeben habe. Endlich im November 1799, als der erklärte Reichskrieg wieder in vollem Gang gewesen, als der Herzog getreu seinen Pflichten gegen Kaiser und Reich an demselben teilgenommen; als die württembergischen Truppen für die ehrenvolle und notwendige Verteidigung des Vaterlandes Leib und Leben aufzuopfern bereit gewesen und an die Landesgrenzen abgeschickt worden seien, durch ihr Benehmen selbst den Beifall der geübten kaiserlichen Krieger erhalten und in Verbindung mit denselben zu zweienmalen das Vaterland vor dem Eindringen des Feinds, vor Verheerungen und Erpressungen jeder Art in Sicherheit gesetzt hätten — in einem solchen Zeitpunkt habe der engere Ausschuß eine ganz außer dem Umfang seiner Befugnis liegende Handlung unternommen.

Er habe sich erkühnt, bei dem französischen Gouvernement durch eine eigene Abschickung Frieden mit Württemberg nachzusuchen und hierdurch nicht nur seine Reichsbürger- und Landesunterthanenpflichten verletzt, sondern auch hiebei auf eine höchst strafbare Weise den Regenten und dessen wichtigste und unbestrittene Hoheitsrechte auf Krieg und Frieden gänzlich beiseiten gesetzt.

Nach dieser öffentlichen Erklärung hielt der Herzog vor dem ganzen Lande sein Verfahren für durchaus gerechtfertigt, wenn er jetzt auch die beiden ständischen Ausschüsse auflöste und die Verwahrung des neuen Landtags gegen seine landesherrlichen Verfügungen zurückwies. Schon am 12. April 1800 war ein neuer Landtag auf den 29. April einberufen worden. Eiligst aber wurden die Sitzungen beendigt. —

Auf ihrem Donnergange durch die Welt war jetzt eben die Revo-

[1]) Dizinger, Denkwürdigkeiten ꝛc. S. 46.

lution im Begriff, alle Schranken vor sich niederzuwerfen, an den Alpen, am Rhein, an der Donau.

Mit weitgehenden Plänen und in der sicheren Hoffnung, daß wie im Jahr 1796 auch diesmal ein vollständiger Sieg der kaiserlichen Waffen zum guten Ende nicht ausbleiben werde, hatte der Herzog sich mit all seinen Truppen der östreichischen Armee angeschlossen, indem er dadurch sowohl seine Pflicht als Reichsstand erfüllte, als den Sympathien folgte, welche ihn zu der von Rußland, England und Östreich verfochtenen Sache hinzogen.

Die kleine Division, welche der Herzog dem östreichischen Generalkommando zur Verfügung stellen konnte, betrug 6 Bataillone Infanterie, ein halbes Bataillon Jäger, erst kürzlich formiert, ein Regiment Chevaurlegers und eine Abteilung Artillerie; alles unter dem einheitlichen Kommando des Generals Andreas v. Hügel. Bezüglich der Bezahlung zerfiel das Korps in zwei Teile: für den einen als Reichskontingent hatte der Herzog aufzukommen; für den zweiten, als Ergänzungskorps bezeichnet, wurden die Kosten infolge besonderen Vertrags von England bestritten, das wegen der verschiedenen Subsidientruppen ins kaiserliche Hauptquartier einen besonderen Militärbevollmächtigten, den General Wickham, entsendet hatte. In allem zählte das Korps etwas über 7000 Mann. Wie Württemberg hatte sich auch Pfalzbayern an Östreich angeschlossen. — Mit klarem Blick, mit völliger Kenntnis alles Einzelnen, als sein eigener Kriegsminister, hatte der Herzog vom ersten Tage des Jahrs 1800 an die Kriegsvorbereitungen betrieben. Zum erstenmal systematisch. Aus unscheinbaren Beständen brachte er Bedeutendes zusammen: Ausrüstung, Munition, Fahrzeuge, Pferde, neu gegossene Geschütze. Eigenhändig verfaßte Befehle ordneten alle wichtigen Dinge an und sorgten für die Zukunft.

Es ist bekannt, wie Moreau ohne wesentlichen Widerstand den Rhein überschritt und während der ersten Hälfte des Monats Mai 1800 bei seinem siegreichen Vorrücken zwischen Bodensee und Schwarzwald die Östreicher gegen die Iller und gegen die Stellung von Ulm zurückdrängte. Zwei ungünstige Umstände waren es, welche sofort bei Eröffnung des Feldzugs sich geltend machten; Rußland nahm keinen aktiven Anteil mehr und der Erzherzog Karl, der Liebling der Armee, auf den alle Völker mit Vertrauen blickten, war bei Seite gestellt worden, nachdem der Feldzeugmeister, Baron Kray, das Oberkommando in Deutschland übernommen. Schon Mitte März war ein Teil der herzoglichen Truppen zur östreichischen Armee an den Rhein abgegangen; mit den Östreichern wichen

diese in die Stellung bei Ulm zurück, wohin am 10. Mai auch der bei Hohenheim gesammelte Rest der Württemberger abmarschierte. — Wie im Jahre 1796 erschienen jetzt wieder die preußischen Fürstentümer in Franken als geeigneter Zufluchtsort. Vor allem galt es die Kassen in Sicherheit zu bringen; die herrschaftlichen Kassen, auch die in der Landschaftskasse vorrätigen Gelder gingen am 12. Mai nach Franken. Der Herzog mit seiner Familie und einem Teil des Hofs begab sich nach Erlangen, später nach Wien, nachdem er eine interimistische Staatsverwaltung eingerichtet. Ununterbrochene Thätigkeit und Sorgfalt aber entwickelte der Herzog für die im Felde stehenden Truppen, deren Wohl er nie aus dem Auge verlor. Fortlaufende Berichte der Generale unterrichteten ihn; entsendete Offiziere überbrachten für jeden einzelnen Fall seine Befehle.

Die beiden Heere, welche sich bei Ulm gegenüberstanden, mochten an Zahlenstärke sich ziemlich gleich kommen, zwischen 70 und 80 000 Mann. In anderer Beziehung waren sie sehr verschieden. Eine besser disziplinierte und ausgerüstete Armee hatte die Republik niemals ins Feld geschickt; dazu erprobte und thätige Führer. Ueberall Ergebenheit und Opferwilligkeit für die Sache der Nation, glänzendes Vorbild für den gemeinen Mann und Einwirkung auf diesen. — Der östreichische Führer hatte sich im letzten Feldzug in Italien mehrfach hervorgethan; jetzt an der Donau schien ihn die Raschheit und Sicherheit des Entschließens und Handelns verlassen zu haben. In allen Schichten der Armee war eine Verstimmung über die Ersetzung des Erzherzogs im Oberbefehl zu bemerken; die Einwirkung von oben erschien dadurch erschwert.

An der Stellung von Ulm tastete Moreau da und dort herum, begann dann allmählich gegen Augsburg und München vorzurücken. Sein Plan zielte offenbar dahin, den Gegner aus seiner vorteilhaften Stellung herauszumanövrieren. Kray rührte sich nicht, dehnte aber seinen linken Flügel unter dem General Graf Sztarray auf dem linken Ufer immer mehr aus flußabwärts gegen Günzburg und Donauwörth hin. Die besondere Aufgabe war, jeden Übergangsversuch des Feinds, der auf dem rechten Donauufer stand, zu vereiteln. Auf der lang gedehnten Strecke des linken Ufers hatte Sztarray seine wenige Infanterie bataillons- und kompagnieweise verteilt an den einzelnen Übergängen, welche in der Mitte des Juni, zum Teil unvollständig, abgebrochen worden waren. Unter seinem Befehl stand auch General v. Hügel mit den Württembergern, deren Infanterie in zwei schwache Brigaden formiert unter den Generalen v. Beulwitz und v. Seeger; Chef des Generalstabs Oberstlieutenant v. Varnbüler. Unter den Bataillonskommandeuren und Hauptleuten finden

sich schon die Namen der Männer, welche nachmals in den Kriegen Napoleons sich hervorgethan: Franquemont, Koch, Döring, Stockmayer, Neuffer, Kerner und andere. Die meisten von ihnen hatten schon in dem seinerzeit an die Niederlande überlassenen Kapregiment gedient und ihre ersten Feldzüge in Ceylon und Java gemacht.

Das württembergische Bataillon Oberniz war am weitesten detaschiert, nach Donauwörth; die übrigen Bataillone in Lauingen, in Höchstädt, Blindheim und Dillingen. An der Brücke von Gremheim hatte Bataillon Oberniz eine Kompagnie aufgestellt. General Lecourbe, der gegenüber stand auf dem rechten Donauufer, demonstrierte am 18. Juni und machte da und dort einen Versuch überzugehen. Doch wurde er überall durch Geschütz- und Kleingewehrfeuer abgewiesen. Soviel scheint er aber erkundet zu haben, daß die Brücken bei Gremheim und Blindheim am wenigsten vollständig zerstört waren. Der Brücke von Gremheim gegenüber sammelten sich in der Nacht vom 18. auf den 19. Juni gegen Tagesanbruch bedeutende feindliche Streitkräfte, gedeckt durch ein Gehölz; 80 Voltigeure, ihre Kleider und Waffen auf zwei kleinen Nachen mit sich führend, durchschwammen den Strom und warfen sich auf den Unteroffiziersposten, welcher der Brücke zunächst stand. Gegen die anrückende Kompagnie eröffnete eine bereitgehaltene Batterie vom rechten Ufer das Feuer. Bald konnte an der Brücke gearbeitet werden; die ersten leichten Überdeckungen gestatteten einzelnen Infanteristen den Übergang; in kurzer Zeit waren mehrere hundert auf dem linken Ufer; die württembergische Kompagnie begann sich gegen ihr Bataillon zurückzuziehen. Oberst v. Oberniz führte dieses selbst herbei. Er hielt sich hinter einer vorteilhaften Terrainwelle mehrere Stunden lang gegen die stets wachsende Übermacht. So lange dauerte es, bis aus der verzettelten Kordonstellung hinreichende Truppen zur Unterstützung gesammelt waren. Zunächst erschienen zwei östreichische Bataillone auf dem Kampfplatz. Aber inzwischen hatten die Franzosen Zeit genug gehabt, sich von der Schwäche der ihnen hier gegenüber stehenden Truppen zu überzeugen. General Lecourbe fing bereits an, Infanterie und Kavallerie auf dem linken Ufer zu massieren und stürzte sich nun auf die östreichische und württembergische Infanterie. Bataillon Oberniz hatte bis dahin 131 Mann verloren; die Munition begann nach dem langen Feuergefecht auszugehen; es sah sich abgeschnitten, rings vom Feinde umfaßt und mußte sich ergeben. Das gleiche Schicksal traf ein östreichisches Bataillon; ein anderes wurde versprengt. Die Generale v. Hügel und Sztarray kamen mit ausgiebigen Verstärkungen viel zu spät und mußten sich auf die Höhen von Albeck und Langenau zurückziehen.

Die Stellung bei Ulm war jetzt für Kray unhaltbar geworden; sein nächstes Ziel mußte unmittelbarer Schutz der Erblande sein. Diesen aber stand jetzt der Feind näher als er selbst. Der nächste Weg war ihm verlegt. So sah er sich gezwungen, weit nach Norden auszubiegen, um weiter abwärts die Donau und den Inn wieder zu gewinnen. Zunächst ging der Marsch, meist Tag und Nacht fortgesetzt, über Heidenheim ins Lager von Nördlingen. — Der Herzog war damals in Erlangen, von wo aus er durch seine gut berittenen Leibjäger stete Verbindung mit seinen Truppen unterhielt. So erhielt er fortlaufende Berichte vom General v. Hügel und Oberstlieutenant v. Varnbüler. Der letztere schreibt aus diesen Tagen: „Solche Auftritte und Märsche, wie sie hier erlebt worden, müssen die besten Truppen zu Grunde richten, Disziplin und Mut der Truppen ersticken, wie wir es nun bei der k. k. Infanterie auffallend bemerken, welche, so wie überhaupt die Armee, tief herabgesunken ist."

Endlich war die Donau wieder erreicht bei Neuburg und Ingolstadt; hier erneute Gefechte mit dem Gegner, der indessen sich in Bayern ausgebreitet und München besetzt hatte. Mit Aufbietung aller Kräfte mußte Kray es versuchen, sich zwischen den Feind und die Erblande zu stellen; mehrere Tage war fortmarschiert worden; ein außerordentlich starker Marsch von 8 Uhr abends bis des andern Tags um 5 Uhr nachmittags führte am 1. Juli die Armee bei Landshut hinter die Isar. Über die Stimmung der kaiserlichen Armee berichtet Hügel:

„Sie hat nicht nur das Zutrauen auf ihre Anführer, sondern, was noch schlimmer ist, das so nötige Zutrauen zu sich selbst und den Glauben an ihre eigene Kraft verloren. Es offenbart sich das alles in den Reden der Offiziere und der Gemeinen, in den ironischen Bemerkungen, den bittern Scherzen über ihre Lage. — Der immer weiter gehende Rückzug, ohne anscheinenden Grund und ohne sich zu schlagen, erzeugt allmählich die Idee von einem allmächtigen Feind, dem nicht zu widerstehen sei. Dann giebt man sich auch ganz keine Mühe, durch männlichen Zuspruch den Mut der Leute zu beleben. Dazu kommt noch der Fluch der Länder, durch welche der Zug geht, die Vorwürfe aller Art, welche der Armee gemacht werden, der brennende Haß, welchen die verschiedenen Reichskorps, besonders die Bayern, gegen die Kaiserlichen haben und der alle Augenblicke in Thätlichkeiten auszubrechen droht."

„Unverantwortlich und kaum glaublich ist es, wie schlecht die Polizei der Märsche gehandhabt wird, wie unnötig oft die Truppen fatiguiert werden. Märsche, die um Mitternacht anheben, enden sich vorzüglich aus diesem Grunde erst spät abends; oft sind keine Kolonnenführer da, oder

wenn solche da sind, so wissen sie den Weg oft nicht und machen Umwege. Kein Wunder ist es dann, wenn die Hälfte der Armee rechts und links am Wege liegen bleibt, nicht weiter kommt und die Leute laut ihr Los verfluchen. — Es ist in der That ein erbärmlicher Anblick, wenn die Leute, von Hunger und Durst erdrückt, von Schlaf ganz dumm gemacht, einherschleichen. Ich behaupte, wenn nicht bald gerastet, wenn nicht von seiten des Kommandierenden ein fester Entschluß in Ansehung dessen, was gethan werden soll, gefaßt wird, so geht die Armee zu Grund, und sie jetzt, wie sie ist, ins Treffen zu führen, ist eine bis an den Wahnsinn grenzende Vermessenheit. — Das Gesagte gilt vornehmlich von der Infanterie, welche natürlich am meisten mitgenommen wird und die Offiziere vom Generalstab sind so überzeugt davon, daß sie es als das höchste Glück und als eine entscheidende Begebenheit ansehen, wenn ihnen der Kurfürst von Bayern Infanterie bewilligte; so verändert sind die Begriffe, die sie von den Reichstruppen haben. Die Tapferkeit, womit sich letztere, namentlich in den neuesten Gefechten, schlugen, hat ihnen beim Generalkommando das größte Zutrauen erworben, welches auf sie mehr als auf die eigenen Truppen zählt. — Die Entmutigung ist auch in die Kavallerie gedrungen; nur die leichte Kavallerie ausgenommen, welche jetzt eigentlich den Krieg allein führt."

Die Verhandlungen über Waffenstillstand verhinderten hier weitere Operationen; den Franzosen war es zunächst darum zu thun, sich in Bayern festzusetzen und auszubreiten. Die Östreicher gehen mit ihren Bundesgenossen an den Inn zurück; die Württemberger stehen bei Altmühldorf. Der Östreicher Hauptbestreben war es nun, zum letzten, alles entscheidenden Waffengang Kräfte zu sammeln. Eine riesige Arbeit in der That, die so grenzenlos demoralisierte Armee zu reorganisieren und zu heben.

Am 15. Juli kam in der That der Waffenstillstand von Parsdorf zu stande, der am 10. September auf 45 Tage verlängert wurde. Alles bezieht weite Kantonierungen; die Württemberger in und um Wasserburg.

Während die Truppen hier sich erholten und wiederherstellten, machten es sich die Franzosen in den von ihnen besetzten Ländern bequem. In Württemberg kantonierte die Division Richepanse mit dem Hauptquartier Stuttgart; später lagerte sich General St. Suzanne mit seiner Division ein, Hauptquartier Eßlingen. Es wird von Zeitgenossen berichtet[1]): „Sehr

[1]) Pahl, Denkwürdigkeiten zur Geschichte von Schwaben während der Feldzüge 1799 und 1800. Nördlingen 1802.

auffallend war der Unterschied, den man in Absicht auf Ordnung, Kriegszucht und Abhängigkeit, in Vergleichung mit dem Zustande der Armee im Jahr 1796, an den Franzosen beobachtete; damals gärten die Begriffe von Gleichheit und Freiheit noch in den Köpfen; die Dienstverhältnisse ausgenommen betrachtete der Soldat damals selbst den General als seinen Mitbürger, der Untergeordnete versagte dem Vorgesetzten selbst die gemeinsten Rücksichten der Höflichkeit, und die Befehlshaber herrschten größtenteils nur durch Klugheit und Schmeichelei. Dies hatte sich nun alles verändert und man sah, daß die Aristokratie des neuen Gouvernements auch auf die Armee übergegangen war. Die rohen wilden Offiziere, ohne Erziehung und ohne Sitten, die sich in der jakobinischen Periode durch die Wahl des gemeinen Mannes empor geschwungen hatten, waren meistens verschwunden, sowie die besagte Art zu wählen große Beschränkungen erlitten hatte. Der Soldat erschien jetzt nicht nur im Dienste, sondern in allen Verhältnissen des Lebens als der Untergeordnete des Offiziers; er durfte sich nicht mehr in seine Gesellschaften mischen, nicht mehr mit der Pfeife im Mund in sein Zimmer treten oder den Wein von seiner Tafel trinken. Jede wesentliche Verletzung der Subordinationspflicht bedrohte das Gesetz mit dem Tode; auf geringere Vergehen erfolgte sogleich eine langwierige Einsperrung. Überall waren die Gefängnisse mit Verbrechern angefüllt. Es wurde sehr genau auf Ordnung, Reinlichkeit der Waffen und der Kleidung, auf den Gesundheitszustand der Truppen gesehen, und in den Kantonierungsquartieren tägliche Waffenübungen angestellt. Das Gesetz hatte zwar die Prügel abgeschafft, aber sie waren nicht verboten, insoferne sie, bei einer auch nur verbalen Widersetzlichkeit, von der Hand des Offiziers ausgeteilt wurden."

„Statt daß zuvor nur das gegolten hatte, was in dem Sturm der Revolution entstanden war, hielt man es nun allgemein für eine Empfehlung, ein ancien militaire, oder ein cidevant noble zu sein. Die Oberoffiziere nahmen die nämlichen Huldigungen an, wie unter der alten Regierung und forderten von ihren Subalternen dieselbe Behandlung. Auch sogar in den Namen kehrte man wieder auf das Vergangene zurück. Die Divisionsgenerale nannten sich in offiziellen Aufsätzen Generallieutenants und die Brigadechefs Obristen. Es herrschte unter der ganzen Armee ungefähr derselbe Geist und dieselbe Sitte, wie in den Tagen der Könige."

Moreau war ganz der Mann dazu, um dem guten Geiste, der bei der Armee einzukehren begonnen hatte, vorzuarbeiten. Die Räuber und Betrüger wurden entfernt. Prellereien und Erpressungen, das Abkaufen von Naturalleistungen — lauter Dinge, welche in früheren Jahren ungescheut

betrieben worden waren, zeigten sich jetzt von den unangenehmsten Folgen auch für Höhergestellte; in diesem Sinne trat Moreau gegen die Generale Vandamme und Tarreau auf; insbesondere auch gegen die Kommissäre, Intendanten, Employés, die wahren Blutsauger und steten Peiniger der Bevölkerungen.

Die wilde Lust am Zerstören, am Quälen und Auspressen der Wehrlosen, die ganze Raserei der früheren Einfälle war verschwunden. Und doch konnte keine vollständige Ordnung geschaffen werden; keine nennenswerten Erleichterungen machten sich geltend in den Lasten, welche von den betroffenen Landstrecken zu tragen waren. Eine Reihe von Umständen trat dem hindernd entgegen: die liebgewordene Gewohnheit, das Eigentum der Landesbewohner als den Preis der Tapferkeit anzusehen; die Sucht, schnell sich den Beutel zu füllen und Geld zurückzulegen; die seit langer Zeit schwebenden Soldrückstände, welche die Armee zu fordern hatte; der Hang zu gutem, feinem Leben und die Neigung der Niedergestellten, es den Höheren in Verfeinerung des augenblicklichen Lebensgenusses und in vornehmem Wesen gleichzuthun. — „Der französische Soldat fordert in seinem Quartiere eine ganz andere Behandlung, als der Östreicher oder der Russe. Zwar liebt er nicht die vollen Schüsseln dieser beiden, aber er besteht durchaus auf Wein, Geflügel und Fleisch. Der Offizier aber zehrt im Kriege überall auf Kosten der Gemeinde. Dieser Grundsatz ist unvermeidlich in einem Dienste, in welchem ihm seine Löhnung nicht bezahlt wird, so daß er in der Regel als entblößt von allem baren Gelde betrachtet werden muß."

Äußerst kostbar seien die Tafeln der Generale und höheren Offiziere gewesen; endlos die Küchenzettel, welche täglich ihre Köche und Domestiken zusammenstellten. Man veranstaltete große Traktamente und lud auch die Honoratioren des Landes fleißig ein. Es habe Brigadekommandeure gegeben, deren Tafeln täglich hundert Gulden kosteten. Die Kompagnieoffiziere konnten freilich nicht in diesem Grade schwelgen; gewöhnlich bezahlten die Gemeinden für einen Subalternoffizier täglich 3—4 Gulden. Außer allen diesen besonderen Kosten war dem Herzogtum Württemberg eine Geldkontribution von sechs Millionen Franken angesetzt. Wegen der Aufbringung der Gelder begannen jetzt schon Unterhandlungen zwischen dem ständischen Ausschuß in Stuttgart und dem Herzog in Erlangen behufs Verteilung der Kosten auf das Land und die herrschaftliche Kasse.

Der Sommer verging, der Herbst zog ins Land und noch immer lagen die kostspieligen Gäste in den Städten und Dörfern am Neckar, an der Rems, in den Thälern der Alb. Recht erfinderisch zeigten sich da

die Franzosen hoch und nieder in allerlei Kurzweil und Zeitvertreib. Namentlich liebten sie es, Bälle zu arrangieren. Das Städtchen hatte die nötigen Gelder zu liefern und was zur Ausschmückung des Saals und zur Herstellung eines feinen Soupers gehörte. Die distinguierteren Bewohner versäumte man nicht zur Festlichkeit einzuladen. Mit gar sauersüßer Miene mögen da die Väter der Stadt samt ihren Frauen und Töchtern erschienen sein, um als Gäste Zeugen dafür abzugeben, wie die Fremden es verstanden, in aller Schnelligkeit und seelenvergnügt die mühsam aus der verarmten Bevölkerung herausgequälten Summen zu verprassen. Anderer Schäden nicht zu gedenken.

Auf alle mögliche sonstige Weise wurde Geld herausgeschlagen. Bei den allermeisten Befehlshabern schien es oberster Grundsatz zu sein, nichts, auch das Gebotene nicht, umsonst zu thun. Man versprach, strenge Manneszucht in den Quartieren zu halten und andere Forderungen nicht aufkommen zu lassen, sobald ein Abkommen mit barem Geld getroffen werde. Da und dort sagte man Quartier an, aber man ließ durchblicken, daß die Belästigung auch abgekauft werden könne; alle denkbaren Geschenke waren willkommen: Uniformen, Sättel, Uhren; für die weibliche Begleitung mancher Offiziere feine Leinwand und Spitzen. „Man muß es einräumen, daß die Zahl der offenen Räuber und Betrüger, im ganzen, doch die geringste war und daß die Mehrheit aus solchen Leuten bestand, die aus Temperament oder aus Ehrgeiz, oder aus früherer Gewöhnung an die äußere Form der Sittlichkeit die Verbrechen eben nicht hinderten, dagegen aber auch für ihre Person keine begingen. Zufrieden mit dem täglichen Bedürfnisse des äußeren Menschen, unverdrossen bei den von dem Berufe des Soldaten unzertrennlichen Entbehrungen, befriedigt durch den Stolz auf die errungenen Siege, glücklich durch eine stets heitere Stimmung, wandelten sie vergnügt ihren Weg, genossen, was die Gegenwart darbot und waren unbesorgt wegen der Zukunft."

Der Winter begann sich schon einzustellen, als der Waffenstillstand zu Ende ging. Die Krieger verließen ihre bequemen Quartiere; auf allen Straßen zogen die Kolonnen der Donau und dem Innfluß zu. Beide Armeen hatten sich wesentlich verstärkt; namentlich die östreichische. Diese hatte auch einen neuen Oberbefehlshaber erhalten in der Person des erst achtzehnjährigen Erzherzogs Johann. Ihm zur Seite stand als Mentor der alte Feldzeugmeister Lauer, der seither als Ingenieur thätig gewesen war, vom Soldatenwitz der Palissadengeneral genannt; nie hatte er eine größere Truppe geführt. Im neuen Operationsplan der Östreicher lag es, mit dem Zentrum und dem rechten Flügel offensiv gegen

München vorzugehen, mit dem linken Flügel den oberen Lauf des Inn festzuhalten. Hier hatten die Württemberger mit dem Emigrantenkorps Condé ihren Platz erhalten.

Das Gefecht am 1. Dezember war günstig für die östreichischen Waffen; der Gegner wich zurück. Man glaubte es auch an den folgenden Tagen nur mit einem weichenden Feinde zu thun zu haben. Am 3. Dezember 1800 marschierte deshalb die östreichische Hauptarmee in vier getrennten Kolonnen durch die Walddefileen gegen Hohenlinden. Die Rencontreschlacht endigte mit der vollständigen Niederlage der Östreicher. — Während der Schlacht hatten die Württemberger ihren Posten in Wasserburg gehalten. Die ganze Armee strömte aber jetzt gegen Salzburg zurück; am 10. Dezember marschierten auch die Württemberger dahin ab, um ihren Platz in der neuen Stellung bei Liefering einzunehmen. Hier gelang es dem Erzherzog Johann, 36—40 000 Mann zu vereinigen; so zusammengeschmolzen waren die Truppen seit dem Tage von Hohenlinden; fast die Hälfte zersprengt, gefangen, gefallen. Wo die Franzosen entgegentraten, geschah es nunmehr mit ganz bedeutender Übermacht, so daß in der demoralisierten östreichischen Armee kein Gedanke an ein Umschlagen des Kriegsglücks aufkommen konnte.

Auch an der Stellung bei Liefering ließ sich der Feind nicht aufhalten und die ganze östreichische Armee sah sich nun auf die Donaustraße gedrängt. Der weitere Rückzug ist in Wirklichkeit nichts anderes als ein haltloses, verzweiflungsvolles Weiterstürmen auf der einmal eingeschlagenen Straße nach Wien in der Enge zwischen den Ausläufern des Gebirgs und der Donau. Der Feind immer auf den Fersen zwölf Marschtage hindurch; dazu Kälte und Schneefall. — Die kleinen Menschen, welche im Kabinet in Wien die Politik wie die Kriegführung leiteten, nahmen endlich den Oberbefehl aus den Händen des unerfahrenen Neulings, den sie an die Spitze gestellt, und riefen den Erzherzog Karl zur Armee. Nach ihm hatten längst alle Wohlgesinnten sich gesehnt; er sollte jetzt der Retter sein, wie in späteren Jahren nach der Schlacht bei Austerlitz. Am 18. Dezember erschien er bei der Armee; allein jetzt mußten auch sein Name und seine Erscheinung ohne Wirkung bleiben; ohne Scherz, ohne Sang, selbst ohne kräftigen Fluch schlichen die dünnen Bataillone an ihm vorüber, gebrochen an Leib und Seele.

General v. Hügel schreibt: mit einigem Wohlgefallen habe der Erzherzog die Württemberger gesehen und ihre Haltung dem englischen Militärbevollmächtigten gegenüber gerühmt. Bei mehreren Arrieregardegefechten hatten sie sich durch guten Zusammenschluß trotz der allgemeinen Auflösung

hervorgethan. Der östreichische Bericht sagt[1]): „Bevor der Erzherzog Karl den Oberbefehl übernahm, glaubte er die Sache nicht so tief gesunken, als es ihn der Augenschein bei der Ankunft lehrte." Kein Korps, kein Regiment wußte, wo es sich befand oder wohin es gehörte. Es war des Erzherzogs Überzeugung, daß hier nur rascher Waffenstillstand retten könne. Ende Dezember wurde ein solcher zu Steyer geschlossen; die östreichische Armee lagerte in der Nähe von Wien. — Ein Augenzeuge von den bayerischen Hilfstruppen schreibt: „Elf Stunden von Wien erfuhr die Armee den geschlossenen Waffenstillstand, das Ende ihrer Leiden. Der Erzherzog Karl hatte zwar mehr Ordnung, besonders auf den Märschen, wiederhergestellt. Allein die physischen Kräfte der Armee nahmen dennoch täglich ab und der Wunsch nach Frieden wurde so groß, daß in den Gemütern auch der letzte Funke kriegerischen Gefühls erlosch. Hier, in den Wäldern von St. Pölten, lag nun die deutsche Armee, elender als eine Heerde Bettler, ihre Gerippe nur noch in Lumpen gehüllt, mit totenbleichen Gesichtern, nackten Füßen, abgestumpften Sinnen, hinter ihnen die Spuren der eigenen Verwüstungen, in den Herzen aller lauter Fluch über ihr Schicksal. Wer vermag den mehr als erbarmungswürdigen elenden Zustand der braven, geduldigen, achtungswerten östreichischen Soldaten zu beschreiben? — Kein Beispiel, kein Zuspruch von oben herab, somit kein Zutrauen, keine Liebe, kein Gehorsam mehr von unten herauf!" Und der württembergische Berichterstatter sagt: „Die Mannschaft glich einem Haufen trübsinniger Pietisten oder büßender Pilgrime."

Mit den ersten Tagen des Jahres 1801 kamen die Württemberger in Kantonierungen zu Tulln und Umgegend. Allmählich füllten sich wieder die Reihen durch Genesene und einrückende Nachzügler. Der Gesamtverlust der schwachen Division beziffert sich auf 1076 Mann. Nach dem Frieden von Luneville, der am 9. Februar 1801 zu stande kam, trat General v. Hügel den Rückmarsch in die Heimat an. Von Schönbrunn aus nahm Erzherzog Karl Abschied in folgendem Schreiben an den General: „Ich rechne es mir zur angenehmen Pflicht, dem Herrn Generallieutenant sowohl, als dem herzoglich württembergischen gesamten Offizierkorps und der ganzen Truppe meinen vollkommenen Beifall und meine größte Zufriedenheit über ihr vortreffliches Benehmen zu erkennen zu geben, womit sie sich sowohl vor dem Feinde, als sonsten aller Orten auf das vorteilhafteste auszeichneten. Der Herr Generallieutenant können sich versichert halten, daß ich die wahren und wesentlichen Dienste, die diese

[1]) Östreichische milit. Zeitschrift 1836. IV, 221.

braven Truppen der gemeinschaftlichen guten Sache so oft unter meinem Kommando durch ihren Mut und ihre Standhaftigkeit leisteten, gewiß mit Vergnügen im Andenken behalten und solche jederzeit mit Dank erkennen werde."

Die Armee Moreaus begann sich mehr und mehr zurückzuziehen, um ihre Kantonierungen in Bayern und Schwaben wieder einzunehmen. Noch im Herbst 1800 hatte das französische Generalkommando erklärt, daß die erste Kontribution kaum hinreiche, den rückständigen Sold der Armee zu bezahlen und daß deshalb, um den laufenden Sold derselben zu sichern, um den Bedürfnissen und Unterhaltungskosten der verschiedenen Verwaltungen zu Hilfe zu kommen, auf die sämtlichen eroberten Länder eine monatliche Totalkontribution von 4 300 000 Franken gelegt werden müsse. Der schwäbische Kreis, insbesondere das ausgesogene Württemberg, sahen sich aufs neue hart betroffen. Erst die demütigsten Vorstellungen von der eingetretenen Mittellosigkeit erzielten einen Nachlaß in den Forderungen an barem Geld.

Nun kamen die frohen Nachrichten vom Waffenstillstand von Steyer und vom Frieden von Lüneville ins Land. Dreißig Tage nach Auswechslung der Ratifikationen sollte das Gebiet der Reichslande von den Franzosen geräumt werden. — Überall Jubel in Städten und Dörfern; die französischen Befehlshaber ließen auf die ersten Nachrichten die Besatzungen aus den Kantonnements ausrücken, um mit Freudengeschrei und militärischer Musik die Neuigkeit des Tages zu empfangen. Es wird erzählt, wie Deutsche und Franzosen sich brüderlich umarmt hätten im ersten Sturm der Gefühle.

Aber so ganz in Freundschaft und glatt lief die Sache doch nicht ab. Noch war Württemberg mit den Kontributionen im Rückstand. Moreau drohte, 12 000 Mann im Herzogtum als Exekution zu belassen bis zur Bezahlung. In solcher Not wurde der Erzherzog Karl als Vermittler angerufen und ihm war es zu verdanken, daß ein merklicher Nachlaß in den Geldforderungen eintrat. So zogen denn endlich in der ersten Hälfte des Mai 1801 die Franzosen zum Lande hinaus. — Und das Gefühl, das im Lande zurückblieb? Von nationaler Erbitterung, von dem Wunsch nach nationaler Erhebung keine Spur bei den Massen. Nur die eine Erkenntnis brach sich immer mehr Bahn: man sei durch die eine deutsche Großmacht, die noch im Felde stand, durch Östreich, nicht hinlänglich geschützt. Selbst konnte man sich nicht schützen; so trieben schon von jetzt ab die minder mächtigen Staaten mit Naturnotwendigkeit dem Bündnis mit den Fremden entgegen.

Am 14. Mai 1801 hatten die letzten Franzosen auf ihrem Rückwege nach der eigenen Heimat die Grenze bei Freudenstadt überschritten; in denselben Tagen kehrten die Truppen zurück und der Herzog hielt seinen Einzug. Alles schien sich so zu gestalten wie im Herbst 1796, als die Franzosen über den Rhein zurückgingen. Und doch mußte dem Kundigen ein bedeutsamer Unterschied in die Augen fallen; heute, im Mai 1801, folgte kein östreichischer Soldat den zurückgehenden Franzosen auf den Fersen nach; weit ab im Osten hatten die Spitzen der Östreicher Halt gemacht. Und das war in der That die Lage bis zum Herbst 1805: Süddeutschland mehr und mehr der unmittelbaren Machtsphäre Östreichs entrückt, die einzelnen Staaten ganz auf eigene Füße gestellt und deren Stellung um so schwieriger, je mehr sie durch Volkszahl und Machtmittel sich zu höherer Bedeutung erhoben.

Am 13. Mai war Herzog Friedrich mit dem Erbprinzen nach Ludwigsburg zurückgekehrt; wenige Tage darauf die Herzogin mit der Prinzessin Katharina. Aufs huldvollste empfing der Herzog eine landschaftliche Deputation, welcher er seine Gefühle, die ihn bei der erfolgten Rückkehr beherrschten, aussprach; zugleich erließ er ins Land ein Manifest, das auf allen Rathäusern und von allen Kanzeln verlesen werden mußte:

„Tief hat es Uns geschmerzt, in dem letztverflossenen Zeitraum so viele außerordentliche Lasten und Leiden aller Art durch einen Krieg gehäuft zu sehen, an dem Wir durch politische, außer Unserem Einfluß liegende, nicht zu beseitigende Gründe und Ereignisse, und zu Erfüllung Unserer gegen Kaiserliche Majestät und das Reich obhabende Pflichten, auch selbst gegen Unsere Neigung, Anteil zu nehmen gemüßigt wurden. — Bei allem diesem ungünstigen Geschick fühlen Wir jedoch die höchste Beruhigung, daß Wir nichts verabsäumt haben, was unter den damaligen Umständen als zweckmäßig und in Hinsicht auf einen zu hoffen gewesenen glücklichen Erfolg als höchst wahrscheinlich angesehen werden mußte, um Unsere Lande mit Hilfe der Kaiserlichen und Reichstruppen gegen feindliche Gefahr decken zu können, und einen annehmbaren Frieden herbeiführen zu helfen."

„Dies war auch allein der Beweggrund, daß Wir gleich andern Reichsständen zu der, von Kaiser und Reich sämtlichen Reichständen auferlegten größtmöglichen Vermehrung der Streitkräfte mit der Krone England in Verbindung getreten sind, dabei aber nach dem abgeschlossenen Traktat zur Hauptbedingung gemacht haben, daß Unsere Truppen zuerst zur Verteidigung Unserer Lande und nur, wenn dieser Zweck nimmer zu erreichen sein würde, zur Verteidigung des deutschen Reichs, nie aber

und unter keinen Umständen außerhalb desselben oder zu irgend einem anderen Zweck gebraucht werden sollten und dürften. Zugleich dienten die deswegen bezogenen Aufstellungs- und Unterhaltungsgelder bloß zum Nutzen Unserer Truppen, und Wir haben uns von dem Anfang an zum heiligsten Gesetz gemacht, von den, durch die möglichste Sparsamkeit und gute Haushaltung, etwa erübrigten Summen nicht das Geringste in Unsere Privatkasse zu ziehen und hingegen vielmehr alles zu einer Verwendung zu bestimmen, welche die Möglichkeit, ein zu gegenwärtiger Zeit notwendig verstärktes Militär erhalten zu können, bezwecken wird."

„Unsere Teilnahme an den Lasten, durch welche Unsere Unterthanen gedrückt wurden, war die lebhafteste; und Wir hoffen sie auf die überzeugendste Art dadurch bewiesen zu haben, daß Wir bei den auf Unsere herzoglichen Lande gelegten feindlichen Kontributionen nicht allein, dem längst gewohnten Herkommen zuwider, mehrere Millionen auf Unsere herzogliche Rentkammer übernommen, sondern auch von Unserem Privatvermögen die beträchtlichsten Summen beigesteuert haben, so daß Wir uns selbst das Zeugnis geben können, hierinnen weiter gegangen zu sein, als Wir es Unseren Kräften zutrauen durften; auch werden Wir, soferne diese es nur zulassen, noch in der Folge unverkennbare Beweise zu geben Uns angelegen sein lassen, daß Wir nur von dem Wunsche beseelt seien, Unsern herzoglichen Landen auf die möglichste Weise zu Hilfe kommen zu können."

„Dem eigenen redlichen und geraden Sinne Unserer lieben und getreuen Unterthanen können Wir daher sicher vertrauen, daß sie selbst unter den auf sie gefallenen Lasten in der Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten gegen das deutsche Vaterland Beruhigung gefunden und Unsere angestrengten Bemühungen, ihre Leiden zu mildern, oder zu verkürzen, wenn ihnen auch nicht jedesmal der Erfolg entsprechen konnte, als Beweise Unserer stets unveränderten landesväterlichen Gesinnungen aufgenommen haben werden."

„In dieser Rücksicht geben Wir ihnen hiemit gnädigst zu erkennen, daß Wir die im Laufe des verflossenen Jahres gegebenen mannigfaltigen Beweise ihrer unerschütterlichen Treue und erprobten Anhänglichkeit mit huldreichstem Wohlgefallen vernommen haben, und wie es Unserer Erwartung entsprochen, daß selbst das Beispiel einiger wenigen Verirrten, so wie andere in den Zeitumständen liegende Lockungen durchaus keinen nachteiligen Eindruck machen konnten, so sehr auch der Ernst der Zeit, Gesinnungen dieser Art zu erwecken geneigt gewesen sein dürfte. Wir erkennen es mit Dank gegen die göttliche Vorsehung, daß sie Uns ein solches Volk zu regieren gegeben, und Wir finden auch darin eine eben

so angenehme als dringende Aufforderung, wie bisher, so auch künftighin Unsere Regentenpflichten aufs genaueste zu erfüllen."

„Es wird daher stets Unser vorzüglichstes Augenmerk sein, Unsern lieben und getreuen Unterthanen die vollen Früchte der glücklichen Verfassung Unserer herzoglichen Lande genießen zu lassen, durch zweckmäßige Anordnungen den Wohlstand Unserer Unterthanen aufs neue zu beleben und so schnell als möglich alle Spuren dieses unglücklichen Krieges völlig zu vertilgen. Dabei halten wir Uns überzeugt, daß Uns Unsere lieben und getreuen Unterthanen mit vollem Zutrauen entgegenkommen und auch ihrerseits durch pflichtmäßige Beförderung einer allgemeinen Eintracht alles dazu beitragen werden, damit Wir unter Gottes Segen die Früchte Unserer Bemühungen bald genießen mögen."

„Nur auf solche innige Vereinigung eines treuen Volkes mit seinem Regenten gründen Wir die Hoffnung einer schnellen und vollkommenen Heilung der so tief geschlagenen Wunden. Nur sie kann die Aussicht auf eine glücklichere Zukunft gewähren und die Wiederkehr des vorhergehenden Wohlstands bewirken. Durch ein solches wechselseitiges Einverständnis zwischen Herr und Land, und durch eine solche allgemeine Eintracht kann Württemberg bald wieder andern Gegenden das Beispiel eines zufriedenen glücklichen Volkes und Unserem Herzen der Gegenstand vollkommener väterlicher Freude sein."

In aller Herzen klangen diese Worte wieder und verherrlichten das Friedensfest, das am 25. Mai beim Einzug des Herzogs in Stuttgart gefeiert wurde. Und sogleich kehrte der Herzog die praktische Seite hervor. Ohne Rast bereiste er das Land, am meisten die Gegenden, die vor anderen gelitten hatten. Mit eigenen Augen wollte er sehen, wo geholfen werden mußte; überall seinen Rat geben und Anordnungen treffen, den Wohlstand wieder zu heben. Mit Jubel und der Hoffnung auf bessere Tage gingen allerorten die Bewohner dem Herrscher entgegen, dessen Erscheinung, dessen ganzes sicheres, festes Wesen sie mit Zuversicht erfüllte, wenn es auch Friedrich — in der Fremde erzogen und von fremden Eindrücken erfüllt — nicht gegeben war, in die innere Eigenart gerade des schwäbischen Stammes einzugehen.

Schon einige Tage vorher waren die Truppen zurückgekehrt, überall freundlich empfangen und von den Bürgern bewirtet.

Des strengen und gerechten Kriegsherrn Wille ging vor allem dahin, alle Angehörigen des zurückkehrenden Korps nach ihrem Wert und Verdienst zu behandeln und auszuzeichnen. Der Geist wahrer militärischer Ehre sollte lebendig erhalten und, wo er fehlte, geweckt werden. Die

Pflichtvergessenen, Verzagten strafte der Herzog, das Verdienst hob er hervor. — Als beredter Zeuge unbefleckter Waffenehre war der Hohentwiel dagestanden. Schmerzlich hatte den Herzog der ruhmlose Fall der Feste am 1. Mai 1800 berührt. So ließ Friedrich hier der ganzen Strenge der Kriegsgesetze ihren Lauf. —

Was lange schon geplant war, was auf dem Kongreß zu Rastatt zur Verhandlung gekommen, stand jetzt nach dem Frieden von Lunéville als vollendete Thatsache da: der Thalweg im Flußbette des Rheins sollte die Grenze zwischen der französischen Republik und dem deutschen Reiche bilden; was auf dem linken Ufer an Frankreich verloren ging, sollte den betroffenen Fürsten auf dem rechten Ufer ersetzt werden durch Angliederung geistlicher Gebiete und freier Städte. In Paris strömten die Abgesandten zusammen, um möglichst günstige Entschädigungen für jeden einzelnen Fall herauszuschlagen. Herzog Friedrich war hier vertreten durch seinen Minister v. Normann.

In der Ansprache an das Volk, welche der Herzog nach seiner Rückkehr von den Kanzeln verlesen ließ, hatte er in gewissem Sinn ein Programm für die Zukunft entwickelt und Aufklärung gegeben über seine Thätigkeit in der jüngst verflossenen Zeit. Ein inniges, kräftiges Zusammenwirken, ein Zusammenfassen aller Kräfte war in Aussicht gestellt mit möglichster Hebung der militärischen Leistungen. Er hatte offen und aufrichtig gesprochen. In der ganzen Energie seines Charakters lag es, daß er in der Zeit der allgemeinen Gärung, in der Zeit der Mediatisierungen und des Wechsels der Kronen mit unter den Handelnden sein wollte. Klaren Auges sah der geistreiche Mann, daß in solchen Perioden der Unthätige, der nicht für die äußersten Fälle Bereite alles zu befürchten hat, daß der kraftvoll Handelnde aber jedenfalls sich Achtung erwirbt und bei der endlichen Lösung des Knotens mitzusprechen berechtigt ist, in keinem Sinne übergangen werden darf.

Vielfach aber sah der Herzog seine Wege durchkreuzt durch Einsprache oder gleichzeitige Verhandlungen der Landstände, als deren Organ jetzt eben der größere Ausschuß handelte. Die Rückkehr zur stillen Unbedeutendheit erstrebte dieser durch Antrag auf Entlassung der Truppen; möglichst günstige Bedingungen wollte er von der französischen Republik herausschlagen durch Absendung eines eigenen Gesandten in der Person des Konsulenten Abel, der ohne Mitwissen des Herzogs seine besonderen Aufträge hatte.

Wenige Tage nach dem Einrücken der Truppen sprach der größere Ausschuß so zum Herzog:

Stuttgart, den 5. Juni 1801.

Serenissime!

Euer Herzogl. Durchlaucht haben gehorsamst Subsignierte nach der ihnen in ihrem Staat auferlegten Pflicht: in ihren Zusammenkünften und Beratschlagungen fleißig in acht zu nehmen, daß, was bei gehaltenen Land- und Ausschußtagen jedesmal verglichen und verabschiedet worden, der Gebühr nach effektuiert und ins Werk gesetzt werde, — in Unterthänigkeit bemerklich zu machen, daß die in den Jahren 1799 und 1800 ausgehobenen Landeskinder nach den vorliegenden Rezessen, Verabschiedungen und oberstrichterlichen Erkenntnissen nunmehr wiederum ex nexu militari zu entlassen seien.

Es findet nämlich nach der Verfassung dieses Herzogtums nur bei einem vorhandenen und entweder von gnädigster Landesherrschaft und treugehorsamsten Prälaten und Landschaft anerkannten, oder durch ein Allerhöchstes kaiserliches Erkenntnis erklärten, Notfall die Vornahme einer Aushebung statt; und die ausgehobenen Unterthanen sollen jedesmal, sobald die Not, um welcher willen sie ausgehoben worden, zessiert, wieder zu den Ihrigen nach Haus entlassen werden. — Die Notfälle, wegen welcher diese beiden Aushebungen vorgenommen wurden, sind mit dem Luneviller Frieden vorüber und durch das Aufhören derselben ist die ausgehobene und noch gegenwärtig unter dem herzoglichen Militär befindliche Mannschaft wiederum in das allen württembergischen Unterthanen nach der Verfassung zustehende Recht, sowohl in Kriegs- als Friedenszeiten nicht wider ihren freien Willen unter dem herzoglichen Militär dienen zu dürfen, eingetreten. —

Euer Herzogl. Durchlaucht haben in dem bei Höchstdero beglückten Zurückkunft erlassenen gnädigsten Generalreskript vom 18. Mai dem Lande die höchstkostbare huldreichste Zusicherung erteilt, daß es stets Höchstdero vorzüglichstes Augenmerk sein werde, die Unterthanen die vollen Früchte der glücklichen Verfassung dieses Herzogtums genießen zu lassen. Eine der von Höchstdero getreuen Unterthanen geschätztesten Früchte dieser Verfassung ist die ihnen nach derselben zustehende Freiheit, außer einem von Herrn und Land anerkannten Notfalle keine persönlichen Kriegsdienste leisten zu dürfen.

Gehorsamst Subsignierte glauben sich daher in der vollkommenen Zuversicht der unterthänigsten Hoffnung überlassen zu dürfen, daß Eure Herzogl. Durchlaucht ihre submissteste Bitte: den in den Jahren 1799 und 1800 ausgehobenen Landeskindern nunmehr ihre Entlassung von dem

Militär gnädigst zu erteilen — mit ebendenselben huldvollsten und landesväterlichen Gesinnungen, in welchen Höchstdieselben dem Land jene gnädigste Zusicherung erteilt haben, aufzunehmen geruhen. Womit gehorsamst Subsignierte sich zu höchster Huld und Gnade submissest empfehlen.

Eurer Herzogl. Durchlaucht unterthänigst treugehorsamste

Verordnete des landschaftlichen größeren Ausschusses.

Es ist unbestritten, daß es für den Bürger des modernen Staats keine härtere Last giebt, als der persönliche Kriegsdienst, der sich zur allgemeinen Wehrpflicht steigerte; ebenso unbestritten ist es auch, daß es keinen so ausgiebigen, auf so hoher sittlicher Stufe befindlichen Schutz für den Staat selbst und für die nationalen Güter geben kann, als den durch die Bürger persönlich geleisteten Kriegsdienst. Das Merkmal eben der in der altständischen Verfassung gewährleisteten Freiheit bestand darin, daß nur in gewissen Fällen der Bürger selbst auszog, daß für gewöhnlich er einen Geldbetrag lieferte, mit dem fremde Söldner geworben wurden. Vollständig gebrochen hatte Frankreich mit dem alten System; die andern Staaten befanden sich meist in einem Übergangsstadium. Wenn Friedrich seinem Plan treu bleiben wollte, unter die Handelnden für die Zukunft zu zählen und nicht unter die Leidenden, so konnte er unmöglich zum alten System zurückkehren, seine Soldaten entlassen und erst wieder aushehen, wenn der Krieg schon ausgebrochen. Das hatte sich überlebt; der allein konnte jetzt sich unter die Mithandelnden rechnen, der stets parate Streitmittel besaß. Auch hatte der Herzog in seiner Ansprache vom 18. Mai freimütig darauf hingewiesen, „ein zu gegenwärtiger Zeit notwendig verstärktes Militär" erhalten zu wollen. So lange man einen mächtigen Beschützer hatte, ging es allenfalls, auf eigene wohl vorbereitete Truppen zu verzichten; aber jetzt hatte man ja nach keiner Seite irgend welche Anlehnung.

Wie Herzog und Landtag im Inneren sich im Widerspruch befanden, so trat man in Paris aus einander in den Personen der beiderseitigen Abgesandten, Regierungspräsident von Normann und Landschaftskonsulent Abel[1]). Nur wenige Jahre waren es her, daß das Mißtrauen des Herzogs gegen die Stände wegen ihrer Einmischung in die auswärtige Politik aufs äußerste erregt worden war. Damals wollte die Landschaft

[1]) Pfister, Geschichte der Verfassung des württ. Hauses und Landes. Heilbronn 1838. S. 518.

Neutralität; in aller Stille suchte sie Unterstützung in Rastatt und Paris. Das alles hatte vornehmlich zum Bruch mit der Landschaft am 30. November 1799 geführt. Jetzt ging dasselbe Spiel von vorne wieder an, trotzdem der Landschaft durch kaiserlichen Erlaß jeder direkte Verkehr mit fremden Mächten verboten war. Die reichen Mittel der geheimen nicht kontrollierbaren Truhe gaben immer wieder Gelegenheit, eigene Geschäfte auf eigene Kosten zu betreiben.

In den letzten Tagen des Januar 1801 erhielt Abel seine Instruktionen von seiten des größeren Ausschusses; er solle den Nutzen des Landes wahrnehmen, eine Kriegsentschädigung für die Landschaft unmittelbar betreiben, die Schritte des herzoglichen Abgesandten v. Normann wohl beobachten, darüber berichten und auch ein Anlehen in Paris selbst negoziieren. Ein unmittelbares Anschreiben an den Minister Talleyrand und ein solches in den denkbar schmeichelhaftesten Ausdrücken gehaltenes an den ersten Konsul (— „dem Heros nicht nur unserer Tage, sondern auch der ganzen Geschichte, der alten wie der neuen, dem Friedensstifter des Weltalls“ —) lagen dem Auftrag Abels bei.

Der Herzog erfuhr natürlich alsbald die Sendung Abels; in einem Schreiben an die Stände nennt er diese Mission anmaßlich, unnötig und verfassungswidrig und verlangt die sofortige Rückberufung des Konsulenten. Länger als ein Jahr zieht der eigentümliche Streit sich hin; die Stände behaupten, ihrerseits im Recht zu sein; denn der Herzog habe sie ja auch nicht gefragt, als er seinen Gesandten nach Paris schickte. Der Konsulent verblieb in Paris auch bei Wiederholung des herzoglichen Befehls, welcher daran erinnerte, wie der Herzog sich genötigt sehen könnte, von seinen höchsten Regentenrechten solchem gesetzwidrigen Eingriff gegenüber Gebrauch zu machen, wie schon jetzt Nachteile aus dem Umstande sich voraussehen lassen, daß die Stände sich bemühen, innen sowohl als außen das Interesse des herzoglichen Hauses und das des Landes als trennbar darzustellen. Einem unmittelbaren Befehl des Herzogs an den Konsulenten Abel zur Rückkehr „bei seinen Unterthanenpflichten“ wurde nicht stattgegeben. Bei diesem Stand der Dinge hielt sich endlich der Herzog an die in Stuttgart versammelten Mitglieder des größeren Ausschusses und bestimmte im September 1801, daß eine Untersuchungskommission ihre ganze Handlungsweise klar stellen solle. Sie können von niemand zur Rechenschaft gezogen werden, denn leiblich beeidigt seien sie darauf, „dasjenige, was im Rat und der Landschaft geredt und gehandelt wird, bis in den Tod zu verschweigen“ — behaupteten die Stände. Erst im Juni 1802 erfolgte die Rückberufung Abels durch den größeren Ausschuß. Seine diplo-

matische Sendung hatte die geheime Truhe 117 453 Gulden gekostet. Ein neues Reichshofratsdekret verbot der Landschaft, jemals wieder mit fremden Mächten zu unterhandeln.

Die Stellung des herzoglichen Abgesandten v. Normann in Paris war nach mehr als einer Seite hin eine schwierige. Er verlangte gleich zu Anfang des Jahres 1801 von dem französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten die Beseitigung des ständischen Nebengesandten Abel, seine Ausweisung aus Paris. Er konnte nicht durchdringen. Dazu kam, daß die Regierungskreise in Paris seinem Herzog zunächst sehr abgeneigt waren; man glaubte eine entschiedene Feindschaft gegen Frankreich an ihm wahrgenommen zu haben; es ging die Rede, man wolle sein Land an Bayern fallen lassen oder es zwischen Bayern und Baden teilen und den Herzog anderswo entschädigen. Fest entschlossen wies Friedrich jedes Ansinnen dieser Art zurück: lieber wolle er gar nichts, als nur ein Dorf seines Herzogtums abtreten. Mit solcher Entschiedenheit setzte er seine jetzigen und seine künftigen Plane durch. — Endlich gelang es auch seinem Gesandten in Paris, durch Vermittlung des russischen Hofs, die Schwierigkeiten und den Widerwillen, worauf er anfänglich gestoßen, zu überwinden und am 20. Mai 1802 mit dem von dem ersten Konsul beauftragten Bürger d'Hauterive einen Friedensvertrag abzuschließen, in welchem dem Herzog Gebietsentschädigungen zugesichert wurden, die seinem aus dem Krieg entsprungenen Verlust aller Art gleich sein sollten.

So war denn der erste Schritt geglückt; mit größerer Zuversicht konnte man nun den Verhandlungen entgegensehen, welche über die Vollziehung des Friedens von Luneville in Regensburg eröffnet wurden. In dem Hauptschluß der außerordentlichen Reichsdeputation am 25. Februar 1803 erwarb der Herzog die Kurfürstenwürde für sich und seine Nachkommen mit dem Vorzug der höchsten Rechtspflege für alle seine Staaten. Die Gebietsentschädigungen fielen reichlicher aus, als der Herzog in Anbetracht des Verlorenen gehofft hatte; zum alten Lande kamen hinzu die Propstei Ellwangen, eine Anzahl Stifte und Klöster (Zwiefalten, Schönthal, Komburg u. a.) nebst den Reichsstädten Reutlingen, Eßlingen, Heilbronn, Gmünd, Rottweil, Aalen, Hall, Giengen, Weil der Stadt. In allem 40 □ Meilen mit 124 000 Einwohnern. Die Bewohnerzahl aller herzoglichen Lande war so auf nahe an 800 000 gebracht. In dem Plane, sein ererbtes Land im Sturme zur Zeit zum Mittelpunkt für eine ausgedehntere Staatenbildung zu machen, war nunmehr für den Herzog der erste Schritt geschehen. Neuer Glanz umgab so das kurfürstliche Haus.

Die Besitzungen, die verloren gegangen waren, standen seit langer Zeit unter der unmittelbaren Hoheit des Herzogs, waren nicht im Landtage vertreten, bildeten keine Bestandteile des Herzogtums Württemberg. In ähnlicher Weise sah der Herzog nunmehr die ihm dafür gewordenen Entschädigungen an; sie sollten nicht mit dem alten Lande vereinigt werden, sollten einen eigenen Staat unter der unmittelbaren Herrschaft des Herzogs bilden, ohne daß dem Landtag irgend welche Gerechtsame darüber zustünden, verfügte der Herzog. So erhielt Neu-Württemberg, mit welchem Namen der neue Staat offiziell bezeichnet wurde, seine eigene Verfassung, Verwaltung, Rechtspflege, Gesetzgebung; das Kriegswesen und die oberste Leitung durch den Willen des Kurfürsten war beiden Ländern, dem alten wie dem neuen, gemeinsam. Ellwangen wurde die Hauptstadt des neuen Verwaltungsbezirks; alle die besonderen Verfassungen und Verwaltungen[1]), welche in ihrer Armseligkeit Jahrhunderte lang konserviert worden waren, verschwanden. Eine durchgreifende Verwaltungsmethode begann; mancher alte Mißbrauch, der im alten Lande noch weiter bestand, wurde im neuen rücksichtslos abgestellt und Bewegung in den trägen, verkommenen Betrieb der Gewerbe, des Ackerbaus und der Industrie gebracht; freie Religionsübung galt und jedem stand, ohne Rücksicht auf Konfession, das Heimat- und Gemeindebürgerrecht offen.

Neben dem alten Herzogtum, neben dem rein protestantischen Lande, neben dem mit peinlicher Sorgfalt gehüteten stillen Haushalt war unter demselben Herrscher ein anderer Staat entstanden mit neuen Einrichtungen, mit neuen Anschauungen, mit der Nutzbarmachung neuer, seither gebundener, Kräfte. Eine Wechselwirkung war notwendige Folge. —

So tief einschneidend, so bedeutsam in seinen Nachwirkungen war kein Friedensschluß je gewesen wie der von Luneville mit den Abmachungen, die seine Vollziehung erheischte. In ihm lag schon die Auflösung des Reichs; im Keime war in ihm schon enthalten der Rheinbund und was in den künftigen Friedensschlüssen festgesetzt wurde. Für Württemberg schließt hier im wesentlichen die Geschichte des alten Herzogtums und seiner eigenartigen Verfassung; was zunächst folgt, ist das Bemühen, die beiden noch getrennten Landesteile des Kurfürstentums unter gleiche Bedingungen zu stellen und zu einem gleichartigen Ganzen zu vereinigen.

---

[1]) Perthes, Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft. 2. Aufl. Gotha 1862. I, 447.

Zum ersten Abschnitt.

1. Johann Karl Reichsgraf von Zeppelin.

Johann Karl v. Zeppelin wurde am 15. Oktober 1767 zu Güstrow in Mecklenburg geboren als Sohn des hannöverischen Hauptmanns Johann Christoph von Zeppelin. Nachdem er seine erste Erziehung im Elternhause genossen, wurde er mit 13 Jahren in das herzogliche Pagenkorps zu Schwerin aufgenommen. Wenige Jahre später führte der Besuch des Prinzen Friedrich von Württemberg eine entscheidende Wendung in seinem Schicksale herbei. Der Prinz fand Gefallen an dem offenen Wesen des vorzüglich begabten jungen Mannes und veranlaßte ihn, als sein Adjutant mit nach Rußland zu gehen. Aus dem Dienstverhältnis entwickelte sich bald ein Freundschaftsbund zwischen den beiden reich angelegten Naturen, ein nur durch den Tod getrennter Freundschaftsbund, wie er zwischen einem Fürsten und seinem Unterthan fast ohne Beispiel dasteht.

Vom Altare weg, wo er sich eben mit Katharine Ulrike Freiin v. Delwig vermählt, folgte Zeppelin am 2. Januar 1787 dem fürstlichen Freunde, welchen unerwartete Ereignisse zwangen, Rußland zu verlassen. Er begleitete den Prinzen auf allen seinen Reisen, wo er sich jenen reichen Schatz an Menschenkenntnis und Erfahrung sammelte, der ihn später befähigte, als hoher Staatsbeamter Ersprießliches zu leisten. Bei Überreichung des Kaiserdiploms an Leopold II. trat er dem Kaiserhause näher, dessen Wohlwollen sich in der Erhebung Zeppelins in des heiligen römischen Reichs Grafenstand aussprach unter dem 18. September 1792. — Zum Oberhofmeister des Erbprinzen ernannt, begleitete er diesen zu seiner Vermählung mit der Kronprinzessin von England nach London; die Stadt Oxford ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger.

Sofort nach seiner Thronbesteigung übertrug Herzog Friedrich dem bewährten Freunde das Amt als erster Staats- und Konferenzminister.

In der Zeit, als der Herzog den Landständen zum Trotz an nationaler Politik und am Bunde mit Östreich festhielt, fand er an dem Grafen Zeppelin stets eine wesentliche Stütze, nachdem dieser zum Präsidenten des Geheimen Rats ernannt war.

Edel, uneigennützig und seinen Einfluß nie mißbrauchend, verstand es der Graf stets, wenn Friedrichs Laune durch äußere oder innere Bewegungen

verstimmt und getrübt wurde, Ruhe und Heiterkeit in das Gemüt des Fürsten zurückzuführen und es den Gefühlen des Wohlwollens und der Schonung aufzuschließen. — Während der Okkupation des Landes durch die Franzosen weilte er mit dem Herzog in Erlangen und war in dessen Auftrag unablässig thätig, Nachteil vom Lande abzuwenden und die Unterhandlungen in Wien günstig zu führen. Die Aufregungen jener Tage mögen dazu beigetragen haben, daß ein typhöses Fieber, das ihn befallen, sich zu besorgniserregender Krankheit steigerte.

Noch war er Zeuge von Friedrichs Einzug in Stuttgart am 25. Mai 1801. Doch mußte er sich wegen allgemeiner Schwäche auf den Schloßplatz hinaustragen lassen. Die Krankheit verschlimmerte sich und er starb am 14. Juni 1801. Der herzogliche Freund und das ganze Land trauerten um ihn. „Denn der Graf v. Zeppelin war ein unaussprechlich edler Mann, von rein menschlichem und wohlwollendem Sinn" sagt von ihm ein Zeitgenosse.

Im Schloßgarten in Ludwigsburg in eigens erbauter Gruft (jetzt bildet dieser frühere Teil des Schloßgartens einen Teil des Friedhofs in Ludwigsburg) ließ der Herzog den Freund beisetzen. Eine Rotunde ließ Friedrich über dem Grabe wölben mit einem Meisterwerke Danneckers und den Inschriften: „Dem vorangegangenen Freunde" und „Die der Tod getrennt, vereinigt das Grab."

Der Zurückgelassenen, der Witwe mit zwei Kindern, Friedrich und Wilhelmine, nahm sich der Herzog in edelster Weise an. Schon im nächsten Jahre aber, in den Apriltagen 1802, wurde der Gesundheitszustand der Witwe immer bedenklicher. Dem Bruder des hingegangenen Freundes, Ferdinand v. Zeppelin, schrieb darüber der Herzog:

Mein lieber Zeppelin! Aus Ihrem Schreiben ersehe ich, daß leider für Ihre Schwägerin wir nichts mehr thun können, als für sie beten. Sie wissen, wie wahre und aufrichtige, unzerstörbare Liebe mich an den fesselte, dem sie angehörte; Sie können daraus schließen, wie sehr ich diese Augenblicke fühle; ich empfehle Ihnen die lieben Kinder und wünsche, daß sie, sobald die Mutter nicht mehr sein wird, hieher kommen; meine Frau erwartet die beiden kleinen Unmündigen, für deren Wohnung schon gesorgt ist. Bitten Sie Geheimenrat v. Mandelslohe in meinem Namen, für die Folgen dieses traurigen Geschicks Sorge zu tragen und dabei alles beobachten zu lassen, was man der Witwe meines einzigen Freunds schuldig. Leben Sie wohl, ich bin von Herzen Ihr wohlaffektionierter Friedrich.

Ludwigsburg, den 26. April abends 7½ Uhr.

Am folgenden Tage starb die Witwe; den Kindern hat Friedrich die Treue gehalten, die er ihrem Vater geschworen.

(Fromm, Geschichte der Familie von Zepelin. Schwerin 1876; Pahl, Denkwürdigkeiten.)

2. Feldzeugmeister Joh. Andreas Freiherr von Hügel.

Am 8. Februar 1735 zu Straßburg geboren als Sohn des kgl. französischen Generals Theobald v. Hügel. Mit seinem 18. Lebensjahr trat Hügel in herzoglich württembergische Dienste; wir finden ihn 1753 als Fähnrich im Infanterieregiment v. Spitznas. Herzog Karl machte eben damals bedeutende Anstrengungen Preußen gegenüber und stellte eine Reihe von Regimentern auf als Bundesgenosse Östreichs und Frankreichs. Rasch war Hügel so zum Oberstlieutenant aufgestiegen im Jahr 1762, nachdem er sich im siebenjährigen Krieg als tüchtiger Offizier bewährt.

Im weiteren Friedensdienst rückte Hügel zum General auf, zum Kommandanten der Festung Hohenasperg und Chef eines Infanterieregiments. Der erfahrene und kenntnisreiche Soldat genoß stets das besondere Vertrauen aller der Fürsten, denen er im Laufe der Zeit diente. So ernannte ihn auch Herzog Friedrich am 17. Februar 1798 zum Kommandeur der gesamten neu zu formierenden herzoglichen Truppen, bei deren Zusammenstellung und Ausbildung er dem Kriegsherrn mit seinem praktischen Blick und unermüdlichen Fleiß zur Seite stand.

Bald sollte sich die herzogliche Armee samt ihrem Führer erproben. Der an verhängnisvollen Lagen, an Entbehrungen und Strapazen reiche Feldzug 1800/1801 stellte die militärischen Eigenschaften Hügels ins hellste Licht. Von jeher war er für das Wohl der Truppen thätigst besorgt gewesen; jetzt zeigte er sich recht als Soldatenvater, zu dem alle auch in den schwierigsten Lagen voll Vertrauen aufblickten. Er war von allen gekannt und hoch verehrt, er selbst kannte die meisten seiner Untergebenen, auch die Mannschaften. Jedem gerechten Wunsche, jedem Bedürfnisse kam er nach Kräften entgegen; in verzweifelten Lagen wußte sein rascher taktischer Blick noch einen Ausweg. Unter den schwierigsten Verhältnissen wußte Hügel seine Truppen zusammenzuhalten und sogar noch Mittel und Wege zu ihrer Verpflegung zu finden, als alles erschöpft schien. Ruhmgekrönt kehrte er mit seiner braven Truppe 1801 ins Herzogtum zurück und wurde im Mai 1801 zum Feldzeugmeister befördert.

Schon im Jahr 1763 hatte er sich mit Margaretha von Walter vermählt; eine Reihe von Kindern entsproß der Ehe; zwei Söhne, Ernst und August, haben sich, gleich ihrem Vater, im württembergischen Dienste hervorgethan.

Im Herbste des Jahres 1805 trat der alte Feldzeugmeister in den Pensionsstand; nur kurze Zeit genoß er die Ruhe und starb am 1. August 1807 in Stuttgart; beerdigt wurde er auf dem Hoppenlaufriedhof.

(Familienpapiere.)

Zweiter Abschnitt.

Frankreich und die deutschen Staaten.

Es wird jetzt wohl am Platze sein, umzublicken nach den treibenden Ursachen, nach dem inneren Zusammenhang der Ereignisse, die wir bis daher an unseren Augen vorüberziehen ließen, nach der Denkweise der Regierenden wie der Regierten. Die Gestalt des Herzogs Friedrich, den wir bis jetzt handeln sahen, läßt sich ja nicht loslösen von der Zeit und ihrer Richtung, von den Eindrücken, welche ihn teils beeinflußten, teils abstießen.

Die Erscheinungen, welche zu Ende des 18. Jahrhunderts an die Oberfläche traten zur Beschämung des deutschen Namens, wären nicht denkbar gewesen zu einer Zeit, in der das deutsche Reich noch fest und gebieterisch sich geltend machte. In Wirklichkeit bestand das deutsche Reich längst nicht mehr; die Angehörigen des losen Staatenbunds fühlten sich längst nicht mehr als Bürger einer großen Macht. — Als nach dem westfälischen Frieden der Kriegssturm endlich zum Stillstand gebracht war, lag das deutsche Reich schwer aufatmend zu den Füßen seiner eigenen und der fremden Dränger. Da war nichts mehr übrig von dem alten Wohlstand, der in Stadt und Land angesammelt war, der vereint mit hoher Bildung und Kunst die Städte des Reichs einst neben die reichen Städte in Italien und in den Niederlanden gestellt hatte. Statt seiner waren schmutzige Armut, Elend und Verwilderung aller Orten eingezogen. Da war nichts mehr übrig von der alten Macht des Reichs, von seiner Achtung und Geltung bei den Nachbarn. Zum ohnmächtigen Schatten war dieses Reich geworden, wie sein Repräsentant, der Kaiser. Das Reich

selbst ein zufälliges Nebeneinander von durchaus selbständigen Fürstentümern und Städten in großer Zahl. Für fremde Einmischung, für den fremden Dränger eine recht bequem zugeschnittene Staatsform. Da war wenig mehr übrig von der ehemals zahlreichen, in der Kultur hochstehenden Bevölkerung. In dem schwachen Rest lebte nach all den Stürmen der fremden Kriegsvölker und nach allen Mißhandlungen hauptsächlich ein Gefühl — das der Furcht vor den Fremden und Unterschätzung der eigenen Kräfte; wie lange Zeit und wie vielfache Erziehung durch alle Wechselfälle der Geschichte hat es bedurft, um ein derartiges Gefühl durch Selbstschätzung und Nationalgefühl zu verdrängen!

Was konnte es nützen, daß ein Jahrzehnt nach dem westfälischen Frieden Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, die Deutschen so anredete[1]): „Ehrlicher Deutscher! Dein edles Vaterland war leider bei den letzten Kriegen unter dem Vorwand der Religion und Freiheit gar zu jämmerlich zugerichtet. Wir haben unser Blut, unsere Ehre und unsern Namen dahingegeben und nichts damit ausgerichtet, als daß wir uns zu Dienstknechten, fremde Nationen berühmt, uns des alten hohen Namens fast verlustig und diejenigen, die wir vorher kaum kannten, damit herrlich gemacht haben. Was sind Rhein, Elbe, Weser, Oderstrom nunmehr anders als fremder Nationen Gefangene? Was ist deine Freiheit und Religion mehr, als daß andere damit spielen? — Gedenke, daß du ein Deutscher bist!" — Was konnte es nützen, daß der große Feldherr und Staatsmann also zu seinen Landsleuten sprach? Schon war die rheinische Allianz geschlossen von geistlichen und weltlichen Fürsten am mittleren und unteren Rhein; schon hatte Frankreich diese unter seine Fittiche genommen. Und in der That — Frankreichs Einfluß auf allen Lebensgebieten blieb von da an tonangebend: in der Staatskunst, in dem Verhältnis der minder mächtigen Staaten zu einander; in der äußeren Erscheinung, im gesellschaftlichen und häuslichen Leben; zumeist auch und auf lange Zeit in der Literatur, in der Musik und Kunst. Eine vollständige Umwälzung in den Sitten und Anschauungen war vor sich gegangen. Was übrig war von Gemeingefühl, war zerstört durch die aller Orten zu Tage tretende, bis dahin unbekannte, Spaltung der Nation in eine herrschende Klasse und in eine sich vor dieser demütigende Masse des Volks. In dieser Trennung, vermöge welcher man auf der einen Seite nur immer Rechte suchte und zwar immer erweiterte Rechte, während man auf die andere Seite möglichst alle Pflichten häufte, liegt das

[1]) Pfister, Geschichte der Teutschen. Hamburg 1835. V, 31.

besondere Kennzeichen jener Zeit. Eine natürliche Folge war weiter die Entfremdung der deutschen Fürsten von ihren Unterthanen.

Eine Rückbildung derartiger so tief zerrütteter und so unnatürlich verbildeter Zustände, wie die des deutschen Volks seit dem dreißigjährigen Krieg waren, konnte nicht anders als nur sehr langsam und allmählich vor sich gehen. Ein einigendes Band fehlte, welches die Regierten und die Regierenden umschlungen hätte; erst allmählich bildete ein solches sich heraus in den gemeinschaftlichen geistigen Bestrebungen, in der selbständigen Literatur, in der sich immer unabhängiger machenden Wissenschaft. Eigenes Denken, wenn auch noch kein nationales, eigenartige Geistesrichtung begannen sich bemerklich zu machen; da und dort faßten sie Fuß und zogen weitere Kreise. Doch nur zögernd und stockend führten die unsicheren Schritte vorwärts. Hemmend trat stets der Umstand entgegen, daß ein nationaler Mittelpunkt fehlte. Und auch die beiden leitenden Mächte bekämpften sich in ihren Bestrebungen und Anschauungen.

Die 46jährige Regierung Friedrichs des Großen hatte den Gegensatz zwischen Preußen und Östreich zum Angelpunkte der europäischen und insbesondere der deutschen Politik gemacht und die beiderseitigen Kabinette, Regierungen, Heere und Völker so tief durchdrungen, daß er selbst durch den aufrichtigen Willen der Fürsten nicht plötzlich geändert werden konnte, vielmehr eine äußerst wirksame Ursache der Schwäche für beide bildete, erst vertilgt infolge bitterer Erfahrungen durch Einverständnis zum Besten Deutschlands.

Die übrigen deutschen Staaten fürchteten von ihren beiden übermächtigen Genossen mehr als sie hofften; Östreichs stete Plane zur Einverleibung von Bayern und die Teilung von Polen erfüllten mit gerechtem Mißtrauen; Anhänglichkeit an das Gesamtvaterland zeigte sich selten; die Kaiserwürde ward von Östreich als Mittel zur Vermehrung seiner Hausmacht betrachtet, von Preußen eben deshalb nach Möglichkeit in der Ausübung gehemmt; die mittleren Reichsstände hielten die Kaiserwürde und die Reichsgerichte für eine drückende Last, der man sich möglichst entziehen müsse, und nur die kleinen rechneten auf deren Schutz gegen die Habgier der mächtigeren. Das allgemeine Streben ging dahin, den Reichsverband möglichst zu lockern, die Pflichten, welche er auflegte, abzulehnen. Der Reichstag lebte dahin in endloser Weitläufigkeit und ein Geist der Kleinigkeitskrämerei durchzog die Regierungen. Alle Größe im politischen Leben des deutschen Volks war erstickt; niemand fühlte sich als Glied eines großen Ganzen, für welches man leben und sterben müsse; an die Stelle des Nationalgefühls war Nichtachtung des Einheimischen und

zwecklose Teilnahme für die Erscheinungen der außerdeutschen Politik getreten.

Das Land, welches seit länger als einem Jahrhundert den kurzsichtigen Regierungen und den höheren Ständen als Muster der Sitte und Lebensart vorschwebte, dessen Sprache und Litteratur die Höfe unterjocht hielt, schien auch die übrigen Staaten in ähnliche Krämpfe, wie sie es selbst befallen, mit fortreißen zu müssen.

Zuerst verbreitete sich der Kampf der politischen Elemente, der in Frankreich begonnen, in die angrenzenden Staaten. Aufgieng zunächst die Saat eines vorher unbekannten Mißtrauens, Neides und Hasses zwischen Regierung und Unterthanen, zwischen Adel und Nichtadel, und bewirkte eine innere Zersetzung, eine Lähmung der Volkskraft, welche den Feinden die Wege bereitete und ihnen den Sieg schon halb in die Hand gab. Die ersten Reibungen zwischen Frankreich und Deutschland beim Ausbruch der Revolution entstanden aus der Abschaffung der Lehensrechte, wodurch viele in Elsaß und Lothringen begüterte Reichsfürsten benachteiligt wurden; die Auswanderung des französischen Hofadels und eines großen Teils des Landadels, welcher unter den Brüdern Ludwigs XVI. eine Gegenregierung in Koblenz bildete und sich in bewaffnete Heerhaufen ordnete, erbitterte notwendig, und die offenen Versuche der Pariser Jakobiner, den Aufruhr über die Grenzen zu leiten und allen Fürsten das Los Ludwigs XVI. zu bereiten, ihr: Krieg den Palästen und Friede den Hütten! rief die europäischen Herrscher verbündet zu den Waffen.

Bündnisse verschiedener gleich mächtiger Staaten haben nur dann einen Erfolg, wenn sie von den Teilnehmern mit voller Ehrlichkeit für einen gemeinschaftlichen großen Zweck geschlossen werden, welchem ein jeder seine eigentümlichen Vorteile und Absichten unterordnet, weil nur dann ein wahres Einverständnis und die Richtung aller Kräfte auf einen Zweck zu erwarten steht. Dieses wichtigste Erfordernis fehlte der ersten großen Verbindung gegen die französische Revolution. Die Politik der Höfe des 18. Jahrhunderts hatte sich als ein vollendetes System der Selbstsucht ausgebildet, welchem mehr oder weniger offen alle Regierungen in ihren Beziehungen zu einander huldigten. Streben nach eigenem Gewinn an Land und Leuten, argwöhnisches Bewachen der Nachbarn, Ausbildung des Gesandtschaftswesens in diesem Sinn, Aufgeben der Verpflichtungen und Wechsel der Bündnisse nach dem Vorteil des Augenblicks und der Laune der Regierenden, galten für den Gipfel der Klugheit und hatten die Staatsmänner von dem Unterordnen des Minderwichtigen unter höhere Ziele entwöhnt.

Die Kriege, welche mit geringen Unterbrechungen einen 23jährigen Zeitraum ausfüllen sollten, begannen im Jahr 1792 mit dem Zuge Friedrich Wilhelms II. und schlossen mit der zweimaligen Einnahme von Paris in den Jahren 1814 und 1815. — Nach der Weisheit der Zeit, welche ein stehendes Heer aus geworbenen Söldnern und einen reichen Schatz für die Grundsäulen der Macht hielt, führte das verbündete Europa ausschließlich diese Mittel in den Kampf; Frankreich bestand ihn durch Aufbietung der ganzen Volkskraft, durch Verwendung jedes wehrhaften Mannes und des Vermögens aller, durch Vereinigung großer Kräfte auf den entscheidenden Punkt; es gelang ihm, den Krieg in Feindesland zu wälzen und mit dessen Kräften zu unterhalten, bis die seitherigen Bundesgenossen mehr und mehr aus einander fielen.

Eine Reihe von Kriegen besiegte oder unterwarf die getrennten Gegner einzeln: Süddeutschland, Schweiz, Sardinien, Östreich, Preußen, Rußland. Was Ludwig XIV. vergebens erstrebt hatte nach dem westfälischen Frieden, zum Nutzen seines Landes und für seine Zwecke sich aus den deutschen Kleinstaaten am Rhein eine Vormauer zu schaffen gegen die östlichen Großstaaten, das führte Napoleon aus; aber er setzte es ins Werk in vergrößertem Maßstab, mit rascheren, kräftigeren Strichen und zielbewußter. — Dem folgte bald der Umschlag; der Krieg der Völker in Waffen ersetzte den der Höfe und Kabinette. Wie Frankreich einst seine Volkskraft aufgeboten gegen das übrige Europa, so führte dieses jetzt seine Völker heran und so gelang der Sturz der Fremdherrschaft. —

Es ist einleuchtend, welch verschiedenartigen, vielfach entgegengesetzten Schwingungen die Gemüter der Völker in diesen Jahrzehnten unterworfen waren: erst die allermeisten durch derben Ruck in die rauhe Wirklichkeit versetzt aus politischer Gleichgültigkeit, aus dumpfem Schlaf, aus bequemer Träumerei; nach langem Widerstand von den Fremden gebeugt und gedemütigt; durch die mannfachsten Abstufungen der Fremdherrschaft hindurchgeführt, bis endlich ein allgemeines Zusammenraffen der Kräfte und der ansteckende Manneszorn der am tiefsten Gedemütigten die Befreiung der Völker herbeiführten. —

Weit verbreitet war die Ahnung zu Ende des 18. Jahrhunderts, daß das Zeitalter mit großen Umwälzungen in staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen schwanger gehe. Man wies auf Prophezeiungen hin, auf die Aussprüche vorahnender empfindsamer Seelen. Verwundert lauschte man auf die nie gehörten Klänge, welche von jenseits des Rheins herüberschallten; von der Wiederkehr des goldenen Zeitalters, von Völkerglück und allgemeiner Verbrüderung. Wie gebannt blieben die Blicke der idea-

listischen Schwärmer an dem neuen Bilde haften. Mit Begeisterung grüßten Klopstock und Schubart das Morgenrot der neu anbrechenden Freiheit. Schubart insbesondere bekannte sich zu dem Wunderglauben der Zeit, daß es möglich sei, durch die Macht der Begeisterung plötzlich, wie mit einem Zauberstabe, bessere, freiere, glücklichere Zustände auf Erden herbeizuführen.

In Deutschland selbst fehlte ja durchaus die befriedigende politische Wirklichkeit. Wer überhaupt mit politischen Gedanken sich beschäftigte, der pflegte sich außerhalb der politischen Verhältnisse zu stellen und machte sich ein Traumland zurecht. Und doch nicht durchweg; man hatte in den Kleinstaaten Jahrzehnte lang für den Staat Friedrichs des Großen geschwärmt; mit der Person des großen Königs war auch die Schwärmerei verschwunden. Ans deutsche Vaterland dachten die wenigsten; man hielt es für edel, ein Gebilde sich aufzubauen, das die Menschheit im allgemeinen umfaßte.

Zur Verwirklichung solchen Baues schien jetzt eben der erste Schritt in Frankreich geschehen zu sein. Nicht wenige, auch im Schwabenlande, ließen sich blenden und einer der Besten, Georg Kerner, verließ die Heimat, um in Paris sein ganzes Streben der Revolution zu weihen. Keiner unter den Schwärmern aber dachte daran, er könne mit seiner Hingabe an die fremden Freiheitshelden eine dem eigenen deutschen Vaterland feindselige oder schädliche Handlung begehen. Die schroffe Absonderung der Nationen war ja noch nicht vor sich gegangen; man trieb die naive Verschwommenheit so weit, daß man für Frankreich und für Deutschland gleichermaßen schwärmte und, als der Krieg ausgebrochen war, die Fortschritte beider Teile feierte; man war sich der eigenen Unklarheit durchaus nicht bewußt, man dachte an keinen Abfall vom Vaterland.

Durch eine Reihe von Enttäuschungen und Änderungen in den Sympathien waren die Gebildeten hindurchgeführt worden. — Als im Sommer des Jahres 1792 die östreichischen Regimenter, nach Zahl, Ausrüstung und Haltung einen imposanten Anblick gewährend, durch Schwaben zogen, da war man des festen Glaubens, daß dieser Krieg für die Feinde ebenso schnell und schmählich enden werde wie die Schlacht bei Roßbach. Schrecklich war das Erwachen aus solchem Traume. — Die erstaunlichen Thaten und Erfolge der Revolution waren eben so viele Triumphe für die Freunde der französischen Sache, und die glänzenden Phrasen, in denen alles Ausgeführte verkündigt wurde, in denen man Sinn und Ziel der ganzen Bewegung darstellte, steigerten die Gefühle der Freisinnigen in allen Ländern zur höchsten Begeisterung. Der Rausch — nach der Fülle

seiner Kundgebungen zu schließen, — überwältigte fast alles. Und es war jetzt keine Überrumpelung der Gemüter durch den ersten Enthusiasmus mehr. Man begann näher hinzuschauen und zu überdenken. Die Gewißheit glaubte man jetzt sicher gefunden zu haben, daß von nun an die Macht des die Finsternisse durchbrechenden Lichts unwiderstehlich sei, daß willkürliche Gewalt, Sklaverei und Geistesunterdrückung überall vor der siegenden Vernunft und der Herrschaft des Rechts zurückweichen müssen, daß die Franzosen von der Vorsehung die Bestimmung erhalten haben, das große Werk der Weltverbesserung zu beginnen und allen Nationen der Erde das Zeichen zu geben, daß sie sich mit ihnen in demselben vereinigen.

Besonnene, nüchterne Männer, welche die Welt und das Leben aus Erfahrung kannten, dem Gefühle keine Stimme einräumten, wenn sie auch den Konflikt zwischen den Ansprüchen der Zeit und den noch bestehenden bürgerlichen Einrichtungen, sowie die Dringlichkeit seiner Versöhnung lebendig erkannten, waren weit entfernt, solchen Enthusiasmus zu teilen. Aber auch diejenigen, welche von demselben ergriffen waren, sahen sich gar bald durch Ereignisse überrascht, die mehr als die beredtesten Vorstellungen dazu dienen konnten, ihre Hoffnungen zu erschüttern und ihre Wärme abzukühlen. — Die Blutscenen der August- und Septembertage folgten, die Hinrichtung des Königs; man begann sich zu fragen, wie von einem solchen Staate das Heil der Völker ausgehen könne. Und jetzt kam eine ungeheure Lüge an den Tag. Die Heere der Republik hatten die Gebiete des Auslands mit dem Rufe betreten: Krieg den Palästen, Friede den Hütten! Ganz anders aber war die wirkliche Art, mit der das Recht der Eroberung gebraucht wurde. Alle Bedrückungen und Zerstörungen, Verhöhnungen der Wehrlosen, welche früher die siegenden Armeen der französischen Könige auf die Überwundenen und am Boden Liegenden gehäuft, sah man jetzt von den Republikanern an den Völkern verübt, denen sie Brüderschaft und Freiheit zugesichert hatten.

Klar lag es nun vor aller Augen, wie schnöde die zuerst beabsichtigten humanen Zwecke hinweggewiesen worden; von dem blutigen Schauplatz der Zerstörung wandte man sich ab bei dem schrecklichen Erwachen aus der gutmütigen Täuschung, der man sich überlassen. — So änderte sich die Stimmung im Schwabenlande wie anderswo, als vollends die Lieblinge der bisherigen Schwärmer, die Girondisten, untergegangen waren. Da saß man plötzlich wieder in der rauhen Wirklichkeit, in thatsächlichen Verhältnissen, mit denen man rechnen mußte im Interesse der eigenen Sicherheit. — Gewisse Sympathien mit den Personen und Zuständen im

neuen Frankreich blieben in einzelnen Kreisen immerhin noch übrig; und doch begann sich zugleich ein feindseliges Gefühl zu regen gegen die Schänder der ursprünglich aufgestellten Ideale, gegen die Aussauger der von ihnen überschwemmten fremden Gebieten. In den Vordergrund begann zu treten die Sorge um die eigene Sicherheit. Dies Gefühl äußerte sich wiederum in zweierlei Gestalt.

Man wies auf das alte Germanien hin, auf die Kraftfülle der Teutonen; man rief sich die Greuel ins Gedächtnis, welche in früheren Jahrhunderten die Franzosen auf deutschem Boden begangen; die alte Kraft sei wiederum zu erwecken, man müsse sich zusammenscharen und die fremden Eindringlinge zurückweisen, so wie die Cherusker und ihre Bundesgenossen bei ihrer allgemeinen Schwerterhebung einst die Römer aus ihren Grenzen gejagt. In dieser Richtung lief die eine Strömung. — Eine andere, in der die Vorsichtigen und Schlauen trieben, ging nebenher. Man solle ja nicht die Aufmerksamkeit auf sich ziehen durch kriegerischen Lärm und Aufstellung von Truppen; eine gefährliche Sache sei es, so gewaltig mit dem Säbel zu rasseln; im Gegenteil, man dürfe die empfindlichen Gegner nicht auch noch reizen; alle Anstrengungen sollen gemacht werden für Freundschaft zwischen Frankreich und Deutschland, zum mindesten für Neutralität der Gebiete der Kleinstaaten.

In der verschiedensten Weise hatten sich partikularistische, nationale, kosmopolitische Anschauungen neben einander bewegt. Wenn Schubart ein Vertreter der nationalen Richtung genannt werden kann, so war Schiller insbesondere ein Träger der kosmopolitischen Ideen. „Ich schreibe als Weltbürger, kündigt Schiller an, der keinem Fürsten dient. Frühe verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen." Zu ihm befand sich Schubart in ausgesprochenem Gegensatz. Rücksichtslos rügt er mehr als einmal „das All- und Nichtsumspannen der herzlosen Kosmopoliten". Einen besonderen Einfluß übten die Ideen Schillers auf die jugendlichen Gemüter der Universitäten; so in Tübingen und auf der Karlsschule in Stuttgart. Plutarch und Rousseau kamen mit ihren Einwirkungen noch dazu. So ist es zu erklären, daß man in den akademischen Kreisen Württembergs von der französischen Revolution bald die Wiedergeburt des antiken republikanischen Geistes, bald die Verwirklichung der schwärmerischen Freiheits- und Humanitätsideen des achtzehnten Jahrhunderts erwartete. Aus nächster Nähe konnten die Tübinger Studenten sich noch von den Ansichten der französischen Royalisten im Emigrantenkorps Condé überzeugen, von ihrem ungemessenen Übermut, von ihrem Hohn und Spott über alles, was deutsch hieß. Jede Frechheit erlaubte sich der Flüchtling

auf deutschem Boden, der ihm Schutz gewährte; trug doch auch der gefangene Franzose geflissentlich jede Anmaßung zur Schau und verhöhnte die Gutmütigkeit des Östreichers und Deutschen, die ihm so viele Freiheit ließ.

Der Konflikt zwischen Kosmopolitismus, Freiheitsbegeisterung und Vaterlandsliebe war bei weitem schwerer zu überwinden, als der Konflikt zwischen der Sympathie für die revolutionäre Lehre und dem Abscheu gegen ihre Vertreter. Mancher fand im Gewirre der Tagesereignisse und im Gedränge der immer aufs neue herumschwirrenden Ideen den richtigen, einfachen, natürlichen Weg überhaupt nicht; mancher erst spät. Mehr als einmal trat im Verlaufe der Revolutionskriege an die Bewohner Schwabens die nicht leicht abweisbare Frage heran, ob man den als Feinden ins Land dringenden Republikanern mit kosmopolitischer Sympathie oder mit patriotischer Entrüstung begegnen solle. —

Aller Demütigungen ungeachtet aber hatte man die unsäglichen Leiden eines Krieges zu ertragen, der rings im Lande verarmte Ortschaften, geplünderte Häuser und mißhandelte Menschen zurückließ. Doch ist auch im ganzen diese harte Zeit der Prüfung nicht im stande gewesen, die patriotischen Gesinnungen wesentlich zu verstärken. — Die ganze Erniedrigung in ihrer Tragweite fühlte die Gesamtheit der Bevölkerung noch kaum; keine nationale Entrüstung; in persönliche Erbitterung, in häuslichen und persönlichen Kummer setzten sich vorerst die erhaltenen Demütigungen ab. Noch eine herbe Schule war zu durchlaufen.

Erst als später die Franzosen dieselben Gewaltthätigkeiten, dieselbe hochfahrende Rücksichtslosigkeit in ein größeres Staatsleben hineintrugen, als sie auch in Preußen alles Bestehende und Liebgewordene, alles Ehrwürdige und von den Vätern Überkommene verächtlich bei Seite stießen und verhöhnten, erst da empörte sich in gemeinschaftlichem Zorn die Volksseele und schuf eine Stimmung, welche die ganze Nation zu gemeinschaftlichem Handeln anspornte und alle vorher Getrennten zusammenfaßte. Erst als in der Eroberungspolitik Napoleons der nackte Egoismus unverkennbar an den Tag getreten war, wurde Georg Kerner seinem Vaterland dauernd wieder gewonnen. —

Es sehnt das Menschenherz sich allezeit nach etwas, wofür es schwärmen kann. Es sucht, bis es das Ersehnte gefunden, bis der Lieblingsgedanke Gestalt gewonnen. Das Wesen patriotischer Gesinnungen entspricht[1]) in der That so sehr dem Bedürfnis und der Anlage der edleren

[1]) Wohlwill, Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben. Hamburg 1875. S. 12 f.

Menschennatur, daß diejenigen, welche nicht ins Traumreich zu flüchten vermochten, welche mit dem Vorhandenen sich begnügten, dem aufstrebenden Staate Friedrichs des Großen alle ihre Liebe und Bewunderung zuwandten, gleichgültig, ob der eigene Kleinstaat auf der einen oder anderen Seite stand. Das Interesse für Preußen, das sich bald nach dem Regierungsantritt des großen Königs äußerte, hatte namentlich während der Zeit des siebenjährigen Kriegs sich zu lebhaftester Begeisterung gesteigert. Kecke Worte fielen in Prosa und in Versen und setzten in ein recht helles Licht, in welchem Maße der Glanz der preußischen Waffen als Sache gemeinsamer Genugthuung empfunden wurde, als Sache des ganzen deutschen Namens, des Vaterlandes. „Der preußische Name hat uns unsere eigene Geschichte wichtiger und werter gemacht." Kaum ist es wohl irgendwo vorher oder nachher erlebt worden, daß in einer Nation die glückliche Selbstbehauptung des einen Teils in einem Kampfe, in welchem der andere, mit den verfassungsmäßigen Gewalten an der Spitze, auf der entgegengesetzten Seite stand, unmittelbar nach Abschluß des Friedens und schon vor demselben zu einem so volkstümlichen Gegenstand werden konnte, als unter den Deutschen das ruhmreiche Hervorgehen Preußens aus dem Kampfe mit fast allen europäischen Mächten.

Das Volk sah in Friedrich vielfach den Helden des evangelischen Glaubens; es bemächtigte sich seiner vollständig, idealisierte ihn und seinen Staat; die Gebildeten verehrten in ihm nicht nur den siegreichen Feldherrn, sondern auch den Begründer und Hüter von Gesetz und Recht. Nach langer Zeit war hier wieder ein deutscher Mann ob seiner Überlegenheit über alle Fremde die Bewunderung des Weltteils; an ihm konnte nach langem Unglück, nach langer Demütigung das Nationalbewußtsein sich wieder emporranken; er wurde Eigentum der Nation, Preußen der Vorkämpfer Deutschlands.

Neben den Kriegsthaten des Königs wurden seine rastlosen Bemühungen für des Landes Wohlfahrt, seine Verdienste um Bildung und Aufklärung anerkannt. Dem Kriegshelden hatte schon das jugendliche Herz Schubarts zugejauchzt. Er blieb Friedrich mit fast abgöttischer Verehrung zugethan; in den feurigsten Ausdrücken äußerte er seine Sympathie für den preußischen Staat trotz seines ausgeprägten Lokalpatriotismus. Denn an Friedrichs Thaten entzückte ihn am meisten das, daß durch dieselben der deutsche Name dem Ausland gegenüber wieder zu Ehren gebracht war.

Diejenigen aber, welche noch einen lebendigen Sinn für das deutsche Reich hatten, waren, selbst in Süddeutschland, sehr sparsam vertreten.

Wenn auch gewaltige Töne von einem deutschen Vaterland an das Ohr aller Gebildeten schlugen, so geschah es doch nur selten, daß man sich für das vorhandene Reich und für seinen Kaiser erwärmte. Als in den neunziger Jahren der deutsche Patriotismus zur Abtreibung der revolutionären Franzosen wachgerufen wurde, läßt Wieland sich über die Lehren und Eindrücke, die er in seiner Jugend als Bürger einer Reichsstadt erhalten, so vernehmen: es sei ihm in seiner Kindheit viel gesagt worden von Pflichten gegen Gott, den Nächsten, auch wohl beiläufig ein Wort von Pflichten gegen die Obrigkeit, gegen Ihro Röm. Kais. Majestät, den Bürgermeister und Rat der löblichen Reichsstadt; aber von der Pflicht, ein deutscher Patriot zu sein, nichts; deutsch in politischem Sinn sei damals ein unbekanntes Wort gewesen.

Aber Schubart will nicht verzweifeln. In seiner Deutschen Chronik weist er mit besonderer Wärme auf den Kaiser Joseph II. hin, auf das Ansehen und die Bewunderung, welche deutsche Staatsklugheit und Kriegskunst im Ausland genießen. Und mit prophetischem Blick zeigt er in die Zukunft und ruft seinen Volksgenossen zu, was er dort erblickt: „Die Löwen erwachen, sie hören das Geschrei des Adlers, seinen Flügelschlag und Schlachtruf, reißen abgerissene Länder aus den Armen der Fremden und unser sind wieder ihre fetten Triften und Traubenhügel. Über ihnen wird sich ein deutscher Kaiserthron erheben und schrecklichen Schatten auf die Provinzen seiner Nachbarn werfen. — Bleiben wir einig, so werden wir bald die erste Nation der Welt sein[1])."

Wenn so der Dichter auch freudig in die Zukunft schaut, so muß er doch stets darüber Klage führen, wie elend und leer die gegenwärtigen Verhältnisse seien, wie die jetzigen Deutschen nur als erbärmlich heruntergekommene Erben ihrer gewaltigeren Vorfahren gelten können. — So weit war es denn mit dem deutschen Volke gekommen, nachdem es achtzehnhundert Jahre lang den Ruhm der Tapferkeit und der Freiheitsliebe behauptet hatte und diese Zeit hindurch nie fremder Macht unterthan gewesen war. Es mußte sehen, wie seinem Kaiser das Scepter nach und nach entwunden wurde, wie seine Fürsten mit einem fremden Eroberer in Bund traten, wie das Blut seiner Kinder für den Stolz und für die Eroberungssucht dieses Eroberers floß, wie die Unabhängigkeit unterging.

Das Reich, das in engem Zusammenschluß unüberwindlich war, sah in seiner Zertrümmerung die einzelnen Glieder geschlagen und unterjocht. Ein Zustand war geschaffen, der als unerträglich sich fühlbar machte.

[1]) Wohlwill, Weltbürgertum ꝛc. S. 18. 19.

Was im ganzen vorging, was hier zur Geltung kam, fand naturgemäß seinen Wiederhall in den Kleinstaaten. — In Württemberg besonders hatte man aus der Sündflut des dreißigjährigen Kriegs so viel von politischem Leben, von alten Freiheiten gerettet, daß bei dem Volksstamm, der überreich ist an Individualitäten, ein vollständiges Stillestehen ausgeschlossen scheinen mochte. Die Württemberger thaten sich nicht wenig darauf zu gute, daß sie noch im Genuß ihrer eigentümlichen Verfassung waren, als die andern Stämme und kleinen Staaten dieselbe allermeist verloren hatten durch die Nachwehen des dreißigjährigen Kriegs. Eine entschiedene Freiheitsliebe, ein trotziges, starres Festhalten an dem vorhandenen Besitzstand, ein ungebrochenes Rechtsgefühl traten an dem Altwürttemberger deutlich hervor.

Ein Reisender aus jener Zeit erzählt[1]): „Überhaupt muß ich gestehen, daß bei der schwäbischen Nation so viel guter Verstand und dabei vielleicht mehr von der alten deutschen Treue und Redlichkeit gefunden werde. Absonderlich sind im Württembergischen die Bauern so klug und witzig, als in andern Ländern kaum die gemeinen Bürger, wozu meines Erachtens dieses nicht wenig beiträgt, daß sie ihre kleinen Dorfgerichte selbst halten und auf diese Weise nicht ihrem Vogt oder Amtmann auch in den geringsten Dingen blinden Gehorsam zu leisten haben."

Die persönlichen Freiheiten, die Rechte der Körperschaften und der Schutz durch die Verfassung — alle diese Vorzüge vor so manchen Landsleuten und Nachbarn unter den übrigen deutschen Staaten konnten auf die Denkweise und das ganze äußere wie innere Wesen des Württembergers nicht ohne Einfluß bleiben. So viel er auch daheim zu klagen und zu räsonnieren haben mochte, den Nachbarn gegenüber hatte er doch ein zuversichtliches Selbstgefühl und zweifelte nicht an den Vorzügen seines gesegneten, von den andern abgesonderten, Landes gegenüber der Fremde. Er wußte den Landtag, den ständischen Ausschuß mit seiner schützenden Hand über sich. Und mit zäher Tapferkeit verteidigte der Landtag seine Gerechtsame gegen alle Angriffe von oben. Solcher Kampf freute den streitlustigen Württemberger. Daß dabei nur leeres Stroh gedroschen wurde, kümmerte ihn nicht. Weil Streit war, so redete er sich ein, das bedeute zugleich ein fruchtbringendes politisches Leben, ein Fortschreiten. Wenig kümmerte es ihn, daß im Landtag fast ausschließlich die herrschenden Klassen, Geistlichkeit und Magistrate, vertreten waren; kaum fiel es ihm

[1]) Rümelin, Altwürttemberg im Spiegel fremder Beobachtung. Württ. Jahrbücher, 1864. S. 270.

auf, daß man ihn bei der Wahl der Abgeordneten eigentlich gar nicht um seine Ansicht und Stimme befragte. Auch das entging dem Württemberger meist, daß, wie seine Stände sich gegen oben tapfer wehrten, sie der Regierung auch dann zähen Widerstand entgegensetzten, wenn es sich um Mitwirkung nach unten, ja wenn es sich um unzweifelhafte Verbesserungen handelte.

Der Württemberger hatte in der That aus dem Sturm des dreißigjährigen Kriegs seine Verfassung gerettet. Er rüttelte selbst nicht daran, er duldete aber auch kein Rütteln. Das Palladium mußte konserviert werden wie es war; und wenn er nicht gestört worden wäre, er würde noch lange nach den alten Ideen und Formen regiert haben. Sein Festhalten an den alten Landständen bedeutete daher ein Festhalten an der mittelalterlichen Staatsform überhaupt. Der Württemberger glaubte der Fortgeschrittenste zu sein, der am wenigsten Gehemmte und merkte es kaum, daß er in großer Gefahr stand, weit hinter den anderen zurückzubleiben, alles um den einzigen Preis, seine alte Verfassung zu retten.

Mit der Erkenntnis, die allmählich sich in vielen Kreisen Bahn brach, daß die Landstände doch eigentlich keine richtige Volksvertretung seien, daß sie eine Coterie von Familien und Persönlichkeiten darstellen, welche ihre eigenen, mit dem Volkswohl keineswegs immer zusammenfallenden, Interessen verfolge, mit dieser Erkenntnis stieg die Popularität der Herzoge.

Man erkannte, wie die Regierung häufig einen wohlthätigeren Einfluß ausübe als die Landstände, wie ihre Maßnahmen rascher, durchgreifender und zweckmäßiger seien als die langen, schläfrigen Verhandlungen. Dem Fremden gegenüber aber durfte man das nicht eingestehen; da gab es nur die Verfassung. Ein sehr aufgeklärter und freimütiger Reisender erzählt aus dem Ende des 18. Jahrhunderts[1]: „Die Württemberger haben eine große Vorliebe für ihr Land und ein stolzes Selbstgefühl auf ihre Verfassung .. Sie dünken sich vermöge derselben eine Art von freien Bürgern zu sein, welche vor den Unterthanen anderer deutscher Fürsten einen großen Vorzug hätten. Besonders bemerkte ich bisweilen mit einigem Lächeln, wie diese freien Leute auf uns arme Brandenburger wie auf Sklaven herabsahen; denn es hielten damals einige dieser Herren den preußischen Staat für unmäßig despotisch, den ihrigen hingegen ganz für das Gegenteil.“ Aller Orten im Lande erhielt der Fremde den Eindruck einer besonderen und scharf ausgeprägten Volks- oder Stammesweise, getragen von einem stark hervortretenden Selbstgefühl, neben dem eine gewisse Beschränktheit des Gesichtskreises zu Tage trat.

[1]) Hartmann, Schwabenspiegel aus alter u. neuer Zeit. Stuttg. 1870. S. 106 f.

Die Verfassung des Landes beeinflußte in eigentümlicher Weise die Stellung des Fürsten zu seinem Volk. Mitwirkend waren dabei die Freiheiten des Einzelnen, eine weitgehende Selbstverwaltung der Gemeinden und Bezirkskorporationen, die gesicherte Stellung der exklusiven evangelischen Landeskirche. Dem Landesherrn, der im Glanz seines Hofhalts mit den Königen Europas wetteifern konnte, stand ein nach dem Maßstab jener Zeiten freies Volk kleinbäuerlicher und kleinstädtischer Bürger mit vertragsmäßig gesicherten Rechten, mit korporativer Selbstverwaltung, mit demokratischen Sitten und Anschauungen, mit ausgesprochenem Sinn für religiöses und kirchliches Leben gegenüber[1]).

Einheimischer Adel war so gut wie nicht vorhanden, da die Ritterschaft sich der Landeshoheit der Herzoge zu entziehen gewußt hatte. Die wenigen einheimischen Geschlechter hatten keine politische Stellung und keinen Anteil an der landständischen Vertretung.

Die altwürttembergische Verfassung, abzielend nicht auf gedeihliches Zusammenwirken von Herzog und Ständen, sondern nur auf eine Verteidigung, auf eine Abwehr von Eingriffen der Fürstengewalt, erscheint wie ein System des Dualismus, in welchem ein Teil den andern zu neutralisieren strebt und ein gemeinsames Wirken auf Ein Ziel hin keinen Raum findet. Die ganze Gewalt scheinen zwei gleichberechtigte, in gegenseitigem Vertragsverhältnis stehende, Mächte unter sich geteilt zu haben. Jede der beiden Mächte macht Einfälle in die Sphäre der anderen und in das neutrale Gebiet, das zwischen beiden bei der Teilung übrig geblieben ist. Beide unterhandeln mit einander, beobachten sich. So war es auch denkbar, daß beide neben einander, wie wir gesehen haben, mit Auswärtigen verhandeln unter ganz entgegengesetzten Gesichtspunkten, mit gänzlich verschiedenen Zielen. Es ist, wie wenn zwei gleich kräftige Personen an den entgegengesetzten Enden eines Seiles ziehen, wobei ein kleiner, aber vorübergehender Vorteil abwechselnd erzielt wird, das Ganze aber nur wenig Interesse und Veränderung bietet. Eine gegenseitige Lahmlegung der leitenden Kräfte war die Folge davon.

Bei Fehltritten klagte man sich gegenseitig an; in der Regel war beides begründet, sowohl was die Landschaft dem Herzog, als was der Herzog der Landschaft vorwarf. Auf dem Sündenregister der Landstände mögen weniger Verfehlungen verzeichnet sein der Zahl nach, aber das eine Große schließen ihre Sünden in sich: die Ablehnung des modernen Staatsgedankens.

[1]) Rümelin, Reden und Aufsätze. Neue Folge. Freiburg 1881. S. 444 ff.

In anderen Staaten verstanden es große Fürsten oder Minister, durch Beseitigung der inneren Hemmungen, durch Entwicklung aller Hilfsquellen, Zusammenfassen aller Machtmittel, die Kräfte des Staats nach innen und nach außen zu steigern. Ein Fürst aber, der, wie in Württemberg, kein Recht der Besteuerung, der Gesetzgebung, der Kriegführung hatte, keine stehende Truppe halten sollte, während in allen andern Ländern eine solche bestand, der dabei wußte, daß jede Initiative seinerseits auf Hemmungen und Gegenforderungen stieß, war solcher Aufgabe nicht gewachsen; er wurde mit innerer Notwendigkeit in eine ganz andere Stellung gedrängt. Er fühlte sich nicht als Träger des Staatsgedankens, als eigentliches und wahres Staatsoberhaupt, sondern als Magnat und großer Grundherr, dessen Interessen mit denen des Volks nur zufällig, nicht notwendig zusammenfallen.

Der schöpferische Geist Herzog Friedrichs II., ein sich selbst gestelltes, von den Zeitumständen begünstigtes und durch diese reifendes Staatsziel anstrebend, mußte notwendig vorher die beengenden Fesseln beseitigen, oder wirkungslos machen, ehe er seinen Weg verfolgen konnte. Die meisten anderen Herzoge vor ihm, verschieden unter sich nach Privatcharakter, Geist, Liebhabereien, verfolgten eigentlich nie mit Konsequenz und Zusammenfassen aller Kräfte ein hohes staatsmännisches Ziel. Sie ließen meist die Staatsmaschine im hergebrachten Geleise laufen, besserten sorgsamen Sinnes da und dort aus, hemmten auch zuweilen, besetzten die Ämter nach Gunst oder Verdienst und förderten je nach Talent geistiges Gedeihen. Wollte Friedrich seinem Ideale nicht untreu werden, wollte er nicht untreu werden dem Bilde, das ihm Friedrich der Große fürs Leben mitgegeben, so konnte ihm das nicht genügen; in seinem Staate, wie er ihm vorschwebte, sollte der Wille eines aufgeklärten Herrschers zur Geltung kommen, allseitige Gerechtigkeit, streng geregelte Arbeit aller Organe, offen zu Tage liegender Gang der Staatsmaschine, Zusammenfassen aller Kräfte durch Einen Gedanken zur Herbeiführung der allgemeinen Wohlfahrt und Hindurcharbeiten des Staats, der erst im Keime vorlag, zum Mittelpunkt eines großen modernen Staatswesens. Mechanisch fortbestehend unter den hergebrachten Formen hatte er den halb mittelalterlichen Haushalt vorgefunden; zu einem lebendigen, selbst arbeitenden Organismus sollte er umgeschaffen werden.

Der ständische Ausschuß, aus zwei Prälaten und sechs Ortsbürgermeistern bestehend, der mit seinem juristischen Ratgeber, dem Landschaftskonsulenten, seinen ständigen Sitz in Stuttgart hatte, verfolgte wesentlich die Aufgabe, zu verhindern, daß von seiten der Regierung

etwas geschehe; für positives und gemeinnütziges Schaffen war er nur selten zu finden. Für Kontrolle und Hemmung besaß er weitreichende Mittel, für ein Zusammenwirken mit der Regierung auf der Bahn einer fortschreitenden Entwicklung der Staats- und Volkskräfte fehlte ihm der Auftrag, wie die persönliche Befähigung.

Die Verhandlungen über die Finanzen, über die Aufstellung von Streitkräften füllten vorzugsweise die Zeit; die Dinge, welche die Rechtspflege, Verwaltung, Kirche und Schule betrafen, nahmen unter dem Eindruck der neuesten Ereignisse eine zweite Stelle ein. — Worauf es hauptsächlich ankam bei der Aufbringung der Gelder für den Staatshaushalt, war der Ertrag des Kammerguts. Das Kammergut des Herzogs war von großartigem Umfang; es bestand in der Grundherrschaft über den größten Teil des Landes. Das grundherrliche Verhältnis gestattete aber die Bildung einer freien, kleinbäuerlichen Bevölkerung in Stadt und Land. Es ruhten auf den Grundstücken genau bestimmte, in den Lagerbüchern beschriebene Leistungen (Zehnten, sonstige Natural- und Geldabgaben), welche in der Regel den freien Erbgang, Kauf und Verkauf, die beliebige Teilung nicht ausschlossen. Diese Erträge vom Grunde beinahe des ganzen Landes bildeten die Grundlage für den gesamten Staatshaushalt. In anderen Ländern ließen sich regelmäßige Steuern fast gar nicht entbehren, wenn nicht die Staatsmaschine ins Stocken geraten sollte, die Steuern verweigern hieß dort, wie heutzutage, den Staat selbst lahmlegen. Einmal verwilligte Steuern blieben in der Regel bestehen.

In Württemberg war dem nicht so. Der Staat konnte in Friedenszeiten ganz wohl ohne Besteurung bestehen. Denn der Grundherr, der Herzog, bezahlte alles aus den unmittelbaren Einkünften, die ihm aus Grund und Boden zuflossen. Die Orts- und Bezirksverwaltung, das Kirchen- und Schulwesen beruhte nach der ökonomischen Seite auf eigenen Grundlagen und Einkünften. Für die Zentralausgaben des Staats und den Bedarf des Hofs reichte das Kammergut des herzoglichen Grundherrn vollkommen aus. Die Steuern bildeten immer nur eine außerordentliche Beihilfe, entweder wenn die Fürsten für ihren Hofhalt zu große Ausgaben gemacht hatten, oder wenn Kriegsnöte eintraten. Da gab es nun immer Streitigkeiten zwischen Herr und Landschaft. — Dem Buchstaben nach sollte der Herzog vom Kammergut alle Ausgaben, die des Hofs und die der Regierung, bestreiten. Er hatte aber im übrigen dabei ganz freie Hand. Es lag an ihm, wie viel er für seinen Hofhalt verwenden wollte und welche Ausgaben er für nützlich und geboten hielt. Der Gedanke

einer Zivilliste, oder eines besonders für herzoglichen Haus- und Hofhalt ausgeschiedenen Fideikommisses, lag jener Zeit noch fern.

Wenn der Herzog einen glänzenden Hof hielt, so blieb um so weniger für allgemeine Zwecke übrig; wenn er Straßen baute, gemeinnützige Institute gründete, Nachlässe an den Pachtzinsen bewilligte, so ließ sich das als ein Opfer betrachten, das er unmittelbar aus seinen Mitteln brachte. Sein ökonomisches Interesse war, möglichst wenige Beamte zu unterhalten und denselben niedrigen Gehalt auszusetzen. Daß diese sich dann auf andere Weise schadlos hielten, war nicht zu verhindern. Selbst wenn sich der Fürst für Ämterverleihung noch etwas zahlen ließ, so war das nicht gegen die Verträge und die Stände konnten nicht dagegen aufkommen. Dabei war der Ertrag des Kammerguts wechselnd nach Jahrgängen und Ernten. Es kamen Kriegsnöte dazu, wo die Einkünfte außerordentlich geschmälert wurden und doch größere Ausgaben nötig waren.

Teils durch solche Umstände, teils durch die Prachtliebe der Fürsten entstanden dann größere Ausgaben und erst jetzt kam man an die Stände mit dem Ansinnen von Beihilfe durch Steuern.

Die Steuerbewilligung war aber nicht eine unabweisbare Sache, sondern sie hing von dem guten Willen, von dem freien Ermessen ab, sie konnte an Gegenleistungen geknüpft werden. Die Steuerlast, die von der Landschaft abhing, ist immer eine mäßige geblieben und tritt gegen die auf Grund und Boden ruhenden Leistungen sehr zurück. — Die größte Beschwerde bildete jederzeit der Wildschaden und sonstiger, mit dem Jagdwesen verbundene Druck, da die Herzoge fast ohne Ausnahme gewaltige Nimrode waren und die Hirschhörner nicht umsonst in ihrem Wappen führten. Diesem Übelstand war auch von seiten der Landstände am schwersten beizukommen, da er in den grundherrschaftlichen Befugnissen und Vorbehalten der Herzoge seinen Ursprung hatte. — So läßt sich im Verhältnis vom Fürsten zum Volk und zu den Ständen der Begriff des Grundherrn von dem des Herzogs nie trennen.

Die Folgen der Lähmung der monarchischen Gewalt zeigten sich am schlimmsten in allen auswärtigen Verhältnissen. Bei seiner exponierten Lage in den Kriegen zwischen Östreich und Frankreich hätte der schwäbische Kreis dringender als irgend ein anderer Teil des deutschen Reichs einer tüchtigen militärischen Organisation bedurft. Die Armeen waren damals noch nicht groß und bei guten Finanzen konnte auch ein kleiner Staat eine achtungswerte Stellung einnehmen und in die große Politik eingreifen. Württemberg aber war der natürliche Vorort und Führer des schwäbischen Kreises.

An einem tüchtigen Material für den Kriegsdienst war kein Mangel; die Werber aus aller Herren Ländern haben nirgends bessere Geschäfte gemacht als in diesen Teilen des Reichs. Man konnte wenigstens eine Truppenmacht aufstellen, die hingereicht hätte, das Land gegen mordbrennerische Streifzüge zu schützen, die Bundesgenossenschaft mit Östreich an sicherstellende und nach Umständen lohnende Bedingungen zu knüpfen. Aber zu dem Ende mußte man über die Kräfte des Landes verfügen können, so wie andere Fürsten es längst konnten; man durfte nicht bei jedem Schritt sich gefesselt fühlen. Wenn man durch das Grundgesetz des Landes gehindert war, ein *stehendes Heer* zu unterhalten, wenn man mit Prälaten und kleinstädtischen Schultheißen über Krieg und Frieden verhandeln sollte und kein Besteuerungsrecht besaß, so war man überhaupt mundtot in allen auswärtigen Konflikten. Durch die württembergische Verfassung war daher mittelbar der ganze schwäbische Kreis lahm gelegt und an den zahllosen und schändlichen Mißhandlungen und Drangsalen, die während der vielen Kriege jener Periode gerade die südwestdeutschen Länder zu erleiden hatten, ist es gewiß nicht ohne Anteil, daß die Fürsten des größten unter diesen Ländern keine Monarchen im Sinne eben jener Zeit, sondern mittelalterliche Patrimonialherren waren, daß der Staat, dessen Vorgang für die übrigen maßgebend sein mußte, *verfassungsmäßig* ein *unkriegerischer* zu sein verurteilt war.

Bei dem Schwergewicht, mit welchem eine Gruppe von kleinen Staaten gegen den stärksten hinzuneigen pflegt, war es gar nicht undenkbar, daß sich auch in der südwestlichen Mark des Reichs noch ein Staat von selbständiger politischer Bedeutung gebildet hätte. Dazu hätte man vor allem in den Kriegen der Großmächte ein gesuchter Bundesgenosse, eine gefürchtete Verstärkung des Gegners sein müssen. Die alte Verfassung schloß alles das von vornherein aus.

Als Friedrich den Herzogsthron bestieg, war so viele günstige Zeit verpaßt, um eine ausgedehntere Staatenbildung in die Wege zu leiten; Württemberg war allermeist unter den Leidenden gewesen, in derselben Rolle wie der kleinste Staat des schwäbischen Kreises.

So wie der Landtag zusammengesetzt war, so wie der Charakter seines Mandats sich kund gab, konnte er in dem Kriegsdienst gar nichts als eine Belästigung der Unterthanen erblicken, die man durch jedes Mittel und unter allen Umständen abwenden oder wenigstens abschwächen müsse. Politische oder gar nationale Regungen beirrten den Landtag in Behandlung dieser Frage nur selten.

Wie wenig Herzog Friedrich für die Fortsetzung dieser leidenden

Rolle geschaffen war, haben wir oben gesehen; wie er sich entschlossen zeigte, unter die Handelnden zu treten, um ein gesuchter Bundesgenosse zu sein und das Versäumte in der Weiterbildung des Staats nachzuholen. Das alles ließ sich nur erreichen, wenn er endlich wirkliches Staatsoberhaupt war, wenn er seine Plane für Land und Volk in Scene setzen konnte; denn nur wer die Macht im Staate hat, kann auch das Gefühl der Verantwortung haben und seine Interessen für dieselben wie die des Staates achten.

Die monarchische Gewalt, welche in allen Staaten des Festlands obenan stand, hatte in Württemberg nicht durchzudringen vermocht, aber die Kluft, die entstanden war zwischen Regierenden und Regierten, dieser tiefgehende Riß war auch in dem sonst durch seine Verfassung so bevorzugten Herzogtum zu Tage getreten und trennte die Beamten und die Masse des Volks. Nicht als ob es durch Geburt oder durch wissenschaftliche und gesellschaftliche Bildung besonders hochstehende Beamte gewesen wären; im Gegenteil, die Ämter, welche anderwärts in den Händen von Adeligen oder gebildeten Juristen zu sein pflegten, bekleideten hier in der Regel Schreiber als Vögte und Oberamtmänner; sie hatten auf Kanzleien und Rathäusern den praktischen Dienst erlernt und im Grunde trennte sie nichts vom regierten Volke. Nur der Dünkel war es häufig, die Selbstüberhebung, die Freude an gewaltthätigem Eingreifen und willkürlichem Herrschen im kleinen.

Den ländlichen und städtischen Magistraten stand eine weitgehende Gerichtsbarkeit zu. Das war eine württembergische Besonderheit. Weil ungelehrte Richter die Rechtspflege ausübten, so hatte Württemberg viel weniger Juristen als andere Länder. Das wäre an sich kein Nachteil gewesen. Aber das Aufkommen eines zahlreichen gelehrten Beamtenstands, der überall Achtung genießt und nur von Ehr- und Pflichtgefühl sich leiten läßt, war dadurch gehindert. Eigentlicher Rechtsgelehrter bedurfte man bloß für die wenigen Stellen des Hofgerichts und der kleinen Juristenfakultät in Tübingen, wozu dann noch einige Ämter im Geheimenrat und Regierungskollegium sowie bei dem Landtag kamen. Die Inhaber dieser Stellen gehörten meist den herrschenden Stuttgarter und Tübinger Familien an. Auf den Städtchen im Lande, auf den Dörfern ohnedies, gab es so gut wie keine Juristen; die Geistlichen waren hier allein die Träger einer allgemeineren und tieferen Bildung. Neben ihnen bedeutete nur noch der Schreiber etwas; in der That hielten hier auf dem Lande Theologen und Schreiber alles in Banden und ließen nichts aufkommen, was ihnen nicht paßte. Sie konnten vornehmen,

was sie wollten; es fehlte an einem Gegengewicht, das durch gebildete Beamte hätte hergestellt werden können. Einen weiteren Nutzen hätten wohl zahlreich vertretene Juristen kaum stiften können.

In der Rechtsprechung selbst mag mancher Fehler mit untergelaufen sein bei den Dorf- und Stadtgerichten unter Leitung der Schultheißen oder Stadt- und Amtsschreiber oder bei der Zivil- und Strafjustiz, die von den meist ungelehrten Vögten ausgeübt wurde. Auch Nepotismus, Parteilichkeit, Geschenkannahme, Bestechung mochten häufig genug vorkommen und die Klagen über die Justiz der unteren Instanzen bilden ein stehendes Kapitel der Landesgravamina.

Alles das, namentlich der Umstand, daß der Bürger nicht allezeit einen geachteten, unantastbaren Beamtenstand vor sich hatte, hat noch lange nachgewirkt, trotzdem, daß Friedrich seine volle Aufmerksamkeit darauf richtete, einen nach allen Richtungen höher gestellten Beamtenstand zu schaffen. Die Gerichte in Stadt und Land waren aber immerhin volkstümliche, aus der Mitte der Bürger entnommen, die mehr nach altem deutschem Brauch, dem allgemeinen Rechtsgefühl folgend, Recht sprachen als nach dem Wortlaut von Gesetzesparagraphen.

Man schien in Altwürttemberg nicht daran zu glauben, daß ein theoretisch gebildeter Mann auch praktisch tüchtig sein könne. So legte man die allermeisten Geschäfte der Rechtspflege und der Verwaltung in die Hände von solchen, die sich meist aus niederem Stande emporgearbeitet hatten, und zuweilen nur durch Eitelkeit und Herrschsucht sich auszeichneten. Die Kaste der Schreiber entstand auf diese Weise. Sie war es, die in Württemberg nicht nur dem amtlichen und öffentlichen, sondern auch zum Teil dem gesellschaftlichen und privaten Leben einen besonderen Stempel aufdrückte.

Mehr als anderswo war dieses Schreiberwesen[1]) begünstigt dadurch, daß in der Verwaltung des Herzogtums an die Stelle eines kräftigen organischen Zusammenwirkens eine öde, trostlose Vielschreiberei, ein ewiges mißtrauisches Kontrollieren und Berichtfordern, ein lächerliches Wichtigthun mit dem Unwichtigsten getreten war. Nicht minder folgte aus diesem eigentümlichen Beamtensystem die überall erkennbare Scheu vor der Öffentlichkeit, das Heimlichthun mit Berichten und Entscheidungsgründen, der Haß gegen jede Neuerung, die auch nur eine Schraube an der ganzen Maschinerie zu verrücken drohte. Die schädlichste Einwirkung ging von diesem System aus auf die Gemeindeverfassung, die an sich gut und frei war.

[1]) Köstlin, Wilhelm I., König von Württemberg. Stuttgart 1839. S. 148 ff.

Anstatt nun für Verminderung oder wenigstens für Veredlung des Schreiberstandes zu sorgen, ließ man diesen vielmehr als eine unerträgliche Wucherpflanze fortwachsen und immer mehr mit allen ihm anklebenden Mißständen sich ausbreiten, — die beste Maßregel zur Erdrückung und Ausrottung aller idealen Auffassung des öffentlichen Dienstes, allen lebendigen Geistes in der Behandlung der öffentlichen Geschäfte. Denn, so manche ehrenwerte Männer auch unter dem Schreiberstande waren, und aus ihm hervorgingen, so lagen doch in der ganzen Einrichtung die tiefsten Gebrechen, ja ihr Dasein schon war ein Unglück und die Folgen konnten noch lange gespürt werden.

Dazu kam noch eine Menge einzelner Mißbräuche, die mit der ungezieferartigen Vermehrung des Schreiberstandes immer weiter und fester wuchsen. Das Hauptgebrechen lag in dem Monopole, welches die Stadt- und Amtsschreiber hatten, alles, was es im Bezirk Amtliches zu schreiben und zu rechnen gab, rechnen und schreiben zu lassen; wie denn auch alle Oberamtleute, Justiz-, Finanz- und Forstbeamte selbst nichts vom Schreibereiwesen verstehen durften, sondern gleichfalls ein Heer von privilegierten Schreibern um sich haben und sich von ihnen meistern und hintergehen lassen mußten. Die Amts- und Stadtschreiber hielten sich zehn bis zwanzig Schreibersubjekte, die nun in dem ganzen Bezirk herum alles zu schreiben hatten, was sich auf Steuerrepartition, Umlage des Stadt- und Amtsschadens bezog, also alle Steuerzettel, Steuerempfangbücher, Bestimmung des steuerbaren Vermögens, Eintrag der Veränderungen durch Güter- und Häuserverkauf u. s. f., ferner alle Akte der freiwilligen Gerichtsbarkeit, Verträge, Heiratspakte, Testamente, Erbschaftsteilungen; alle Bürgermeister- und sonstigen Gemeinderechnungen neben der Probation und Revision der Vormundschaftsrechnungen.

Die dem Schreiber für derlei Arbeiten zu entrichtenden Kosten steigerten sich ungeheuer, da der Prinzipal in der Regel ebenso viel, als seine Subjekte verdienten, in die eigene Kasse bezog, ohne eine Hand gerührt zu haben; so daß man die jährliche Brandschatzung durch die Schreiber sieben Jahressteuern gleich rechnete und Herzog Karl einmal nicht eben mit Unrecht den Schreibern 50000 Gulden von ihrem Raube mit Gewalt für die Kriegskasse abnahm.

Daneben fehlte es dem Schreiberstande als solchem an aller Bildung. Denn jeder konnte Schreiber werden, auch der Talentloseste, wenn er nur Lehrgeld bezahlte; die Annahme der Inzipienten lag lediglich in der Willkür der Prinzipale. Die Anfänger traten viel zu frühzeitig in jene Laufbahn ein und hatten meist eine Behandlung zu erfahren, wobei

leicht alles Ehrgefühl ertötet und der Lehrling fast ganz in die Stellung eines Leibeigenen herabgedrückt wurde. Der Übertritt in den Staatsdienst aber war durch kein gewissenhaftes Examen geregelt, so daß das wenige edlere Kraut unter dem mit fortwuchernden Unkraut fast ganz zu ersticken drohte. Von einem geistvollen Unterrichte war ohnedies nicht die Rede; dieser gestaltete sich vielmehr lediglich praktisch und mechanisch, wie er denn oft einzig im Abschreiben bestand.

Kein Wunder, wenn die Gelehrten einen solchen Stand verachteten und mehr verachteten, als sie bei ihrer rein theoretischen Bildung eigentlich Grund dazu hatten. Ein durch nichts anderes gut zu machender Übelstand aber lag darin, daß wegen des Vorhandenseins der Schreiber mit ihren Mängeln und Untugenden der Beamtenstand überhaupt in den Augen der Bauern und Bürger und der Höhergestellten nicht denjenigen Platz einnahm, der ihm zukommt und ohne den er seinen Wirkungskreis nicht vollständig und segensreich entfalten kann. Das Schlimmste war, daß durch die ganze Einrichtung des Schreibersystems ein geistloser Mechanismus in der württembergischen Staats- und Gemeindeverwaltung in der That aufs Äußerste getrieben wurde. Niemand verstand etwas von der verborgen arbeitenden Maschine, niemand wagte sich heran; die Schreiber wesentlich galten als Eingeweihte und Hüter der Geheimnisses.

Eine ganz besondere Stellung nahm ferner im alten Württemberg die evangelisch-lutherische Landeskirche ein als eine festgeschlossene, hierarchisch organisierte, mächtige Korporation mit großen eigenen Mitteln, verfassungsmäßigen Rechten und Bürgschaften und wesentlichem Anteil an der ständischen Vertretung. Der Herzog war zwar ihr Bischof, so lange er ihrem Bekenntnis angehörte, er vermochte aber in ihren inneren Organismus nicht einzugreifen. Das ganze Schulwesen war in den Händen der Kirche. An der Universität beherrschte die Theologie alles.

Das Konsistorium, welches das Regiment in der herrschenden evangelischen Kirche führte, hatte gerade dadurch, daß die Regenten geraume Zeit der Landeskirche nicht angehörten, eine besondere Art von Unabhängigkeit erhalten. Die reichen Mittel des Kirchenguts vermehrten diese. Dadurch geschah es, daß im Konsistorium der Charakter sich entwickelte und immer fester wurzelte, der jeder aristokratischen Macht eigen ist. Man schloß sich immer enger zusammen. Streng wachte man über dem Buchstaben des bestehenden Lehrbegriffs; sorgsam wehrte man alle Antastungen ab, die etwa der selbständig denkende Geist versuchen möchte. Mit Haß und Widerstand gegen jede Neuerung beharrte man unwandelbar bei den hergebrachten Grundsätzen und Formen. Mit Nachdruck wachte man über

gehörige Einschränkung der Juden in Beziehung auf ihre Zahl und etwaigen Rechte.

Den katholischen Eingesessenen im Lande war nicht mehr gestattet als die Hausandacht; nicht der allergeringste öffentliche Akt katholischen Gottesdienstes durfte im Land ausgeübt werden. Wer zur katholischen Kirche übertrat, sollte seines Bürgerrechts verlustig gehen und das Land verlassen. Mit äußerster Vorsicht wurde der katholische Hofgottesdienst überwacht. Mit Friedrich II. kam endlich wieder ein der Landeskirche angehöriger Herzog auf den Thron; die Besorgnisse fielen weg, die eifersüchtige Achtsamkeit konnte nachlassen. Friedrich war so im stande, den Anforderungen der Zeit allmählich nachzukommen. Die zwei katholischen Hofkapellen in Stuttgart und Ludwigsburg gingen zwar ein; an ihrer Stelle aber errichtete der Herzog in beiden Städten katholische Bethäuser.

Unleugbar sind zwar die Verdienste der herrschenden Kirche für Erhaltung der Reinheit der Lehre, für Förderung einer weit verbreiteten ernsten Anschauung des Lebens, eines religiösen Gehalts im Volke, einer fast zur Regel gewordenen Tüchtigkeit und Nüchternheit, allein eine gewisse Enge des Gesichtskreises stand doch mit ihrer Starrheit in innigem Zusammenhang. Außer einem gewissen Zwang, dem von seiten der Kirche aus natürliche Munterkeit und erlaubte Kundgebung der Lebenslust und Freude an Sonntagen unterworfen waren, zählt hieher besonders noch die Engherzigkeit, mit welcher Andersgläubige abgewiesen wurden, mochte auch der Staat darüber einen Schaden erleiden. — Das Edikt von Nantes war aufgehoben. Flüchtlinge reformierten Glaubens klopften an die Thüren der nächstgelegenen protestantischen Staaten. Es waren lauter Leute, welche Bildung, Kapitalien, Kunst, Gewerbfleiß mitbrachten; jedem Staat, jedem Ort, den sie zur Wohnstätte erwählten, mußten sie Vorteil zutragen. Aber abgesehen von dem, es waren verfolgte Glaubensbrüder. Erkläre es wer es will, der württembergische Theologe entschied: es seien keine Glaubensbrüder; Calvinisten seien schlimmer als Türken und Papisten; nur dem Lutheraner sei es gestattet, ein Württemberger zu heißen. Der Landtag schloß sich ganz dieser Ansicht der Prälaten an; der Herzog, der dem verödeten Lande gerne neue Bürger zugeführt hätte, wagte nicht durchzugreifen und die hilfesuchende Blüte des französischen Bürgertums zog weiter zu gastlicherer Thüre.

Erst fünfzehn Jahre später, als nochmals Verfolgte anklopften, die Waldenser, gab der Landtag den bäuerlichen Gestalten gegenüber seinen Widerstand auf und die Kirche gestattete, daß der Herzog sie in

sein Land aufnahm, wiewohl unter allen möglichen Kautelen über die Religionsübung.

Bei dem tiefen sittlichen und religiösen Ernst, der als die Frucht würdiger Prediger, als Ausfluß der kirchlichen Gesetzgebung und Zucht das Volk im großen Ganzen durchzog, bei dem Hang zum Nachdenken, zu tief-innerlicher Betrachtung konnte es nicht fehlen, daß schon die ersten Töne des Pietismus, die aus Speners Schule herüber klangen, unerwarteten und lebendigen Anklang fanden. Die starre Orthodoxie vermochte nicht, die neuen Anschauungen zu bekämpfen; ihre Anhänger thaten sich in Privatversammlungen zusammen und suchten hier die Erbauung, welche ihnen wirklich oder vermeintlich beim öffentlichen Gottesdienste abging. Da und dort prägte sich mit der Zeit ein trotziger Separatismus aus oder ging die Erbauung über in ein Schwelgen in überschwänglichen Gefühlen, allein im großen wurde doch unter den Pietisten ein guter, friedlicher, anspruchloser Geist gepflegt, ein gewissenhafter Bürgersinn, eine tapfere Überzeugungstreue; dazu Nüchternheit, Sparsamkeit, ein allzeit fröhlich Herz bei Entbehrungen und harter Arbeit.

Die Behörde, welche das Regiment der Kirche in der Hand hatte, war zugleich von dem größten Einfluß auf die Bildung des Volks überhaupt, auf den ganzen Gang des wissenschaftlichen Geistes. Das Konsistorium vereinigte unter seiner unmittelbaren Leitung die sämtlichen höheren und niederen Lehranstalten, bei der Universität hatte es die Mitaufsicht. Gelehrte Schulen und Volksschulen waren der Kirche vollständig übergeben. Und durchaus nicht immer zu ihrem Nachteil. Der Volksunterricht war allgemein und obligatorisch; in jedem Städtchen befand sich eine Lateinschule; höhere Schulen in den größeren Städten, die erste Realschule war eben ins Leben gerufen worden. Auf der Universität Tübingen spielte die Theologie stets die erste Rolle; die philosophische Fakultät bildete ein Anhängsel von ihr; Juristen und Mediziner standen hinter den Theologen zurück. Die meisten Mittel, die meiste Aufmerksamkeit waren der Heranbildung tüchtiger Theologen und Lateinlehrer zugewendet. Und glänzende Resultate wurden erreicht in der Theologie selbst wie in anderen Fächern, die zum Teil durch Theologen bebaut wurden. Aber Vorwürfe konnten bei so bewandten Umständen nicht ausbleiben: man vernachlässige Volkswirtschaft, Statistik und Naturwissenschaften; man brauche doch auch gute Ärzte, Juristen und Kameralisten; hätte man diese, so brauchte man nicht wichtige Geschäfte zum Schaden des Landes unwissenden Schreibern zu überlassen. Mit aller Quälerei suche man schon unter den Knaben die künftigen Theologen

heraus; vier- bis fünfmal werden sie durch Examina geläutert; aus dem Stift aber trete der junge Geistliche hinaus in die Welt als ein ihr fremdes Wesen, ohne alle Kenntnisse, die auf ein Wirken in der Gegenwart Bezug haben, ohne alle Welt- und Lebenserfahrung.

Unter den Lehranstalten im Lande war keine, welche sich gerade in der Zeit, die dem Regierungsantritt Friedrichs voranging, einen höheren Ruf erworben hätte, als die hohe Karlsschule. An ihr hatte nur der Herzog etwas zu sagen; sie stand unter seiner unmittelbaren Leitung. Sie war zunächst eine Art Privatinstitut, welches Herzog Karl aus eigenen Mitteln schuf, um den allgemeinen Wissenschaften und den Künsten eine Freistätte zu eröffnen. Aufklärung und Duldsamkeit hatten hier ihren Sitz; Einheimische und Fremde waren vertreten, die verschiedensten christlichen Glaubensbekenntnisse, Adelige und Bürgerliche; künftige Staatsmänner und Soldaten; Rechtsgelehrte und Forstmänner; Architekten und Künstler. In alle Welt zerstreuten sich die Zöglinge der hohen Schule und fanden Gelegenheit sich hervorzuthun; insbesondere aber war für die Heimat ein Vorrat von aufgeklärten, tüchtig durchgebildeten Kräften geschaffen, die lange Zeit an der Spitze der Geschäfte in den verschiedensten Zweigen standen.

Herzog Ludwig Eugen, der zweite der herzoglichen Brüder, welche nach einander zur Regierung gelangten, hob die Schule auf aus Sparsamkeitsrücksichten. Für die nächsten Bedürfnisse des Landes, für seine Mittel, für seine Volkszahl mochten ja auch zwei hohe Schulen zu viel sein.

Das geistige Leben war so zum großen Teil ein Ausfluß der Grundverfassung des Landes, des Verhältnisses der Stände zum Regenten, der besonderen Stellung der Kirche, der eigentümlichen Finanzverhältnisse. Die Grundverfassung des Landes bot Bürgschaften der politischen und bürgerlichen Freiheit, wie sie im 17. und 18. Jahrhundert in keinem der monarchisch regierten Länder des europäischen Festlandes zu finden sind. Das starre Festhalten an dem für keine Reform Zugänglichen bedingte jedoch mannigfache Verkümmerungen und Stillstände in der Bewegung der Geister, wie in der Weiterentwicklung des Staats. Wie ein Anachronismus ragt die altwürttembergische Staatsform in das 19. Jahrhundert herein, in die Napoleonische Ära, die von der Not Diktiertes, häufig Zweckmäßiges, schuf, das Hemmende, Zweckwidrige aber mit pietätloser Hast beseitigte.

Das öffentliche Leben, Bildung des Geschmacks, litterarisches Hervortreten, allgemeinere Pflege der Kunst waren zu Ende des 18. Jahr-

hunderts in dem bemerkbaren Aufschwung geblieben, den sie Jahrzehnte vorher genommen.

In der Presse waren für das Herzogtum allmählich die Beschränkungen außer Übung gekommen, welche früher die Gesetze über vorgängige Zensur auferlegt hatten. Die Eindrücke, welche die französische Revolution im Lande hervorbrachte, hatten zur Folge, daß Journale und Zeitungen wiederum der Zensur unterworfen wurden. Auch ging die Regierung 1797 mit der Absicht um, eine besondere Behörde aufzustellen, welcher alle Schriften vor ihrem Abdruck vorgelegt werden sollten. Der Landtag äußerte jedoch seine Bedenken dagegen, so unterblieb die Sache.

Tagblätter und periodisch erscheinende Zeitschriften begannen schon seit 1702 in die Öffentlichkeit zu kommen. Als erstes Blatt dieser Art im Herzogtum, als zweitältestes in Deutschland, waren 1723 die Stuttgarter Anzeigen erschienen, später getrennt in ein Wochenblatt und eine Zeitung; letztere eine Zeit lang als Hofzeitung. Zu sehr großer Ausbreitung im Publikum gelangte bald der von Chr. G. Elben im Jahr 1785 herausgegebene Schwäbische Merkur samt Schwäbischer Chronik. Neben manchen abgeschmackten Veröffentlichungen des Tags fanden gute Zeitschriften ein zahlreiches Publikum, wie Schubarts Vaterlandschronik, die Nationalchronik der Deutschen von J. G. Pahl; außerdem erschienen alljährlich mehrere Almanache, die sich zum Teil durch Inhalt und Eleganz auszeichneten; Aufklärung auch in die entlegensten Kreise sollte der Landeskalender bringen. Einen besonders wichtigen Einfluß auf die litterarische Thätigkeit weit über die Grenzen des Herzogtums hinaus gewann der glänzende Aufschwung der J. G. Cottaischen Buchhandlung in Tübingen.

Von Jahr zu Jahr wuchs die Leselust, Schritt haltend mit den Ereignissen, die sich mehr und mehr drängten und an Interesse gewannen. Da und dort in den Städten und Städtchen entstanden Lesegesellschaften und Leihbibliotheken; ein Lesekabinet von ansehnlichem Umfang, zugleich ein Mittelpunkt für die Vereinigung der gelehrten und gebildeten Kreise der Hauptstadt, war 1784 bei dem Buchhändler Metzler in Stuttgart eröffnet worden.

Vielversprechende Anfänge hatte die Kunst genommen, der in der hohen Karlsschule eine Heimstätte geschaffen worden war. Zunächst wirkten hier, wie auf dem herzoglichen Theater, fremde Kräfte. Die Bildungsschule selbst aber, die Anregung, die von ihr ausging, erweckte bald im Lande selbst die bisher verborgenen Talente, welche als Tonkünstler, Bildhauer, Maler, Kupferstecher, Baumeister zu hohem Ruhm gelangten (Abeille, Zumsteeg, Dannecker, Heideloff, Müller und andere).

Die Grundlage des Wohlstands in Württemberg war von jeher in der Landwirtschaft zu suchen. Allenthalben freute man sich des Segens, der aus der Verteilung und vernünftigen Bebauung der öden Plätze und Allmanden hervorging, aus der Abschaffung der Brache, aus der Kultur der Futterkräuter. Herzog Friedrich zeigte gerade in dieser Richtung sich als mächtigen Förderer durch sein Bestreben, überall intensivere Bewirtschaftung einzuführen und höhere Erträge zu sichern. Nicht ohne gewissen Zwang ließen die alten bequemen Gewohnheiten sich verdrängen und durch neue Anschauungen und vernünftigere Thätigkeit ersetzen. Wenn der Reisende über die Grenzen von Württemberg von außen her schritt, so fielen die Alleen von Obstbäumen ihm sofort ins Auge; sie waren dem alten Lande vielfach von Segen. Einer ähnlichen Ausbreitung des Obstbaus in Neuwürttemberg widmete Friedrich besondere Sorge, indem zugleich durch Strafgesetze den neuen Pflanzungen ausgiebiger Schutz gesichert wurde.

Der reichsstädtische Bürger und der Neuwürttemberger überhaupt war noch allzusehr auf sein Recht erpicht, die Kühe auf die Allmandweiden treiben zu dürfen, und der Pfingstmontag, der Tag, an dem der Viehtrieb begann, wurde von alt und jung als Festtag begangen. Die Regierung Friedrichs machte allen Weiderechten ein Ende. Anfangs erschien das als Härte; erst mit der Zeit machten sich die Segnungen der fast mit Gewalt eingeführten Stallfütterung geltend. Die Anzahl und Güte der Rinder stieg namhaft. Gleichzeitig verminderte sich die Zahl der Pferde, trotzdem die Regierung sich ihre Zucht besonders angelegen sein ließ.

Der Anbau von Klee und Kartoffeln war es, der den landwirtschaftlichen Betrieb total änderte. Die Ernährung der immer mehr wachsenden Bevölkerung erhielt durch die neue Knollenpflanze, seit 1710 in Württemberg gebaut, einen erwünschten Zuschuß, während auf der andern Seite sich durch den Anbau von Klee die Stallfütterung überall durchführen und sich eine gesteigerte Ausbeute von Stallprodukten durch reichlicheres Fleisch, Butterertrag u. dergl. erzielen ließ. Mannigfache Verbesserungen, namentlich der Schafzucht und der Rinder, gingen von der Meierei in Hohenheim aus. Durch Anpflanzung edlerer Reben suchte man den Weinbau zu heben; die schlechten Sorten und die schlechten Lagen sollten verschwinden. In der Mitte des 18. Jahrhunderts hatte man angefangen, Bier zu brauen. Die zahlreichen Truppendurchmärsche und Einquartierungen steigerten die Nachfrage nach Wein; die Preise gingen fortwährend in die Höhe; so nahm die Bierproduktion immer größere Dimensionen an.

Da und dort machte man die Probe, beim Brauen des Biers Steinkohlen zu verwenden. Dieses neue Brennmaterial wurde erstmals 1784 durch Pfälzer Schiffer nach Heilbronn gebracht; es fand aber zunächst nur beschränkten Anklang; nur die Schmiede befreundeten sich mit dem neuen Brennstoff. Der Senat Heilbronns ließ auch sofort auf dem heimischen Gebiet vermittelst des Erdbohrers nach Kohlen suchen; doch ohne Erfolg. — Die Bergwerke im Herzogtum lieferten vorzüglich Eisen, Salz, Vitriol. In früherer Zeit war man mit dem Bedarf an Salz von Bayern abhängig gewesen; der größte Teil, im Austausch gegen Wein, kam von dorther; jetzt mit der Erwerbung von Hall war der eigene Bedarf mehr als sichergestellt.

Eine gewisse Art von Industrie war stets im Lande heimisch gewesen. Es ist diejenige, welche sich mit der Verarbeitung von selbsterzeugten Rohstoffen beschäftigte; Wollwaren, Zeuge, Leder- und Leinwand waren die hauptsächlichsten Produkte. Zu dieser alteinheimischen Industrie war eine neue, künstlich vom Ausland hereinverpflanzte, gekommen. Von der Regierung begünstigt und teilweise geleitet, entstand eine Porzellan-, Fayence- und Bijouteriefabrik in Ludwigsburg neben Tuchmanufaktur, Seidenfabrik in Stuttgart und Cannstatt, Spiegelfabrik, Zitz- und Kattunfabriken. Den erhofften Aufschwung, den bei der Gründung geplanten Umfang erreichte keine dieser Anstalten. Doch war das Vorgehen der Regierung insofern wohlthätig, als in dem jetzt Geschaffenen der Keim ausgedehnterer Anlagen für die Zukunft lag und als mannigfache Anregung der kaum über das Handwerk sich erhebenden Industrie geboten war. Am Ausfuhrhandel nahm die Industrie nur beschränkten Teil; was über die Grenze auswärts ging, bestand vorzüglich in Getreide, Holz, Wein, Wolle.

Mächtig gefördert sahen sich Handel und Verkehr dadurch, daß mit der Mitte des 18. Jahrhunderts die grundlosen Fahrwege zu verschwinden begannen infolge des Baus festgefügter Chausseen. Die regelmäßige Postverbindung lag in den Händen der Taxisschen Verwaltung. Die einzelnen Städte unter sich, zum Teil auch die Dörfer hatten eine Verbindung durch die Boten, welche mit schwerfälligen, einfachsten Wagen Güter und Personen beförderten.

Das häusliche Leben hatte manche Veränderungen erfahren. Der französische Ton war längst an den Höfen und in den höheren Kreisen der Gesellschaft heimisch geworden. Da und dort breiteten die neuen Anschauungen und Sitten sich auch weiter aus. In Württemberg bildete ein in gesunden, unabhängigen Verhältnissen lebender, selbständig denkender

Mittelstand eine Schutzwehr gegen das Überhandnehmen fremden Wesens. Er hatte auch mit seinem kräftigen, etwas derben Sinn die zu große Verbreitung jener weinerlichen Empfindsamkeit und weichen Gefühlsschwelgerei gehindert. Ein Gutes brachte der Einfluß der französischen Anschauungen: die feierlichen Förmlichkeiten und schwerfälligen Manieren wurden in etwas geglättet und gemildert, der Gesichtskreis erweiterte sich, manche alte Härte verschwand. Aber im Ganzen und im Inneren hatte der gute Mittelstand die hergebrachte Ehrbarkeit gewahrt in äußerer Erscheinung und Denkweise, in Führung des eigenen Lebens, in Erziehung der Kinder, in Regelung der Geschäfte.

Man wohnte behaglich in geräumigem Haus mit tiefem Keller und weitem Ern (Flur). Auf die Lage des Hauses pflegte man weniger zu sehen. Wirkliche Zimmer, gegipste, heizbare, waren nur wenige vorhanden; Papiertapeten waren noch selten; häufiger Vertäferungen der Wände und Wachstuchtapeten. Ein großer viereckiger Ofen aus dickem Gußeisen, mit Abbildungen biblischer Historien, wärmte die große Wohnstube nebst Stubenkammer. Einfach war das Hausgeräte; Sofas und Kanapees waren noch selten. Überall trat eine kluge Sparsamkeit zu Tage; eine Menge Arbeiten verrichtete der Hausvater oder die Hausfrau selbst. Auf den Tisch des Handwerkers kam nur an zwei Tagen in der Woche Fleisch.

Die Zahl der Wirtshäuser und der Schenken war noch klein. In Stuttgart und an anderen größeren Plätzen gab es Gasthäuser, die allen Ansprüchen gerecht werden konnten. In der Hauptstadt fand man auch Kaffeehäuser als Vereinigungspunkte der vornehmen Welt; das erste Kaffeehaus war hier zu Anfang des 18. Jahrhunderts erstanden. Gartenwirtschaften gab es noch nicht, Bier wurde meist nur in den Zechstuben der Bierbrauer getrunken.

Der weniger Bemittelte wohnte noch einfacher und nährte sich fast ausschließlich von Mehlspeisen; Verarmte gab es wohl im Herzogtum, verarmt durch unabwendbare Ereignisse und Schicksalsschläge, aber eine darbende, dürftige Volksklasse fehlte eigentlich. Lust zur Arbeit, Sparsamkeit, Anspornung von seiten der Kirche und der Obrigkeit verhinderten das. Der Wohlhabende wußte sich trotz der im allgemeinen herrschenden Einfachheit manchen Luxus zu verschaffen; insbesondere kam auch der Besuch der Bäder in den Sommermonaten auf; Wildbad, Teinach, Göppingen und andere Badorte zählten viele Gäste und vermochten durch wachsenden Komfort immer mehrere aus der Nähe und der Ferne herbeizuziehen. Zu Ende des 18. Jahrhunderts kam die Sitte auf, die Namen der Badgäste in den öffentlichen Blättern anzuzeigen.

Ganz ungemein rasch waren die Lebensmittel im Preise gestiegen; der Wert des Geldes hatte sich gemindert; die Bevölkerung wuchs stetig; die kriegerischen Zeiten brachten fortwährend ungebetene Esser und Trinker ins Land, auf welche man nicht gerechnet hatte. Um die Wende des Jahrhunderts, noch vor der Besetzung durch die Franzosen, kostete der Eimer Wein 45 Gulden, der Scheffel Dinkel 7, Haber 6 Gulden; Kalbfleisch war erhältlich für 8, Ochsenfleisch für 10, Schweinefleisch für 12 Kreuzer. Besondere Umstände, Mißwachs, Anhäufung von kantonierenden Mannschaften steigerten sofort die Preise auf eine fast unerschwingliche Höhe. Waren auch die Verkehrswege gut, so waren sie doch nicht derart, daß rasch und nachhaltig der Ausfall in einem gewissen Landstrich durch den Überfluß eines anderen hätte gedeckt werden können.

Man sprach damals schon viel von Übervölkerung; es mochten im Herzogtum gegen 4000 Menschen auf der Quadratmeile wohnen; auf Übervölkerung suchte man die zunehmende Auswanderung in fremde und überseeische Gebiete zurückzuführen. Der Württemberger besaß von jeher volle Freiheit der Auswanderung. Die Behörden konnten abmahnen, verhindern nie. Zu Ende des 18. Jahrhunderts wurde vielerorten kolonisiert, in Preußen, in Ungarn, in Rußland. So kamen auch die Emissäre des Königs von Preußen nach Württemberg. Nicht Übervölkerung aber scheint die nächste Ursache für die Landleute gewesen zu sein, den heimischen Boden zu verlassen. Man schenkte den Reden der fremden Agenten Glauben, man war der Meinung, die Beengungen der Heimat könne man rasch vertauschen gegen Ungebundenheit und Wohlstand in der Fremde.

Viele ließen sich bereden oder folgten dem angeborenen Wandertrieb. Die liegenden Gründe waren bald verkauft; mit mehr oder weniger gefülltem Beutel zogen die kleinen Karawanen der Grenze zu nach den Seehäfen, um nach Amerika zu gehen, oder führte der Marsch nach anderen Zielen der angehenden Kolonisten, nach Ungarn, Galizien, nach Rußland, Brandenburg, Westpreußen. Manche tüchtige Leistung, Findigkeit, Unverdrossenheit bei der Arbeit schafften den schwäbischen Einwanderern hier eine neue behagliche Heimstätte und halfen mit, den Wohlstand des neuen Vaterlandes zu heben. —

So war der äußere Zustand der Menschen ein im allgemeinen befriedigender und behaglicher in der langen Friedensperiode, welche der französischen Revolution unmittelbar voranging; auch bis zum Jahre 1796 nach dem Ausbruch der Revolution erfreute man sich im ganzen solcher Zustände; erst von diesem Jahre an, mit welchem die Einfälle der

Franzosen aufs rechte Rheinufer in großem Maßstab begannen, nahmen zugleich die Drangsale und Demütigungen ihren Anfang; von da an floß der mühsam angesammelte Wohlstand in tausend Kanälen nach Frankreich.

Mit dem Frieden von Luneville kam noch ein Neues dazu. Die Bestimmungen des Friedens und die dadurch bedingten Ausführungsgeschäfte namentlich waren recht dazu angethan, die deutschen Fürsten und die einzelnen Stämme gegenseitig zu verbittern, sie daran zu gewöhnen, daß sie bei streitigen Fragen nach dem Fremden hinblickten als nach dem natürlichen Schiedsrichter.

Auf eigentümliche, früher nicht gekannte Weise sahen sich die Gemüter in Unruhe erhalten durch die Ungewißheit, mit welcher die meisten wegen ihres politischen Schicksals, ihrer zukünftigen Staatsangehörigkeit auf den alles entscheidenden Diktator schauten. Die einzelnen deutschen Stämme, die Völker überhaupt waren mit dem Luneviller Frieden in den Zeitraum eingetreten, in welchem kein irgendwelcher Besitz für heilig, für unantastbar gelten konnte. Es lag ja im Plane der französischen Revolution in der eigentümlichen Gestalt, die sie jetzt angenommen, im Plane des ersten Konsuls und des Kaisers, der ganzen Welt deutlich zu zeigen, wie leicht man Throne ändere, wie leicht man mit einem einzigen Federstrich Länder tausche, wie man die hergebrachten und eingelebten historischen Namen verschwinden mache, wie man den neuen Gebilden neue Namen schöpfe.

Es mußte sich jetzt entscheiden, wer untergehen sollte, wer zu den Weiterlebenden zu rechnen war. Lange erhielt sich das Gerücht, Herzog Friedrich solle für Württemberg in Portugal entschädigt werden oder am Niederrhein. Voll Besorgnis berichteten darüber die württembergischen Gesandten in Paris, sowohl der Präsident v. Normann, des Herzogs Gesandter, als auch der Bevollmächtigte des Landtags, Konsulent Abel. Der Geschicklichkeit Normanns, namentlich aber der Festigkeit des Herzogs war es zu verdanken, daß das Geschick des Geteiltwerdens abgewendet wurde. Das neue Kurfürstentum sollte nach des Herrschers Willen nicht nur mit unter den Weiterlebenden, sondern auch mit unter den Handelnden sein; denn ruhig sitzen, gar keine Partei ergreifen, bedeutete in jener Zeit Untergang.

Ein eigentümliches Schauspiel bot sich. Die Ausführung des Luneviller Friedens hatte die deutschen Stämme förmlich unter einander gehetzt, den Nachbar gegen den Nachbar, den Stärkeren gegen den Schwächeren. Nackte Selbstsucht war entfesselt. Nicht zugreifen hieß, selbst angefaßt werden. Da wurden Länder eingetauscht und nochmals vertauscht; längst

bestehende, geheiligte Beziehungen sahen sich gelöst; ein leerer Wahn seien die eingelebten Gefühle der Anhänglichkeit und Zusammengehörigkeit. Und in der Zukunft lehrte Napoleon, wie leicht man ein neues Staatengebilde schaffe; wie unbekümmert man das eben erst Geschaffene wiederum über den Haufen werfen könne, um es nochmals in neue Formen zu gießen. Von alten treuen Unterthanen müsse man sich trennen können, von alten liebgewordenen Gewohnheiten. —

Vom 13. Juni 1801 berichtet Abel aus Paris[1]): „Frankreich hatte nämlich von jeher und hat noch, wie aus der Proklamation des Konsuls über den Luneviller Frieden erhellet, zur Basis seines Systems gegen Deutschland angenommen, daß zwischen den Besitzungen des Hauses Österreich und den französischen Grenzen eine Barriere etabliert werden müsse. Das Direktorium wollte solchen Zweck durch Republikanisierung der meisten zwischenliegenden Staaten erreichen; das gegenwärtige französische Gouvernement siehet es als hinlänglich an, daß die zwischenliegenden Staaten freundschaftlich gegen Frankreich gesinnt und immer neutral seien." Wieder das alte Lied, wie es schon Ludwig XIV. gesungen.

Eine natürliche Erscheinung ist es, daß die Völker und Stämme, welche mit dem Bekanntwerden des Friedens von Luneville vielfach keine Ahnung davon hatten, wer ihr künftiger Gebieter sein werde, zunächst gerade dieser Unsicherheit halber, die Liebe und Anhänglichkeit verloren, welche sie seither an die eingewohnten Verhältnisse gekettet hatte. Das letzte Band der Zusammengehörigkeit war abgestreift. Deß freute sich der jugendliche Abenteurer, der von seinem Sitz an der Seine aus dem Schauspiel in den deutschen Gauen zusah. Das deutsche Reich, der deutsche Name sollten verschwinden. Der seither nur thatsächlich ausgeübte Einfluß sollte eine feste politische Form annehmen.

Täuschen würden wir uns aber, wenn wir in der Stimmung der Bevölkerung einen tiefgehenden, alles beherrschenden Groll finden wollten, geweckt durch die erste Invasion und fortdauernd auch nach den Abmachungen des Friedens, einen Groll, der sich nach der Stunde der Befreiung sehnte, um dann in helle Flammen aufzulodern. Nichts von diesen Empfindungen, oder doch nur ausnahmsweise selbst in denjenigen Ländern, welche in dem ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts eine vollständige Umwälzung aller Lebenszustände und Lebensbedingungen erfuhren. Die Reichsgrafen und Reichsritter trauerten um ihr verlorenes Recht und verwünschten einen Zustand, der sie denjenigen unterwarf, welchen sie sich

[1]) Vreede, La Souabe après la paix de Bâle. Utrecht 1879. S. 217.

bis daher gleich geachtet hatten. Die Beamten aber, die Bürger der Städte, die Bauern hegten, so weit sich erkennen ließ, keine feindliche Stimmung, sondern freuten sich der etwas größeren Bedeutung des Staats, dem sie angehörten und erkannten dankbar das Gute mancher neuen Einrichtungen und das Aufhören manchen Drucks der Vergangenheit an.

Ein gewisses Gefühl der Betäubung machte sich da und dort geltend. Aber auch in dem Staate, der am buntesten und gewaltsamsten zusammengefügt war, erschien Trauer und Niedergeschlagenheit nicht als die allgemeine Stimmung. Ein Zeitgenosse aus Westfalen bemerkt aus eigener Anschauung[1]): „Uns war zu Sinne, wie etwa dem deutschen Auswanderer zu Sinne sein mag, der den Boden der neuen Welt betritt. Mit Sehnsucht denkt er zurück an das, was er verlor, an seine Lieben, an seine vaterländischen Fürsten, aber neue Hoffnung, obwohl nicht ohne Bangigkeit für die Zukunft, belebt ihn doch auch und macht, daß er sich nicht ganz unglücklich fühlt."

Gerade das Hinausblicken in die Zukunft wirkte versöhnend auf die Gemüter. Man hatte ja erkennen müssen, daß die deutsche Reichsverfassung, die eben jetzt nach dem Frieden von Luneville noch einmal mühsam zusammengeflickt war, nicht mehr zu halten sei, daß man noch weiteren Umwälzungen entgegen gehe. Eine Menge Schriften erschien zwar über die Regeneration des deutschen Reichs, über Germaniens Wiedergeburt, aber der Glaube an die Möglichkeit fehlte überall und keine Hand rührte sich dafür. — Aus dem Reich der Probleme und Projekte mußte man notwendig sich wieder in die Wirklichkeit versetzen; denn in dieser eisernen, rasch lebenden, rein materiellen Welt, wie sie geworden war, in dieser rauhen Gegenwart gab es keine Träumereien mehr, die waren abgethan mit dem harmlosen politischen Zustand, den man eben verlassen.

Da war denn nun Eines sicher und unzweifelhaft für die deutschen Kleinstaaten: man war verlassen von Östreich wie von Preußen. Dies Gefühl rief bei dem Mangel eigener Macht und jeglichen Selbstbewußtseins zunächst politische Gleichgültigkeit hervor. In manchen Kreisen entwickelte sich aus dieser bald eine gewisse Zuneigung zu Frankreich, denn irgend einen Anhalt mußte man doch haben. Selbst in dem Staate, der noch vollständig auf eigenen Füßen stand, der zuversichtlich und stolz noch auf die eigene Macht vertraute, hatte die Entfremdung von Östreich eine gewisse Zuneigung zu Frankreich — zeit-

[1]) C. Th. Perthes, Politische Zustände und Personen in Deutschland ꝛc. 2. Aufl. Gotha 1862. I, 365. 369.

weise wenigstens und in gewissen Kreisen — heranreifen lassen. Je mehr in Preußen die Abkehr von Östreich wuchs, je mehr man seine Hauspolitik verurteilte, desto weniger schmerzlich berührten hier Frankreichs Siege und beginnendes Übergewicht. Vom Herbst 1799 wird berichtet[1]): in Berlin, wo die Masse der Bevölkerung ohnehin eher zu Frankreich als zu Östreich neigte, war der Eindruck der Rückkehr Napoleons ein ungemein günstiger. Das Volk freute sich der Rückkehr des Mannes, der die Östreicher so tüchtig geschlagen hatte, man trank auf seine Gesundheit. Auch am Hofe und im Ministerium ward der Umschwung mit einer gewissen Genugthuung aufgenommen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß, wo einmal Zuneigung zu Frankreich vorhanden war, die Gefühle sich allmählich steigerten und erwärmten. Man war bis daher meist oder ausschließlich auf der verlierenden Seite gewesen; die jetzt errungenen Erfolge ließen die Zukunft in hellerem Lichte erscheinen. Mehr und mehr wuchs die Zahl derer, die sich als Verehrer des Mannes bekannten, vor dem alles andere zurücktreten mußte, der neue Systeme aufstellte, kühne, bis daher ungeahnte Plane und Anschauungen, der den Ausblick eröffnete in eine ganz neue Welt. Das Vorwärtsschauen mußte um so mehr an Zuversichtlichkeit gewinnen, je trostloser der Rückblick war auf die Zustände, die man verlassen, die keiner Reform, keines Aufschwungs fähig waren.

Nur Eines hätte der Altwürttemberger so gerne herübergenommen in das neue sich bildende Staatsleben, in den vergrößerten Staat, — die altehrwürdige Verfassung. Keine Mühe, keine Ausgabe ist dem Landtage zu groß, wenn es sich darum handelt, die Machthaber an der Seine für die verfassungsmäßigen Lebensbedingungen des Herzogtums zu interessieren. Mit unendlicher Hingebung geht der Abgesandte des Landtags in Paris, Konsulent Abel, seinen dornenvollen Pfad. Bald bei Talleyrand, bald bei Napoleon, bei diesem, bei jenem Agenten spricht er vor, um das zu retten, um dem Vorteile zuzuführen, das ihm und seinen Auftraggebern als das Rettungswerteste, als das Heiligste erscheint.

Rührend ist es, wie in einer Zeit, da alles wankte, Fürstentümer in den Staub sanken und andere aus dem Nichts erstanden, diese patriotischen Männer des Landtags sich um ihr Ein und Alles scharen: eine ehrwürdige Verfassung, die längst zur Unmöglichkeit geworden, die zum Stillstand verurteilt war, indessen die Welt sich verwandelte; rührend, wie

[1]) Preußen und Frankreich 1795—1807. Diplomatische Korrespondenzen, herausgegeben von P. Bailleu, Leipzig 1881. I. S. LX.

sie bei den in Riesenkämpfen sich erschöpfenden Gewalten eine Teilnahme für ihr kleines Heiligtum voraussetzen oder diese Teilnahme zu gewinnen suchen. Sie trachten, die entfesselten Bergströme zu nutzen, einzufangen und auf ein altertümliches Mühlrad zu lenken, das in idyllischer Selbstgenügsamkeit nichts weiter begehrt, als sich ewig um sich selbst zu drehen. Eines Tages wird die ganze Idylle von dem reißenden Gewässer hinweggespült sein [1]).

Ungemein naiv muß uns der Plan erscheinen, die alte Verfassung retten zu wollen, auch für den Fall, daß durch den Willen der Machthaber das alte Staatswesen geteilt oder anderen hingegeben werden sollte; naiv die Absicht, mit der alten Verfassung in der neuen napoleonischen Welt regieren zu wollen. Lächerlich könnten wir manches finden in dem Vorgehen der Stände in Paris, wenn nicht so viel Überzeugungstreue, so viel männliche Entschlossenheit und Hingebung mit zu Grunde liegen würden. In den beweglichsten Ausdrücken, in der demutvollsten Unterwürfigkeit, im überschwänglichsten Byzantinismus ist das Schreiben gehalten, das von seiten der Stände und in ihrem Auftrag der Konsulent Abel an Napoleon, den Ersten Konsul, übergiebt. Und doch sind es keine Speichellecker, keine kriechenden Knechte, es sind gar keine Anbeter und Verehrer Napoleons, des Militarismus, der neuen Macht, die sich in solcher Weise nahen. Kein Opfer aber ist ihnen zu groß, auch das der Selbstdemütigung nicht vor dem kalten, fremden Manne, wenn sie ihn nur für sich gewinnen können, für das Heiligtum, das sie in Sicherheit zu bringen entschlossen sind, sei es durch welche Macht immer.

Trotz der devotesten Wendungen, der demütigsten Schmeicheleien lassen sich die ehrenwerten Gesinnungen, die ungemeine Tüchtigkeit derer nicht verkennen, die da, wo alles rettet und das Seinige in Sicherheit bringt und noch vermehrt, nicht zurückstehen wollen, um das ideale Gut, dessen Verteidiger sie sind, möglichst unversehrt hinüberzutragen in die neue Welt. — Ohne auf die Frage der Zweckmäßigkeit, der Durchführbarkeit einzugehen, stellt sich das Volksgemüt gerne auf die Seite desjenigen, der mit dem Verlust eines geliebten Gegenstandes bedroht ist, tapfer aber und voll Hingebung dafür eintritt. So bemächtigte sich auch das Volksgemüt, die Volksphantasie des Streites um das alte Recht.

[1]) W. Lang, Auswärtige Politik der württ. Landstände. Von und aus Schwaben. II. Stuttg. 1885.

Zum zweiten Abschnitt.

1. Gottlob Christian Storr.

Auf den religiösen Standpunkt, den Herzog Friedrich, nach so langer Zeit wiederum ein evangelischer Landesherr, einnahm, darf wohl ein Schluß gemacht werden aus der Wahl seines ersten Oberhofpredigers, des seitherigen Professors G. Ch. Storr; — eines Mannes von wahrer Frömmigkeit, von lauterem sittlichem Ernst, dabei human und tolerant, hochstehend als wissenschaftlicher Forscher und Begründer.

Storr ist geboren zu Stuttgart den 10. Sept. 1746 und gestorben ebendaselbst am 17. Jan. 1805.

An seinen Namen knüpft sich die Entstehung der älteren Tübinger Schule, welche durch ihren „biblischen Supernaturalismus" eine merkwürdige Stelle einnimmt im Entwicklungsgang der protestantischen Theologie.

Zwei Umstände wirkten bestimmend und mit Einfluß für das ganze Leben in Storrs Jugendjahren: einmal die glücklichen Vermögensumstände der Eltern und zum andern der religiöse Standpunkt des Vaters, der als Konsistorialrat und Prälat von Alpirsbach in Stuttgart lebte. Die gute materielle Lage gestattete es dem Sohne, nachdem er die ersten theologischen Studien vollendet, seinen Gesichtskreis zu erweitern und auf wissenschaftlichen Reisen neue Anschauungen zu gewinnen. Eine tiefinnerliche Religiosität aber ward in das Gemüt des jungen Mannes gepflanzt durch den Vater, welcher, der Bengelschen Schule angehörig, ein Verehrer Arndts und Speners war.

Beide Umstände gaben der Denkungsart, dem Wirken und dem ganzen Lebensgang Storrs Färbung und Richtung. Ein anderes kam dazu. Sein angebeteter Lehrer in Tübingen, der Kanzler Jerem. Friedrich Reuß stand gewissermaßen da als Mittelglied zwischen der Bengelschen und späteren Storrschen Schule, welche mit tiefer Wissenschaftlichkeit freiere Anschauungen verband.

Schon als Repetent in Tübingen erwarb sich Storr durch seine gelehrten Publikationen einen Namen. Im Jahr 1775 trat Storr sein Amt als Professor der Philosophie in Tübingen an; kurze Zeit darauf übernahm er ein theologisches Lehramt; 1797 berief Herzog Friedrich den hervorragenden Gelehrten, den von ernster Frömmigkeit getragenen Geistlichen als Konsistorial-

rat und Oberhofprediger nach Stuttgart; bis zu seinem Tode bekleidete er diese Stellen.

Wenn Storr auch — trotz außerordentlich zarter Gesundheit — mit unermüdlicher Berufstreue seines Amtes als Oberhofprediger waltete, so bildet doch den Glanzpunkt seines Lebens sein akademisches Wirken. Treffliche Naturanlagen, ungewöhnlicher Scharfsinn, eine bewundernswerte Art der Auffassung und der Wiedergabe befähigten ihn zu epochemachender Bedeutung. Wesentlich getragen war sein Wirken durch seine ganze Persönlichkeit, deren hervorragende Züge eine aufrichtige Frömmigkeit, achtunggebietender sittlicher Ernst waren, stets gepaart mit Humanität. „Daß Storr einer der edelsten Menschen, daß sein Charakter einer der vollendetsten war, die man in der Welt findet, darüber ist unter Allen, die ihn kannten, nur Eine Stimme," sagt sein Schüler Süskind von ihm.

Schon im Jahr 1775 hatte sich Storr nach seiner Verbindung mit der Tochter seines Lehrers, des Kanzlers Reuß, einen eigenen Herd gegründet; der Verlust fast aller seiner Kinder erschütterte ihn tief; er selbst hatte viel durch Krankheiten zu leiden und starb kaum 59 Jahre alt mitten in seiner ruhmreichen Schaffensbahn.

(Realencyclopädie für protestantische Theologie und Kirche; — Zeitgenossen, 1818; zweiter Band, VII.)

2. Karl Friedrich Harttmann.

Sein Vater war Forstverwalter in Adelberg, wo der junge Karl Friedrich, am 4. Jan. 1743 geboren, beim Pfarrer des Ortes den ersten Unterricht erhielt. Früh wurde er zum geistlichen Stande bestimmt und ist nachmals einer der tüchtigsten lutherischen Geistlichen aus der Bengel-Oetingerischen Schule geworden; als Verfasser von Erbauungsschriften heute noch geschätzt.

Sein Studiengang war der bei den württembergischen Theologen gewöhnliche. Im Jahr 1774 wurde er zum Prediger und Professor an der Karlsschule auf der Solitude ernannt; im nächsten Jahre siedelte er mit der Schule nach Stuttgart über; er war hier auch Schillers Lehrer. Wegen seines entschieden pietistischen Wesens soll Harttmann dem Herzog Karl unangenehm gewesen und gegen seinen Wunsch als Pastor nach Illingen versetzt worden sein. In späteren Jahren war er Dekan in Blaubeuren, Neuffen und Lauffen am Neckar.

Harttmann war eine durch und durch im Worte Gottes gegründete Persönlichkeit, einfach und kernhaft; wie eine Mauer widerstand er dem zu seiner Zeit einbrechenden Unglauben. Als er erleben mußte, daß die so-

genannte Aufklärung immer mehr um sich griff, als rationalistische Anschauungen und Lehren sich breit zu machen begannen, als selbst von oben her der Gleichgiltigkeit gegen das Wort Gottes und dem Spottgeist nicht gewehrt ward, bat er um seine Entlassung und legte im April 1812 sein Amt nieder; mehr als alles andere sei ihm zuwider das statt der evangelischen Predigt durch den Glauben „fast allgemein gewordene Gewäsch von Moral, Tugend und Religion." — Harttmann starb am 31. Aug. 1815 in Tübingen, wohin er auf den Wunsch seiner an Ernst Gottlieb Bengel verheirateten Tochter sich im Mai desselben Jahres begeben hatte.

(Allgemeine deutsche Biographie.)

---

3. Johann Gottfried Pahl.

In bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen, war Pahl von Anfang an auf die eigene Kraft, auf die eigene Leistung angewiesen. Als Sohn eines Lebküchners und Kaufmanns erblickte er am 12. Juni 1768 in der kleinen Reichsstadt Aalen das Licht der Welt. In Altdorf, der längst nach Erlangen verlegten Universität, studierte er Theologie; noch in jungen Jahren trat er als Pfarrgehilfe und später als Pfarrer und gleichzeitiger Amtmann von Neubronn in den Dienst der reichsritterlichen Familie v. Wöllwarth.

Die religiösen Anschauungen der Aufklärungszeit und die politischen Ideen, mit denen die französische Revolution die Welt erfüllte, sagten seinem hellen Kopfe zu und gaben den Grundton ab für seine ersten litterarischen Arbeiten. Sein außerordentlich empfänglicher Sinn, eine bedeutende Arbeitskraft befähigten ihn, neben der Fortsetzung ausgedehnter Studien und Pflege freundschaftlicher Beziehungen in allen Kreisen der Gesellschaft, auch zeitweiliger Besorgung der Geschäfte des Amtmanns und weltlichen Ortsvorstehers, sich insbesondere der Darstellung der Zeitgeschichte zu widmen. Von den „Materialien zur Geschichte des Kriegs in Schwaben 1796" gehen diese Darstellungen fort durch den größten Teil des thatenreichen Zeitalters. Publizistische Arbeiten gingen daneben her, in denen er den Deutschen ihre nationalen Aufgaben und Bedürfnisse nahe zu legen suchte, wie in seiner „Nationalchronik der Teutschen".

Bald trafen die Umwälzungen der Zeit den fleißigen und strebsamen Pfarrherrn in Neubronn selbst; die reichsritterschaftlichen Besitzungen waren an die Krone Württemberg übergegangen. Vom Jahr 1808 finden wir Pahl als Pfarrer in Affalterbach, gesellschaftliche und wissenschaftliche Beziehungen pflegend mit den ersten Kreisen im benachbarten Ludwigsburg, in Marbach und Stuttgart. — Um diese Zeit aber wurde ein Artikel über die Streitkräfte Oestreichs und Frankreichs in der Nationalchronik verhängnisvoll für den Ver-

fasser. König Friedrich verbot das Weitererscheinen der Zeitschrift auf Grund der Zensurordnung. Für den Pfarrherrn von Affalterbach mit zahlreicher Familie ein harter Schlag auch infolge pekuniären Ausfalls; noch härter schien sich das Schicksal zu gestalten, als wegen der augenblicklichen Ungnade des Königs die kirchlichen Vorgesetzten sich seiner Bitte um Versetzung auf eine einträglichere Pfarrei verschlossen. Durch diese Härte und Unzugänglichkeit seiner Vorgesetzten sei er in ernste Sorge gekommen, schreibt Pahl, „wiewohl ich aus sicheren Quellen erfahren hatte, daß der König, der bekanntlich ebenso leicht vergessen, als die Macht seiner Ungnade fühlen lassen konnte, mir schon längst verziehen hatte."

Im Jahr 1814 erhielt Pahl auch wirklich die gut dotierte Pfarrei Vichberg in der Diöcese Gaildorf. Seinem gemäßigten Liberalismus gab der unermüdliche Schriftsteller Ausdruck in der von 1820 ab erscheinenden „Neuen Nationalchronik der Teutschen". Zum Prälaten im Jahr 1832 ernannt, trat er auch in parlamentarische Thätigkeit ein, eifrig wirksam für Volksaufklärung und von seinem rationalistischen Standpunkt auch das Kirchenrecht behandelnd.

Pahl starb in Stuttgart den 18. April 1839. Noch kurz vor seinem Tode vollendete er seine Geschichte von Württemberg und hinterließ noch im Manuskript die „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und meiner Zeit", welche einen wertvollen Beitrag zur Zeitgeschichte und zur Kenntnis eines an klaren Beobachtungen und edlen Bestrebungen reichen Lebens bilden.

(Allg. deutsche Biographie; Pahl, Denkwürdigkeiten.)

Dritter Abschnitt.

Die Aufrichtung des Königtums.

Das alte Herzogtum Württemberg, in einer gewissen Selbstgenügsamkeit für sich abgeschlossen, barg in sich wohl den Keim und die Anlage zu einem Staate vermöge seiner natürlichen Überlegenheit über die staatlichen Existenzen rings herum, seiner Anziehungskraft auf die kleineren Körper. Die Aussicht, ein wirklicher Staat zu werden, hatte sich wesentlich vermehrt. Die Kraft und Natur des Staats war es allein, was bisher fehlte. Jetzt kam mit Friedrich der entschiedene Wille hinzu, ein wirklicher Staat werden zu wollen. Die Kraft war durch den erhaltenen Zuschuß gewachsen; auch die Natur des Staats, des einheitlichen Staats, teils allmählich im Kampfe mit den altkonservativen Elementen hergestellt, teils mit einem einzigen Ruck fertig gebracht.

Durch einen einzigen, vielfach gewaltsamen Wandel in Neuwürttemberg. Wunderlich zerteilt und auseinander gereckt erscheinen die neuen Landesteile; aus den allerverschiedensten Lebensbedingungen herausgerissen; jetzt als unmittelbar dem Herzog unterstellte Provinz durch eine einheitliche Regierung verbunden. Sitz der Zentralbehörden in Ellwangen, als der Residenz des dirigierenden Ministers mit den Landeskollegien, den höchsten richterlichen und Verwaltungsbehörden. Einteilung des ganzen Gebiets in drei Landvogteien: Ellwangen, Heilbronn, Rottweil. — Für die neue Regierung lag weder die Pflicht noch die Möglichkeit vor, die überkommenen, des Konservierens gänzlich unwerten, Zustände des vielgliedrigen Territoriums zu berücksichtigen. Das neue Land mochte zunächst als ein Versuchsfeld für die aufgeklärten Regierungsprinzipien des Herzogs gelten. Der Erfolg war, daß schon nach wenigen Jahren

auch dem Altwürttemberger in die Augen springen mußte, wie rasch das neue Land die Armseligkeit des vormaligen Zustandes abgestreift, wie es auf den allermeisten Lebensgebieten einen Vorsprung vor dem alten Herzogtum gewonnen habe.

Das war aber alles unter gewaltsamen Schritten vor sich gegangen, ohne daß ein Übergang bewilligt worden wäre. Ein solch versöhnender Übergang wäre wohl möglich gewesen, wenn man ein einheitliches Gebiet vor sich gehabt hätte; allein so wie die Sache lag, wären, um allen gerecht zu werden, zu viele Übergangszustände nötig gewesen. In der Plötzlichkeit der Neuordnung lag die Härte. Auch in der gegenseitigen Unbekanntschaft mit einander. Denn für den scharf abgegrenzten württembergischen Gesichtskreis war auch die nächste Nachbarschaft Fremde und Ausland geblieben[1]). — Von heute auf morgen mußte das sanfte Regiment des Krummstabs und die der freien Bewegung des Lebens einen offenen Spielraum gestattende reichsstädtische Verwaltung notwendig durch ein nach allgemeinen Gesetzen und festen Normen verfahrendes Regierungssystem ersetzt werden.

Dabei war es natürlich, daß man die Persönlichkeiten und die einzelnen Verhältnisse nicht so, wie dies bisher geschehen war, berücksichtigte; daß in dem unvermeidlich gewordenen Nivellierungs- und Konzentrationswerk viele bequeme oder lieb gewordene Herkömmlichkeiten teils umgestürzt, teils schmerzhaft berührt wurden. In Aufrechterhaltung der Gesetze und polizeilichen Ordnungen ging man mit bisher nie gekannter Strenge vor; bei den größeren Bedürfnissen wurden auch größere Ansprüche an die Kräfte der Unterthanen gemacht.

In der Gesellschaft bildeten sich sofort zwei Parteien, die in schroffen Gegensätzen einander gegenüber standen, die Alt- und die Neuwürttemberger. Diese letzteren betrachteten sich als die Vernachlässigten und die Unterdrückten, jene als die Eroberer und Beherrscher des Landes. Dadurch kam Mißtrauen und Spannung in alle öffentlichen Zirkel; überdies gewann der Geist des gesellschaftlichen Lebens durch den steifen und feierlichen Stuttgarter Kanzleiton und durch das breite altwürttembergische Deutsch, das damals selbst noch Männer des ersten Rangs, mit absichtlich scheinender Vernachlässigung des Bessern, zu sprechen gewohnt waren, nicht an Veredlung. —

Ein neuer Keim der Zwietracht lag in den finstern, unduldsamen Begriffen, welche die Ankömmlinge von der katholischen Religion

[1]) Pahl, Denkwürdigkeiten ꝛc. S. 209.

und ihren Bekennern aus dem alten Lande mitgebracht hatten. Es geschah erstmals, daß katholische Bevölkerungen von einigem Umfange unter die Herrschaft der württembergischen Regenten traten. Herzog Friedrich ordnete die Dinge in liberalem Geiste durch das Religionsedikt vom 14. Februar 1803. Den Bewohnern der neuen Lande war darin ihre bisherige Religionsübung und den Gemeinden der ungestörte Besitz und Genuß ihrer Kirchen- und Schulfonds gesichert. Auch wurde verfügt, daß keinem einer christlichen Konfession Angehörenden die Aufnahme in das Land und in das Bürgerrecht eines jeden Orts verweigert werden dürfe, daß bei Besetzung herrschaftlicher Ämter die Religion keinen bestimmenden Einfluß haben dürfe. Derartige Anordnungen waren geeignet, die anfänglichen Reibungen zu heben.

Weitere Schmerzen aber traten an die Öffentlichkeit über das Gebahren der neuen Behörden in der Verwaltung. Ein ganzes Heer von württembergischen Schreibern habe sich eingelagert, großenteils Menschen von plumpen Sitten und insolentem Benehmen im Geschäft wie im Leben. Durch diese seien jetzt in der Stiftungs- und Gemeindeadministration, in den Handlungen der freiwilligen Gerichtsbarkeit, in dem Teilungs- und Konkursverfahren dieselben unbehilflichen und kostspieligen Formen, welche dem alten Lande längst zu einem an dem Vermögen der Bürger fressenden Krebs geworden, eingeführt; in der Weise der Verwaltung und in ihren Entscheidungen werde unverhüllt kund gegeben, wie viel sich eine über jedem Gesetz stehende Verwaltung gestatten dürfe.

So erntete zunächst die Regierung noch wenig Dank; auch nicht für das entschieden Gute und Löbliche, das sie beabsichtigte oder ausführte. Der Grund aber zu gemeinsamem Fortschritt für die Zukunft war gelegt. Für jetzt brachten noch gedankenlose Angewöhnung und Vorurteil ihre Klagen an die Öffentlichkeit.

In provisorischer Weise war schon im Laufe des Jahres 1802 die Besitzergreifung der zur Entschädigung bestimmten Städte und Landesteile vor sich gegangen, so daß mit der Organisation der Verwaltung sogleich der Anfang gemacht werden konnte. Die Huldigung Neuwürttembergs fand erst im Sommer 1803 statt.

Zu dem Ende war verfügt:

Wir Friedrich der Zweite, von Gottes Gnaden Herzog von Württemberg, des heiligen Römischen Reichs Erzpanner und Kurfürst, Herzog von Teck, Landgraf von Tübingen, Fürst zu Ellwangen und Zwiefalten, Herr zu Heidenheim, Rottweil, Heilbronn, Hall ꝛc. entbieten allen Unseren

lieben und getreuen Unterthanen in den Uns zugefallenen Entschädigungslanden Unsern gnädigen Gruß und fügen ihnen hiemit zu wissen:

Nachdem Wir entschlossen sind, Uns von Unsern Unterthanen in den — kraft des Hauptschlusses der außerordentlichen Reichsdeputation und dessen von Seiner Römisch Kaiserlichen Majestät und dem Reich erfolgten Sanktionierung — Uns zugeteilten Entschädigungslanden den Eid der Treue und Unterthänigkeit schwören zu lassen: so haben wir zur Vornahme dieser Handlung für die Landvogtei Ellwangen den 22. des nächsten Monats Juli, für die Landvogtei Heilbronn den 29. eben dieses Monats und für die Landvogtei Rottweil den 4. des darauf folgenden Monats August als Termin festgesetzt.

In den Landvogteistädten Ellwangen und Heilbronn gedenken Wir Selbst in Person den Huldigungseid zu empfangen, für Rottweil aber haben wir Unseren dirigierenden Staatsminister und Ritter Unseres großen Ordens, Freiherrn Normann v. Ehrenfels, zu Unserem Bevollmächtigten ernannt ꝛc. ꝛc.

Gegeben in Unserer Residenzstadt Ludwigsburg den 25. Juni 1803.

Friedrich.

Graf v. Wintzingerode.

Über den Vorgang der Huldigung selbst lautet der Bericht aus Ellwangen: „Schon mittags 11 Uhr am 21. Juli kamen Se. Durchl. der Herr Kurfürst in Ellwangen an. Vor der Stadt empfingen Höchstdenselben die Schulkinder beiderlei Geschlechts; sie überreichten Blumenkränze unter Absingung eines passenden Lieds. In der Stadt standen die Bürger auf beiden Seiten und derselben Söhne paradierten unter dem Gewehr. An dem Schloß stiegen Se. Durchl. ab, wo Sie an der Treppe der Staatsminister v. Normann als Präsident samt allen Dikasterien, den ehevorigen Kapitularen und übrigen Honoratioren empfingen; hierauf war Tafel für den Adel bei Hofe.

„Den 22. Juli vormittags 9 Uhr fuhren Se. Kurfürstl. Durchl. vom Schloß herab; Sie stiegen vor dem Thore bei dem Gräflich Beroldingischen Hause ab, bestiegen alsdann den äußerst kostbaren Gallawagen und fuhren unter Vortretung sämtlicher Dikasterien, des Magistrats und der anwesenden Hofchargen zu dem Kanzleigebäude, wo Höchstdieselben sich auf die auf das Zierlichste gebaute Tribüne begaben und unter derselben sich in einen Lehnstuhl setzten. Minister v. Normann hielt an das versammelte Volk, wie auch an die Individuen aus Stadt und Amt Ell-

wangen und die Deputierten von Aalen, Gmünd, Giengen, Hall, Komburg und Amt Nördlingen eine passende Anrede, las ihnen die Eidesformel der Huldigung vor, welche sie sämtlich laut beschwuren.

„Nach diesem gingen Se. Kurfürstl. Durchl. in die Stiftspfarrkirche, wo der ehevorige Stiftsdechant Fürst v. Hohenlohe ein feierliches Hochamt hielt, welchem Se. Kurfürstl. Durchl. unter dem in dem Chor angebrachten Baldachin mit aller Andacht beiwohnten. Der Zug ging alsdann wieder in das Gräflich Beroldingische Haus, wo Se. Kurfürstl. Durchl. in einen anderen Wagen stiegen und in das Schloß fuhren. Mittags waren große Tafeln, sowohl für den Adel als für die Kurfürstlichen Räte. Abends war Illumination. Se. Kurfürstl. Durchl. fuhren abends 10 Uhr Selbst noch in die Stadt, um diese Beleuchtungen zu sehen und wurden in allen Straßen mit einem frohlockenden: Vivat Friedrich! empfangen und bis auf den Berg zurück begleitet.

„Den 23. früh 7 Uhr ritten Se. Kurfürstl. Durchl. mit Ihren Flügeladjutanten in die Stadt, um über das auf dem Paradeplatz versammelte Bataillon Kurprinz Revue zu halten. Sie sahen die Kanzleigebäude ein und ließen sich jedes Mitglied der Kanzlei durch den Chef präsentieren."

„Um 10 Uhr wurde der Erbpanner Graf von Zeppelin feierlich mit dem Erbamt belehnt. Alsdann geschah dieser Akt an dem Minister Freiherrn v. Normann wegen des Guts Ehrenfels und Maßholderbuch und endlich wurde der mit dem Erbpanneramt belehnte Zeppelin mit dem Gut Aschhausen und Buchhof belehnt.

„Nachmittags 5 Uhr wurde ein ländliches Hochzeitsfest veranstaltet. Es kamen nämlich zwei Partien Bauern zur Hochzeit, die mitten im Schloßhof eine Eiche pflanzten und einen Stein eingruben mit der Inschrift: Friedrichseiche. Alsdann kamen Bauernjungen und Mädchen in den verschiedenen Kleidungen der Landvogtei Ellwangen und brachten Sr. Kurfürstl. Durchl. von den verschiedenen rohen und verarbeiteten Landeserzeugnissen Geschenke, z. B. ein Lamm, ein Kalb, ein Pferdefüllen, Flachs, Wolle, eine Musterkarte von verschiedenen in der Landvogtei verfertigten Wollenzeugen, ein Riß Papier, Giengener Wasser, Hallisches Salz in Zuckerhutformen, ein Kästchen mit Ellwanger Eisenstufen, Quarz, Schwefelkies, Steinkohlen 2c.

„Se. Kurfürstl. Durchl. saßen in einer von Laub und Reisig im Schloßhof aufgeführten Tribüne; neben Ihnen die regierende Fürstin von Öttingen-Öttingen und Spielberg und ihre beiden Prinzen mit anderen Fremden. Sämtliche vom Adel und die Räte und Kanzleiverwandten stunden um Höchstdieselben herum nebst vielen anderen Zuschauern.

„Se. Kurfürstl. Durchl. beehrten den anwesenden Erbprinzen von Öttingen und den Domdechant und Statthalter Fürsten von Hohenlohe mit dem großen Württembergischen Orden. — Abends war maskierter Ball für alle Honoratioren, wobei alle mögliche kalte Speisen und vortreffliche Weine, Punsch u. s. f. im Überfluß vorhanden waren; er dauerte bis in die Frühe 4 Uhr.

„Den 25. war Tafel für den Adel und nachmittags fuhren Se. Kurfürstl. Durchl. auf den Schönenberg spazieren. Den 26. speisten Höchstdieselben auf dem Schloßwall und fuhren nachmittags 1 Uhr, von tausend Segenswünschen begleitet, nach Hall ab. Unter den anwesenden Fremden war auch der Fürst von Hohenlohe-Kirchberg mit seinem Prinzen und der Abgeordnete der Fürstin von Wallerstein, Oberstallmeister v. Falkenstein.

„Am 25. Juli marschierten von Ellwangen von dem Bataillon Kurprinz drei Kompagnien ab, zwei nach Rottweil und eine nach Reutlingen, um dort in Garnison zu bleiben, so daß nur noch zwei Kompagnien mit dem Stab des Bataillons in Ellwangen bleiben."

Wiederholt verweilte Friedrich längere Zeit in den wichtigsten Plätzen der neuen Lande. Namentlich an Ellwangen und seiner Umgebung fand er Gefallen. Auf das peinlichste verfolgte er den Gang der Geschäfte bei der Regierung, Verwaltung, bei den Gerichten. Bis ins kleinste pflegte er die Beamten zu beaufsichtigen; die Lässigen spornte er an oder zog sie zur Strafe; fähige Köpfe zeichnete er vor den anderen aus. Besondere Sorgfalt wandte er dem Forstwesen zu, dem Straßenbau, der Landwirtschaft. Das Räuchern der Weinberge zum Schutz gegen Frostschaden wurde in Erinnerung gebracht; das Pflanzen von Obstbäumen. Dem Neuwürttemberger war bis daher das Einfassen der Straßen durch Obstbäume etwas Fremdes gewesen; man gab sich nicht gerne mit fruchttragenden Bäumen ab; durch die Rauhheit der Gegend suchte man sich vielfach auszureden. — Mit Gewalt mußten die Leute zum Pflanzen angehalten werden. In der Verstimmung darüber kamen arge Beschädigungen vor. Gegen jeden Baumschänder gehen die Verordnungen des Kurfürsten vom Sept. 1805 auf das strengste vor:

Ein vorzüglicher Gegenstand landesväterlicher Vorsorge seit dem Antritt der Regierung der neuwürttembergischen Lande sei die Beförderung der Obstbaumzucht, die Bepflanzung der Landstraßen gewesen. Gerechter Unwille aber rege sich gegen solche frevelhafte Menschen, welche zum Schaden ihrer Mitbürger darauf ausgehen, an den gepflanzten Bäumen Verderben anzurichten und die kaum angefangene Obstkultur dadurch wieder zu zerstören. — Der Kurfürst verfügte daher:

1. Wer auf öffentlichen Straßen, in öffentlichen Gärten und Alleen, auf Feldern u. s. f. auch nur Einen tragbaren Baum aus Bosheit und Schadenfreude abschneidet, abbricht, abhaut, abschälet oder sonsten beschädiget, und des Verbrechens überführt ist, wird zu einer einjährigen Festungsarbeit verurteilt.
2. Wer dergleichen mutwilligen Frevel an mehreren jungen oder tragbaren Bäumen verübt, somit einen sehr beträchtlichen Schaden dadurch zufügt, hat eine einjährige Zuchthausstrafe mit Willkomm und Abschied zu gewärtigen und wird, neben dem Schadenersatz, vor der Abführung ins Zuchthaus, durch den Stadt- oder Amtsknecht, an einem Wochenmarkt oder vor der Kirche, mit einem auf die Brust gehefteten Zettel: „Baumschänder" eine Stunde lang öffentlich ausgestellt.

So legte der Kurfürst, sorgsam und streng zugleich, den Grund zu künftiger Wohlfahrt in den neuen Landen. Die Gesetze gingen allermeist von ihm selbst aus; mit den Juristen war Friedrich durchaus nicht immer einverstanden. Bei einer Gelegenheit[1]), wo es sich um Leben und Tod handelte, rief er aus: „So seid ihr Herrn Juristen; wenn ich glaube, jemand habe den Tod verdient, so sagt ihr: Nein! Wenn ihr aber jemand zum Tode verurteilt, so sagt mein Inneres gewöhnlich Nein." —

Indessen nahmen auch die Vorgänge im alten Herzogtum die Aufmerksamkeit des Landesherrn fortgesetzt in Anspruch. Altwürttemberg war ja groß gewachsen im fortwährenden Kampf um seine Verfassung, oder vielmehr die wenigen Familien und die Beamtenkreise, welche sich gut standen bei einer besonderen Regierung neben dem Herzog, zeigten wiederum die Kampfeslust und zähe Widerstandsfähigkeit, welche sie seither ausgezeichnet hatte. Das Volk selbst nahm höchst unbedeutenden Anteil an dem Hin- und Herwogen des alten Streits. Aber der Ausschuß des Landtags klagte, wie zuvor, über allerlei Lasten, über die Aushebungen; Neuwürttemberg müsse dem alten Lande einverleibt werden; nicht allein für den Regenten sei es erworben worden.

Der Kurfürst dagegen: die verloren gegangenen Lande jenseits des Rheins seien unmittelbar unter dem Herzog gestanden; eine gleiche Stellung komme jetzt auch den Ländern zu, welche als Ersatz für das Verlorene anzusehen seien; er fordere Rechenschaft für die ohne seinen Willen und ohne sein Vorwissen verwendeten Landesgelder. Dann und wann schien es, als bahne sich eine Annäherung an, aber die eigenmächtigen Ver-

[1]) Dizinger, Denkwürdigkeiten ꝛc. S. 218.

handlungen der Stände mit den fremden Mächten hatten doch eine zu tiefe Kluft geschaffen.

Mit dem Beginn des Jahres 1804 hatte der Kurfürst einen neuen allgemeinen Landtag einberufen, um in gemeinschaftlichem Zusammenwirken Mittel für die Abtragung der noch nicht getilgten Kriegsschulden zu finden. Einer gütlichen Ausgleichung standen die alten Widersprüche entgegen. Endlich setzte der Kurfürst eine aus Regierungsräten bestehende Kommission nieder, um das Benehmen einer Anzahl von Abgeordneten und Beamten zu untersuchen wegen verschiedener Geschäfte und Versendungen, wegen geheimer Verwendung von Geldern[1]). Noch besonders erklärte Friedrich, wie er sich nicht durch die Annahme irre machen lassen werde, als ob eine an sich ihrer ganzen Natur nach höchst strafbare Sache eine landschaftliche Angelegenheit sei und hier durch irgend einen Amtseid eine Verschwiegenheit bei angeordneten landesherrlichen Befragungen zur Pflicht gemacht werden könne. Er fordere übrigens den Landtag auf, sich bei den Verhandlungen, um sich Einblick zu verschaffen, durch einige Mitglieder vertreten zu lassen.

Der Landtag verweigerte eine derartige Vertretung und suchte sich wegen der Geldverwendungen zu rechtfertigen. Dieser Erklärung folgte die Auflösung auf dem Fuße nach, während der größere Ausschuß versammelt blieb. Im August 1804 brachte derselbe eine Anzahl von Landesbeschwerden an den Kurfürsten, worauf dieser sich dahin äußerte: kraft der ihm zustehenden obersten Aufsicht über die Verwaltung der Landesgelder könne er diese für die Zukunft nicht in den Händen derjenigen lassen, die durch verfassungswidrige einseitige und weit aussehende Verwendung von Landesgeldern und Landeskredit, gegen den bestimmten Inhalt der Landesgesetze, ja sogar gegen ein ausdrückliches landesherrliches Spezialverbot ihre konstitutionsmäßigen Befugnisse und Pflichten in einem so hohen Grade überschritten hätten und die Handlungsweise vor dem vermöge seiner höchsten Oberaufsicht und Gerichtsbarkeit untersuchenden Landesherrn zu verheimlichen gesucht hätten. Durch eine Verschwiegenheitsverbindung verbergen sie ihre Kassenadministration entgegen ihren Unterthanenpflichten und Amtsverbindlichkeiten.

Gegen die oligarchische Clique, welche der Kurfürst als Verschwiegenheitsverbindung bezeichnete, gegen die geheime Verwaltung der Landeskasse, gegen die Fortführung besonderer äußerer Politik wurde unausgesetzt angekämpft.

---

[1]) Dizinger, Denkwürdigkeiten ꝛc. S. 75.

Zu vollständiger Regelung der schwebenden Fragen wollte der Kurfürst jedoch nochmals mit einem andern Landtag zu Ende des Jahrs 1804 einen Versuch machen. Noch war die äußere Lage ruhig und ziemlich ungestört, noch ließ sich hoffen, daß man zu einem Abschluß kommen werde, ehe unerwartete neue Ereignisse die Aufmerksamkeit in andere Richtung ziehen. — Der neue Landtag trat zusammen; um die Versöhnung anzubahnen, wurden die Verdächtigen in Freiheit gesetzt. Wegen der Besteurung aber traten die Parteien sofort wieder auseinander. Die Selbstbesteurung sei es, welche von jeher dem württembergischen Unterthanen als ein heiliges Recht teuer gewesen sei. Der Kurfürst seinerseits gab eine Erklärung ab, worin er sein Vorgehen mit dem Drang der Verhältnisse motivierte. Schließlich gab der Landtag seine Zustimmung.

Endlich ließ sich zu Anfang des Jahrs 1805 auch der Reichshofrat vernehmen, indem er seine Bedenken darüber aussprach, wie der Kurfürst die Untersuchung wegen Verwendung der Landesgelder geführt. Diese Erklärung mußte auf Friedrich gerade jetzt einen tiefen Eindruck machen. Dennoch fuhr er mit versöhnlichen Schritten dem Landtag gegenüber fort. Nachdem die allgemeine Versammlung entlassen war und nur ein verstärkter landschaftlicher Ausschuß zurückgeblieben, setzte der Kurfürst am 4. März 1805 eine gemeinschaftliche Deputation zusammen, aus drei Mitgliedern der Regierung und einigen Abgeordneten des Landtags bestehend. Als deren Aufgabe war bezeichnet: Berichtigung des Kriegsschadens und Ausgleich der anderen Landesangelegenheiten.

Während hier der Kampf um die alte Verfassung in den letzten Zügen lag, während man sich abmühte, noch einmal die alte stille Haushaltung zusammenzuflicken, wurden aller Augen auf die Außenwelt gelenkt. Bedrohlicher Lärm schallte herüber aus dem Lande des Kaisers der Franzosen und von der Donau herauf. Alle Welt hatte das Gefühl, daß es sich darum handle, unter ein schützendes Dach flüchten zu können; entweder unter den Schutz vollständiger Neutralität oder unter die Fittige einer starken Armee.

Unvollkommene Bruchstücke waren es ja doch nur, welche übrig geblieben von dem heiligen römischen Reich deutscher Nation nach dem Frieden von Luneville und nach den Beschlüssen zu Regensburg. Die Revolution aller öffentlichen Verhältnisse, welche zur Teilung des Reichs geführt, hatte thatsächlich auch seinen Untergang schon begründet. Die einzelnen Staaten sahen sich in die Notlage versetzt, neue völkerrechtliche Verbindungen für sich aufsuchen zu müssen. Der einheitliche Gedanke, der einigermaßen noch zusammenhaltend gewirkt hatte, war verloren gegangen; jedes Fürstenhaus stand für sich allein.

Als sich die Völker, nach so vielen Drangsalen, beglückwünscht hatten beim Abschluß des Friedens von Luneville, gab man sich fast allgemein dem Wahne hin, als könne man sich mit den neu geordneten Zuständen und mit den noch weiter zu ordnenden einer ruhigen, gesicherten Zukunft überlassen. Man begann zu verschmerzen, man begann neu zu schaffen; ja der alte Reichstag in Regensburg nahm wieder seine schläfrigen Geschäfte vor, als wäre nichts geschehen. Rußland und England hatten Frieden geschlossen. — Alle Plane aber warf der rastlose, menschenverachtende Gewalthaber in Paris über den Haufen.

Die Worte, welche der Kaiserkrönung Napoleons im Mai 1804 folgten, eröffneten einen weiten Ausblick in die Zukunft. Sie zeigten als Ziel ein Kaisertum des Abendlandes, weltumfassend, wie es seither vergebens erstrebt worden von den römisch-deutschen Kaisern, von Ludwig XIV.; auf Karl den Großen und sein Reich als den Vorläufer Napoleons wurde bei jeder Gelegenheit mit Ostentation hingewiesen. Auf den Boden Italiens griff der Diktator hinüber nach dem Glanze der Cäsaren und im Herbst 1804 hielt er seinen Triumphzug auf dem linken Rheinufer durch die Städte und Plätze, in denen die Romantik deutscher Kaisergröße nachdämmerte. In Mainz machte Napoleon Halt, um die Huldigungen und Begrüßungen der Nachbarschaft zu empfangen. Die Fürsten Süddeutschlands erschienen hier in Person, wie der Kurfürst von Baden, oder ließen sich durch Abgesandte vertreten, wie dies von seiten Württembergs geschah. —

Unter den Gegnern Napoleons war keiner heißblütiger, keiner so hastigen, unruhigen Geistes, als der junge Kaiser von Rußland, Alexander I., der, empört über die zahllosen Rücksichtslosigkeiten und Herausforderungen des neuen Imperators, die Koalition gegen ihn zum Handeln anspornte. Romantischen Eindrücken mehr zugänglich als den Gängen einer kühlen, abwägenden Politik, war der junge Alexander wohl kaum geeignet für die Leitung systematisch sich entwickelnder Kräfte. England, zunächst von Napoleon bedroht, ließ sich sofort zu neuem Bunde bereit finden; auch Östreich schloß sich an. — Es war ganz klar, daß, wenn die Geschicke Europas zum Austrag kommen sollten, ein wichtiger Teil des Kriegsschauplatzes auf den Gebieten von Bayern, Württemberg, Baden liegen werde. Dieser Länder, ihrer festen Plätze, ihrer Truppen sich zu versichern, mußte daher als nächste Aufgabe jedes der beiden Teile erscheinen.

Östreich hatte das Geheimnis über die neue Koalition, über die Absichten, über den Zeitpunkt des Losschlagens bestens gewahrt. Ohne neue Geister zu Hilfe zu rufen, suchte es sein Heil nochmals in den alten,

längst verbrauchten Mitteln; da und dort stellte Österreich eine neue Persönlichkeit in den Vordergrund, wie um eine Probe zu machen; der rechte Ernst trat noch lange nicht zu Tage.

Neutral konnten die *süd westdeutschen Staaten* nicht bleiben; die Schwäche der eigenen Kriegsmittel erlaubte den Fürsten nicht, ihre Länder irgend einem der großen Heere zu verschließen. — Die Österreicher sammelten sich am Inn; am 8. Sept. 1805 wurde dieser Fluß von ihnen überschritten; am 14. Sept. marschierten sie in München ein. Napoleon seinerseits war von dem unsicheren Unternehmen auf England abgestanden und setzte von der Küste bei Boulogne aus seine Kolonnen gegen den mittleren Rhein in Bewegung. Langsam rückten die Österreicher vor, mit wunderbarer Schnelligkeit nahten sich die französischen Spitzen.

Die Bedeutung der drei süddeutschen Hauptländer war für Frankreich im letzten Jahrzehnt wesentlich gestiegen. Baden, als das zunächst bedrohte, ließ sich auch zunächst bereit finden, sich an Napoleon anzuschließen. Bayern hatte von jeher mit Mißtrauen auf Österreich geblickt; von dorther war kein Entgegenkommen zu erwarten; die im September eröffneten Unterhandlungen mit Bayern ließen nicht viel guten Willen und Geschicklichkeit von seiten Österreichs durchblicken. In einem Schreiben vom 8. Sept. bat der Kurfürst Max Joseph flehentlich um die Gewährung von Neutralität. Zugleich reiste er nach Würzburg ab und setzte seine Truppen dorthin in Bewegung, nach der Richtung, aus welcher in aller Bälde Bernadotte mit seiner Armee anrücken mußte.

Auch mit *Württemberg* waren im Anfang September von seiten *Österreichs* die *Unterhandlungen* eröffnet worden. Die Lage war eine peinliche für Württemberg geworden zwischen den zwei Nachbarstaaten, welche entschieden auf die Seite Napoleons neigten. Von Österreich[1]) hatte Kurfürst Friedrich, der alte Bundesgenosse, nicht die leiseste Andeutung über den bevorstehenden Krieg erhalten. Erst im Anfang September stellte der österreichische Geschäftsträger in Stuttgart, v. Schraut, in schroffer Weise die Frage, ob Württemberg wirklich gewillt sei, seine Truppen Napoleon zur Verfügung zu stellen. Auf die von Württemberg in Regensburg gestellte Gegenfrage, welche Absicht Österreich in Süddeutschland habe, erfolgte auch jetzt keine Antwort, bis endlich Ende September, nachdem die französischen Truppen den Rhein schon überschritten hatten, ein österreichischer Abgesandter, Herr v. Steinherr, dem Kurfürsten erklärte: der Kaiser sei augenblicklich nicht in der

[1]) *Perthes*, Politische Zustände und Personen ꝛc. II. 240.

Lage, Württemberg zu schützen und müsse es dem Kurfürsten anheimgeben, die angemessenen Maßregeln für des Landes Beste zu treffen.

Friedrich hatte durch sein festes Verharren bei der Sache Östreichs in guten wie in schlimmen Tagen seither bewiesen, wie sehr ein Bündnis mit einer auswärtigen Macht gegen den Kaiser seinen Gefühlen von Pflicht und Ehre zuwider sei. Sicher wäre es ihm recht lieb gewesen, wenn die Östreicher in nächster Nähe zu erwarten standen, wenn die Ankunft eines östreichischen Marschalls oder eines Erzherzogs in Ludwigsburg in Aussicht war. —

In den letzten Tagen des September fand zu Ludwigsburg die Hochzeit des Prinzen Paul, zweiten Sohns des Kurfürsten, mit der Tochter des Herzogs von Hildburghausen statt. Die Festlichkeiten am 30. Sept. in Monrepos wurden schon mitten unter den Vorposten begangen[1]). Am folgenden Tage, am 1. Okt., war nichts als Himmel und Franzosen zu sehen, wie Wolzogen erzählt. Schon am 30. Sept. rückte Ney in Stuttgart ein; um die Residenz Ludwigsburg marschierten die Abteilungen herum. Für den 2. Oktober stand die Ankunft Napoleons in Aussicht. Er traf in der That an diesem Tage nachts 11 Uhr in Ludwigsburg im Residenzschloß ein. Ein Teil seiner Garde kurze Zeit vor ihm.

Am andern Tage, den 3. Okt., hatte Napoleon mit Friedrich eine vier- bis fünfstündige Konferenz bei verschlossenen Thüren. Der Mann mit dem rastlosen Ehrgeiz, in dem die französische Tendenz sich verkörperte, stand nunmehr dem seither treuesten Bundesgenossen Östreichs gegenüber, dem deutschen Fürsten, der für den geistvollsten, stolzesten und charakterfestesten galt.

Endlich verließ der Kurfürst ganz erschöpft die Zimmer Napoleons und versicherte seine Umgebung sogleich: daß ihm seit Friedrich dem Großen niemand von solcher Beredsamkeit vorgekommen sei, und daß der Kaiser sonderbar genug auch ungefähr dieselbe tournure d'esprit, wie der große Friedrich, habe. — Napoleon hatte dem Kurfürsten die Unmöglichkeit aus einander gesetzt, neutral zu bleiben, wie er es im Sinn gehabt; bei großen Weltbegebenheiten müsse jedermann Partei ergreifen; er — der Kurfürst — sei offenbar berechtigt, eine andere Rolle zu spielen zum Besten seines ganzen Volkes und Landes. — „Wenn ich mich dem Kaiser widersetzt hätte, sprach einige Tage später der Kurfürst aus, so würde mein Land als eroberte Provinz behandelt, meine Staaten würden

[1]) v. Wolzogen, Memoiren. Leipzig 1851. S. 23.

zertrümmert worden sein und mein Haus müßte von der Barmherzigkeit fremder Höfe leben."

Kurfürst Friedrich war Napoleons Alliierter von jenen bedeutsamen Stunden an. Seinem Charakter getreu hatte Friedrich bis daher fest an Östreich gehalten; was er war nach eigener Wahl oder was er sein mußte durch den Zwang der Umstände, das wollte er ganz und vollständig sein. So schloß er sich jetzt rückhaltslos an Napoleon an und das um so inniger, je mehr der Glaube an die Unüberwindlichkeit des Mannes durch die augenblicklich folgenden Ereignisse sich festsetzte und erweiterte, je mehr man seinen beinahe prophetischen Blick in die Zukunft pries, je mehr seine Überlegenheit über die allermeisten Gemüter sich geltend machte.

Vorerst hatte Östreich einmal den diplomatischen Feldzug verloren durch Unachtsamkeit und Gleichgiltigkeit. Man schien sich ganz auf Rußland verlassen zu wollen. —

Die Machtsphäre Östreichs war seit einem Jahrzehnt in eigentümlicher Weise gegen Osten hin zurückgegangen. Erst standen noch die Vormauern in den Niederlanden und in Oberitalien. Um sie war zunächst gekämpft worden. Dann kam die Linie des Rheins mit Vorderöstreich und den süddeutschen Ländern. Halb war diese verloren im Frieden von Luneville. Jetzt war sie gänzlich preisgegeben. Die Verteidigungslinie wich mehr und mehr zurück an die Iller, an den Lech, an den Inn.

Napoleon schien sich ganz behaglich in Ludwigsburg zu fühlen; er wird in jenen Tagen als besonders gewinnend und für sich einnehmend geschildert. Noch bevor er mit dem Kurfürsten konferiert, verlangte er zur Kurfürstin geführt zu werden. Dies geschah und der Kaiser benahm sich so außerordentlich liebenswürdig gegen sie und wußte so viel zum Lobe der Engländer und namentlich ihrer Litteratur zu sagen, daß dieselbe, als sie sich nach einigen Stunden aus ihren Gemächern zurückzog, voll seines Lobes war.

Noch am 3. Oktober ging von Ludwigsburg die Kriegserklärung an Östreich ab. — In Stuttgart waren indessen die Marschälle Ney, Murat, Lannes mit bedeutenden Massen zu Roß und zu Fuß eingerückt. Paraden und Revuen führten den Schwaben die schönsten kaiserlichen Regimenter vor Augen. Es war ein ungemein buntes Leben, das sich entfaltete. Alles strömte nach kurzer Rast vorwärts auf den Straßen nach Osten den Grenzen Bayerns zu, wo in unzureichenden Schanzen und unvollständig befestigtem Lager bei Ulm die am weitesten vorgeschobene östreichische Armee unter Mack Stellung genommen. Napoleon

hatte Eile; der diplomatische Feldzug war bis daher gewonnen; es galt jetzt für ihn, auch strategischen Vorteil über den Gegner zu erringen. Die Verbündeten einzeln zu schlagen, lag in seinem Plan und dazu bot sich vortreffliche Gelegenheit. Die laue Kriegführung der Österreicher versäumte es, die Kräfte an dem Punkte, auf der Strecke zu sammeln, auf die es vor allem anderen ankam; da war ein Teil der Armee, der andere dort; man wollte an möglichst vielen Orten zugleich sein. Besser konnte es sich Napoleon nicht wünschen. Durch Württemberg rückten seine Kolonnen in der Front gegen die Iller und gegen Ulm besonders. In die rechte strategische Flanke des Feindes und zum Teil in seinen Rücken marschierten Bernadotte und Davoust von Würzburg, Frankfurt, Mannheim her. —

In neuem Glanze als stramme Monarchisten, als kaiserliche Offiziere und Soldaten waren die alten Bekannten kaum wieder zu erkennen. Das Gesindel aus dem Jahre 1796 hatte sich schon merkwürdig verändert im Feldzug 1800; wie umgewandelt aber erschienen jetzt die Kaisersoldaten. Das wilde Wesen von ehemals war verschwunden; man fühlte sich zu sehr; kleine Diebereien und Quälereien kamen kaum noch vor. Lästig fiel dem Lande jetzt vor allem die Wegnahme aller brauchbaren Pferde. Ein Teil der Reiterregimenter war unberitten an der Küste von Boulogne gestanden. Man wartete auf die Schiffe, welche die Armee nach England übersetzen würden; dort sollten die unberittenen Kavalleristen Pferde in Fülle vorfinden. Nach dem Umschlage des Kriegsplans waren die unberittenen Regimenter in die süddeutschen Staaten marschiert, um sich Pferde zu holen.

Was am 3. Oktober bei verschlossenen Thüren verhandelt worden war, wurde am 4. Oktober in einen Allianzvertrag zusammengefaßt. Am gleichen Tage besuchte Napoleon in Begleitung des Prinzen Paul die hervorragenden Punkte in der Umgegend, den Hohenasperg und die Anhöhen von Fellbach, auf denen die östreichische Armee 1796 aufgestellt war. Abends vier Uhr traf der Kaiser unter dem Donner der Kanonen und dem Geläute aller Glocken in Stuttgart ein und stieg in dem kurfürstlichen Schloß ab. Der Kurfürst war mit einem Teil des Hofes vorausgeeilt und empfing den Kaiser. Nachdem dieser ungefähr eine Stunde verweilt hatte, fuhr er in offenem Wagen durch einen Teil der Stadt und nach Ludwigsburg zurück.

Am folgenden Tage ging der Kaiser zur Armee. — Die Mobilmachung im Kurfürstentum ging vor sich nach Maßgabe der im Jahr 1800 gemachten Erfahrungen und der seitdem im Militärwesen eingetretenen Verbesserungen. Dadurch gerade war sie ungemein erleichtert.

Nachdem am 5. Oktober der Kurfürst den Eintritt in die Allianz mit Napoleon bekannt gegeben und dem General v. Seeger das Kommando über die ausmarschierenden Truppen übertragen, hatten die beiden Fußjägerbataillone schon am folgenden Tage nach Schorndorf zu marschieren und sich daselbst an die französischen Truppen anzuschließen. Die äußere Erscheinung der Truppe hatte sich wesentlich geändert. Der ganze Fuhrpark der Bataillone war verschwunden, auch die Wagen für die Zelte. Das Kochgeschirr wird von der Mannschaft selbst getragen. Nur zwei Wagen folgen dem Bataillon: der Stabswagen für Gepäck und der Munitionswagen, während vordem der Troß aus elf Fahrzeugen bestand nebst zwei Bataillonsgeschützen und vier Munitionswagen.

Erstmals rücken Hauptleute und Lieutenants der Infanterie zu Fuß aus; alles ist vereinfacht; eine neue Organisation der Artillerie ist durchgeführt worden.

Im ganzen zählte das in mehreren Kolonnen ausmarschierende Korps etwas über 6000 Mann, die sich am 9. Dezember in Linz vereinigten, um den linken Flügel der Hauptarmee und die Verbindungen zu decken.

Schlag auf Schlag folgten sich die überstürzenden Veränderungen der politischen Lage, wie man sie kaum erwartet hatte, und das eben bildet das Kennzeichen der Zeit des französischen Übergewichts für eine Reihe von Jahren: Sicherheit im Erringen militärischer Erfolge, kundiger Blick im Ausbeuten der geschaffenen Lage, Hastigkeit in allen Organisationen.

Nie hat Napoleon mit rasch auf einander folgenden Nachrichten von glänzenden Siegen, von ungetrübten Erfolgen Europa so sehr überrascht, als in dem Feldzuge, der mit der Schlacht bei Austerlitz am 2. Dezember 1805 sein Ende fand. Ein Gifttropfen war jedem der folgenden Kriegszüge beigemischt. Wohl stand der große Soldatenkaiser nach dem Frieden von Tilsit als Gebieter über noch weitere Länderstrecken da, aber vom Schlachtfeld von Eylau war er kopfschüttelnd und bedenklich weggeritten ob der kleinen Anzahl Gefangener, ob des plötzlich anders gearteten Widerstands. Und der Feldzug von 1809 war von dem neu organisierten Österreich durch seinen Erfolg bei Aspern gekennzeichnet; dazwischen die Kunde von den spanischen Schlachtfeldern und später die entschiedenen Mißerfolge des vom Glücke verwöhnten Mannes gegen die Völker, die sich endlich aufgerafft.

Jetzt, zu Ende des Jahres 1805, war in weniger als zwei Monaten alles entschieden. Staunend hörte Europa auf die Kunde von Ulm, wo ein verdrehter Kopf verblendet in die Schlinge lief; staunend erfuhr man, wie die berühmten österreichischen Regimenter vor dem Manne mit

dem Marmorgesicht defilierten, um die Waffen abzulegen. Mit den endlosen Zügen von Gefangenen, welche auf allen Straßen westwärts zogen, wanderte zugleich die Kunde.

In Wien war man wie gelähmt; man dachte nur noch an die Rettung der Erblande, an die russische Hilfe. Hier in Wien, so wenig wie in Berlin oder in Petersburg, aber war ein lebendiges Bewußtsein von dem Zustand erwacht, dem man entgegenging; man zeigte sich noch stumpf für die Gefühle, die erst durch gemeinschaftliches, allgemeines Unglück geweckt wurden. In vollständiger Teilnahmlosigkeit verharrten die Völker. Und zwar nicht bloß die niederen Klassen; insbesondere auch die höheren und sogenannten besseren Stände. — In Wien hatte man sich seit Jahren an den Gedanken gewöhnt, daß man allerdings die revolutionäre Republik, jetzt das revolutionäre Kaisertum bekämpfen müsse; gehe es aber schief, so könne man sich ja mit der einen oder andern Provinz abfinden; man könne immer die alten teuren Lande retten durch Überlassung eines entlegeneren Stücks an den ländergierigen Fremden. So hatte man es seither gehalten. An den äußersten Ernst der Dinge hatte man nie geglaubt. — Das alles war auch vollständig durchschaut von den klaren Köpfen unter den leitenden Personen in den süddeutschen Staaten. Hätten diese sich zu Östreich geschlagen, so wären ihre Territorien nichts anderes geworden als Geschenke an kaiserliche Marschälle und Günstlinge. —

In Württemberg hatte der vorsorgliche Kriegsherr die ausmarschierten Truppen nicht aus den Augen verloren. Für einen bevorstehenden Winterfeldzug bereitete man alles vor. Die vorhandenen Truppenkörper wurden verstärkt, neue Truppenteile aufgestellt. Die ausmarschierte Division war indessen am 22. Dezember von Linz nach Krems vorgeschoben worden.

Bald nach dem Siege bei Austerlitz verbreitete sich die Nachricht, es sei ein besonderes Abkommen zwischen dem Kaiser und Württemberg getroffen worden. In der That hatte am 12. Dezember der Kurfürst zu Brünn einen Separatvertrag mit dem Kaiser Napoleon abgeschlossen, in welchem die Grundlinien für weitere Gebietsvergrößerung, über Annahme der Königswürde und Souveränität enthalten waren.

Weitere Bestimmungen traf ein Tagesbefehl Napoleons vom 19. Dezember 1805. „Aus dem Hauptquartier Schönbrunn. Große Armee. Generalstab."

„Se. Majestät der Kaiser und König befehlen allen Generalen, welche dero Armeen kommandieren, oder die Gouverneurs von Provinzen und Befehlshaber von Plätzen oder Truppenkolonnen in den durch Ihre

verschiedenen Armeen besetzten Landen sind, — daß sie den Truppen und Bevollmächtigten Ihrer Kurfürstlichen Durchlauchten, der Kurfürsten von Bayern, Württemberg und Baden in der Besitzergreifung, welche sie von den Gütern der bisherigen Reichsritterschaft machen, hilfreiche Hand leisten sollen.

„Se. Majestät der Kaiser haben diesen dreien Churfürsten die volle und gänzliche Souveränität ihrer Staaten garantiert, so daß diese drei Fürsten eben solche Souveräns in ihren Staaten sein sollen, als es der deutsche Kaiser in den östreichischen Erblanden und der König von Preußen in Brandenburg ist. — Der Kaiser gebietet den Befehlshabern der Provinzen in den Staaten des Kaisers von Deutschland, in so weit sie von seinen Armeen besetzt sind, die ausgeschriebenen Kontributionen so schleunig als möglich einzutreiben, und solche Maßregeln zu ergreifen, daß alle Anweisungen, welche denselben von dem Generalzahlmeister zugeschickt worden sind, für Sold und Erfordernisse der Militärkassen innerhalb acht Tagen bezahlt sein werden. — Der Major-General der großen Armee. Berthier."

Längst waren die Unterhandlungen zwischen Napoleon und Kaiser Franz im Gange; am 26. Dezember 1805 kam zu Preßburg der endgültige Friede zu stande, worin für Württemberg wie für Bayern die Königswürde anerkannt war, ohne daß aber die neuen Könige aufhören sollten, Glieder des deutschen Reichs zu sein. In dem Art. 17 dieses Friedens war bestimmt:

„Ihre Majestäten die Könige von Bayern und Württemberg und Se. Durchlaucht der Kurfürst von Baden werden über die ihnen abgetretenen Ländereien sowohl, als über ihre alten Staaten die vollständigste Souveränität und alle Gerechtsame, die damit verbunden und ihnen von Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen und König von Italien garantiert sind, so und auf die nämliche Weise ausüben, wie Se. Majestät der Kaiser von Deutschland und Östreich und Se. Majestät der König von Preußen sie über ihre deutschen Staaten ausüben. — Se. Majestät der Kaiser von Deutschland und Östreich verpflichten sich, sowohl als Chef des Reichs als auch als Mitstand, der Ausübung alles dessen, was besagte ihre Majestäten der König von Bayern und von Württemberg und Se. Durchlaucht der Kurfürst von Baden rücksichtlich dieser ihrer Souveränitätsrechte gethan haben oder erst thun werden, keinerlei Hindernisse in den Weg zu legen." —

Endlich entsagte auch der Kaiser von Deutschland und Östreich allen Souveränitäts- und Lehenrechten und allen und jeden wirklichen oder eventuellen Ansprüchen auf die Staaten der Könige von Bayern und

Württemberg und des Kurfürsten von Baden und überhaupt auf alle in dem bayerischen, schwäbischen und fränkischen Kreise liegenden Staaten, Domänen und Gebiete, sowie auch auf alle auf diesen Domänen und Gebieten haftende Titel.

An Württemberg waren gefallen namhafte Teile des seitherigen vorderösterreichischen Territoriums: die fünf Donaustädte Ehingen, Munderkingen, Riedlingen, Mengen und Saulgau; die Grafschaften Hohenberg und Bondorf; Teile des Breisgaus, Landgrafschaft Nellenburg, Landvogtei Altdorf; die Städte Villingen und Breunlingen; die in und am Lande liegenden Güter des deutschen und des Malteser Ordens und der Reichsritterschaft.

Überall zogen Kommissionen von Dorf zu Dorf und errichteten Hoheitszeichen; vielfach tauschte man da und dort; wie denn gerade Württemberg einen Teil des Breisgaus wieder an Baden überlassen mußte. Württemberg kam so auf beinahe die doppelte Fläche des alten Herzogtums mit etwas mehr als einer Million Einwohner. — Verschwunden war jetzt infolge der Abtretungen das manchmal so bedeutsame Territorium Vorderösterreich; ein Ländergemengsel, das sich von den österreichischen Erblanden, mannigfach ausgezackt und verschlungen, über den Schwarzwald an den Rhein erstreckt hatte. An dies Land Vorderösterreich mußten so notwendig ziemlich alle süddeutschen Gebiete angrenzen; um es abzurunden, hatte sich Österreich von jeher zu unheilvollen Schritten gegen seine Nachbarn, insbesondere gegen Bayern und Württemberg, verleiten lassen und sich vielfach die Stammesgenossen entfremdet. —

Je mehr das württembergische Land zunahm durch neuen Zuwachs, desto größer wurde das Mißverhältnis zwischen Alt- und Neuwürttemberg. Sollte der Landesherr immer wieder an Neuwürttemberg angliedern? Sollte er die unnatürliche Zweiteilung bestehen lassen, das alte Land unter seiner alten Verfassung, die neuen Landesteile, ungünstig verteilt und zertrennt, unter der unmittelbaren Regierung?

Derartige Erwägungen brachten Friedrich wieder auf seine einheitliche Staatsidee, auf Betrachtungen über die weitere Nützlichkeit der altwürttembergischen Verfassung. — So lange das neuwürttembergische Gebiet noch klein war an Flächeninhalt und Volkszahl, ging allenfalls das eigentümliche Nebeneinander noch. Wollte aber der Landesherr vollständig und nach allen Seiten hin gerecht sein, so mußte er den neu Hinzugetretenen auch ihre eigentümlichen Verfassungen lassen so gut wie dem alten Herzogtum. Denn jeder der Angegliederten, namentlich die Reichsstädte und die Vorderösterreicher, brachte eine Verfassung mit oder wenigstens

etwas, das er dafür hielt. So wäre natürlich ein sehr vielgestaltiger Verfassungsstaat geschaffen worden. Ein Unding in den Augen aller Verständigen. Ob auch in den Augen aller dabei Beteiligten? Keineswegs. Denn jeder hielt seine Verfassung, die er eben mitbrachte, für die nützlichste und für die der Konservierung werteste.

Den Staat, an dessen Spitze sich jetzt der neue König fand, hatte er ja nicht überkommen; er hatte ihn erst unter seinen Augen entstehen sehen; er konnte sich als seinen eigentlichen Schöpfer betrachten. So mußte er sich auch für befugt erachten, für diesen seinen Staat einheitliche, gemeinschaftliche Lebensbedingungen zu schaffen. Die alten und die neuen Lande waren notwendig unter gleiche Verhältnisse zu stellen, ehe auf dem freien Boden etwas gedeihliches Neues erstehen konnte.

Seit fast einem Jahrzehnt hatte der Landtag in sehr gefahrvoller Zeit ununterbrochen auch über geringfügige Kleinigkeiten gehadert, auf Mißbräuchen und auf Rechten gleich hartnäckig war er bestanden; zähe hatte er nicht allein das Wesen, sondern auch den Buchstaben der Verträge verfochten und sich dadurch manchen wohlgesinnten und einsichtsvollen Mann entfremdet. Die Unterhandlungen mit Fremden, das Schalten über die geheimen Gelder mußten in vielen Kreisen Empörung hervorrufen. In der schnelllebigen Zeit, unter dem Zwang der Verhältnisse waren die langsamen, zeitraubenden Erwägungen der Ausschüsse rein undenkbar. Ein einziger Wille, eine einheitliche Idee mußte den neuen Staat zusammenwachsen lassen, mußte ihn durch die Stürme der Zeit hindurchführen.

In der letzten Zeit gerade waren Herr und Landtag sich näher gerückt; und doch fühlte Friedrich, der immer offen den Kampf geführt, daß dieser in den Hauptgesichtspunkten wenig Aussichten für einen glücklichen Abschluß bot.

Die Zweiteilung der Macht aber durfte nicht fortdauern, wenn nicht das gedeihliche Fortleben und die Selbsterhaltung des Staats in Frage gestellt werden sollte. So schritt Friedrich im Dienste seines Gedankens von der Einheit des Staatsprinzips zu der Aufhebung der Verfassung im alten Herzogtum.

Den Mitgliedern und Beamten des Landtags ging am 30. Dez. 1805 eine Ankündigung zu, worin ihnen die Auflösung bekannt gemacht wurde; zugleich traten Regierungsbeamte an die großen Geheimnisse des Landtags heran, versiegelten die Archive und nahmen die Kassen in Beschlag. Die nächsten Tage brachten weitere Verfügungen; die Ämter wurden zur unbedingten Unterordnung unter die Regierungsorgane angewie-

sen; nur an diese sollten die Steuern abgeliefert werden. Zugleich erging an die königlichen Räte in den Kollegien, sowie an sämtliche Beamte der Befehl, innerhalb sechs Tagen statt ihrer bisherigen, nun aufgehobenen Verpflichtung, den unbedingten Eid der Treue und Unterthänigkeit gegen die allerhöchste Person des Königs zu leisten, wogegen ihnen Bestätigung in ihren bisherigen Ämtern und Gehältern verheißen war.

Eine Verfügung hob die abgesonderte Verwaltung des Kirchenguts auf und vereinigte sie mit dem Finanzdepartement; alle auf jenem Gute haftenden Schulden und Obliegenheiten, insofern solche kirchliche, Lehr-, Schul- und Armenanstalten betreffen, sollen aber übernommen und auf das pünktlichste erfüllt werden. Nur eine einzige Kasse gab es für die Zukunft, die Staatskasse; nur eine einzige Gattung von Verbindlichkeiten, die Staatsschulden. —

Nachdem die Besonnenen sich von dem ersten Schrecken erholt hatten, mußten sie sich selbst das Geständnis ablegen, daß sie die Katastrophe, die jetzt so plötzlich sich vollzog, doch schon lange haben heranrücken sehen, daß sie unter den gegebenen Umständen unvermeidlich war, daß der König, indem er sich zur Ausführung derselben entschloß, einem unabweislichen Gebot politischer Notwendigkeit folgte.

Der Verständige mußte sich sagen, daß man der nun begrabenen Verfassung mehr mit dem Gefühl geschichtlicher Anhänglichkeit nachblicke wegen ihres ehrwürdigen Alters, weil sie die Vorväter aufgerichtet als Mauer und Schutz gegen Willkür, weil man so lange um sie gekämpft; mehr aus derartigen Gefühlen schreibe sich das Bedauern her, als aus dem Bewußtsein, daß die alte Verfassung jetzt noch der Gesamtheit der Bürger von irgend welchem Nutzen sein könnte. — Aber, warf man von anderer Seite ein, man hätte das Veraltete verjüngen können, das Fehlerhafte verbessern, das Lückenhafte ergänzen, ohne daß man doch das Ganze zerstörte. In diesem Falle hätte es sich ereignet, daß dem vereinigten Ganzen, den alten wie den angegliederten Landen, neue, den veränderten Verhältnissen angemessene konstitutionelle Formen angepaßt werden mußten. Noch aber seien alle Verhältnisse im Fluß, noch sei kein Halt abzusehen, noch nehmen die Vorgänge der Außenwelt die Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch, daß man einen günstigeren Zeitpunkt für innere Reformen abwarten müsse. In den sich fortwährend überstürzenden Bewegungen sei der ganze Sinn der Regierungen auf die Erhaltung des Territorialbestandes der Länder gerichtet, für den inneren Ausbau aber werde besser das Vorübergehen der Stürme abgewartet.

Als der König den notwendigen Schritt that, erhob sich kein Wider-

spruch; nicht einmal einen Eindruck von Bedeutung machte das Ereignis. Man war ja gar nicht an den Gedanken gewöhnt, in der Versammlung von Geistlichen und Ortsbürgermeistern eine Vertretung des Volks zu erblicken. — Auch des Königs Auftreten gegen die hergebrachten städtischen Obrigkeiten erschien sehr vielen als eine Wohlthat[1]). Mit Unwillen hatte sich die Bürgerschaft vom Stadtregiment ausgeschlossen gesehen durch den engherzigen Eigennutz weniger Familien, welche die Stellen im Gericht fast wie ihr Erbrecht behandelten. Zu den lästigsten Übelständen aber hatte man stets die spießbürgerliche Kleinlichkeit gezählt, mit welcher der Kirchenrat das reiche Kirchengut verwaltete. Jetzt pries man es laut, daß man einheitliche Kasse habe, einheitliche Verwaltung.

Als es sich darum handelte[2]), für die Kinder der im Kriege gegen Frankreich Umgekommenen ein Waisenhaus zu bauen, mußte das Geld im ganzen Land zusammengebettelt werden. Das Kammergut, das Kirchengut, die Landschaftskasse — wer sollte zahlen? Jede Kasse meinte, ihre Sache sei es nicht und es würde gar ein Vorgang geschaffen für die Zukunft. Es unterblieb jede Zahlung, jede Neuerung lieber ganz und man hütete sich, auch nur die Anregung für einen neuen Gedanken zu geben.

So stolz war man gewesen auf die eigentümliche alte Konstitution; überall galt sie als ein Unikum; so vieler Augen von außen her waren auf die württembergischen Verfassungshändel gerichtet. Erst vor kurzem hatte ganz Europa erfahren, wie Fox die Verfassung von Württemberg allein für wert fand, mit der englischen verglichen zu werden. Und in der Geographie[3]) stand zu lesen: Die Regierungsform Württembergs ist im Kleinen die engländische, eine Vermischung von Aristokratie mit der Monarchie. Die Landschaft — das Parlament — steht an der Spitze der Nation und besorgt ihre Wohlfahrt. — Dieser Stolz auf die ererbten alten Regierungsformen war nun dahin; man war den Nachbarn gleichgestellt; man war im Kampfe unterlegen; das schmerzte.

Fand auch des Königs Vorgehen vielfachen Beifall, mochte man auch sagen, die Katastrophe sei im Zwang der Lage eine naturnotwendige Entwicklungsstufe gewesen; bei den letzten Kämpfern und den ihnen Nahestehenden blieb doch der schmerzliche Eindruck des Unterliegens zurück; der König hatte durch seinen Schritt in ihnen eine Art von Märtyrern geschaffen; das hat noch lange nachgewirkt. —

[1]) Perthes, Politische Zustände ꝛc. I. 471.
[2]) Rümelin, Reden und Aufsätze, neue Folge. 464.
[3]) Rümelin, a. a. O. 426.

Wenige Jahre waren verflossen, daß sich die Blicke der württembergischen Stände hoffend und bittend nach Paris gewendet hatten, daß sie in aller Demut dem Manne genaht, der dort angefangen hatte, die Geschicke der Welt zu lenken. So wie einem vornehmen Kunstkenner ein besonders wertvolles Stück empfohlen wird, so suchten die Abgeordneten den fremden Machthaber für ihr heimisches Kleinod, für ihre vielliebe Verfassung zu interessieren. Ein tragisches Geschick wollte es, daß gerade der Mann, auf den man gehofft hatte, den Anstoß zum endgültigen Umsturz gab; der Mann, dessen Rastlosigkeit das ganze Zeitalter daran gewöhnte, alles Alte zusammenbrechen zu sehen.

Die Mitglieder des Landtags waren über die Weihnachtszeit nach der Heimat gegangen. Der Ausschuß war in Stuttgart geblieben; er wurde nochmals ins Schloß entboten[1]). „Ich sah, erzählt ein Zeitgenosse, die Ausschußmitglieder, als sie am 30. Dezbr. zum letztenmal von Friedrich berufen, von dem Landschaftshaus über den Schloßplatz in düsterer Abendstunde gingen. Es war ein langsam schwankender Zug dunkel gekleideter Männer mit gesenktem Blick. Ich konnte mich nicht erwehren, an einen Leichenzug zu denken."

Was hier zu Grabe getragen wurde, war neben kleinlicher Engherzigkeit ein gut Stück deutscher Selbständigkeit, deutschen Selbstbestimmungsrechtes; darin lag der tiefere Grund zur Trauer.

Dem Wesen nach war jetzt der einheitliche Staat geschaffen. Und zwar geschaffen mit äußerer und innerer Einheit. Die Formen für das thätige Leben des Staats, für den weiteren Ausbau zu finden, das erkannte der König als seine nächste Aufgabe. —

Die Königsbotschaft trug eine Proklamation am 1. Januar 1806 ins Land hinaus:

Wir Friedrich von Gottes Gnaden König von Württemberg, des heiligen Römischen Reichs Erzpanner und Kurfürst, Herzog von Teck, Fürst zu Schwaben ꝛc. ꝛc.

Kund und zu wissen seie hiemit jedermann, daß durch die Gnade des barmherzigen Gottes der Friede zwischen Sr. Kaiserlichen Majestät von Deutschland und Östreich und Sr. Kaiserlichen Majestät von Frank-

[1]) Pfister, Geschichte der Verfassung des württ. Hauses und Landes. Heilbronn 1838. S. 520.

reich und König von Italien am 26. Dezember vorigen Jahrs geschlossen worden ist.

Nachdem Wir infolge eines mit Sr. Majestät dem Kaiser von Frankreich und König von Italien unter dem 12. Dezember vorigen Jahrs errichteten Staatsvertrags, der einen integrierenden Hauptteil des zwischen gedachter Kais. Kön. Majestät und Sr. Majestät dem Kaiser von Deutschland und Östreich abgeschlossenen Friedenstraktats ausmacht, die Königliche Würde für Uns und Unsere Nachkommen an der Regierung angenommen haben, so wird solches anmit von Uns kraft dieses öffentlich und zur allgemeinen Nachachtung bekannt gemacht.

Wir finden in diesem, für jeden treuen Württemberger auf die denkwürdigste Art sich auszeichnenden, Ereignis einen neuen Beweis der über Unserem Königlichen Hause wachenden göttlichen Vorsehung und können Uns versichert halten, daß auch Unsere sämtlichen Diener und Unterthanen bei dieser großen und unerwartet glücklichen Entwicklung des damit so innig verbundenen Wohls des Vaterlands von ebendenselben Empfindungen der Freude und des Danks durchdrungen sein werden.

Die neuen hienach eintretenden Verhältnisse eröffnen Uns zugleich die frohe Aussicht, den Wohlstand Unserer sämtlichen sowohl angestammten als erworbenen Lande und das Unserem Herzen so nahe liegende Glück Unserer sämtlichen Unterthanen immer mehr erhöhen und befestigen zu können. Unser hierauf rastlos gerichtetes Bestreben wird aber auch durch die sichere Hoffnung belebt, in dem Danke, der aufrichtigen Treue und unerschütterlichen Anhänglichkeit Unserer gesamten Unterthanen eine stete Belohnung zu finden und bleiben Wir denselben mit Königlicher Huld und Gnade zugethan.

Gegeben in Unserer Königlichen Residenz Stuttgart den 1. Januar 1806.

Friedrich.

An demselben Tage in der Frühe hatte der Adjutant Napoleons, General Marois, die Nachricht vom Abschluß des Friedens und von der Anerkennung der Königswürde an den Hof nach Stuttgart gebracht; „worauf solches in allhiesiger königlichen Residenz durch hundert Kanonenschüsse, das Läuten aller Glocken, und dann an allen ausgezeichneten und öffentlichen Plätzen, unter Begleitung eines Detachements der königlichen Garde du Corps, eines Heereswagens mit Pauken und Trompeten, durch einen Herold bekannt gemacht, bei Hof große Gala angelegt und um zehn Uhr in der Schloßkirche ein feierliches Tedeum abgesungen und

Gottesdienst gehalten wurde, wohin sich Ihre Königlichen Majestäten, der König und die Königin nebst der ganzen Königlichen Familie en Cérémonie und unter Begleitung der ersten Hofchargen verfügten.

„Nach geendigtem Gottesdienst versammelte sich der ganze Hof in dem königlichen Schloß, allwo in dem weißen Saal, unter Beobachtung des großen Ceremoniels die königliche Tafel und in einem Nebenzimmer die Marschallstafel abgehalten wurden.

„Vor der Tafel überreichte der von Sr. Kaiserlichen Majestät dem Kaiser der Franzosen besonders hiezu abgeordnete Kaiserlich französische Kammerherr von Darberg Sr. Königlichen Majestät unserem allergnädigsten König, wie auch Ihren Königlichen Hoheiten, dem Kronprinzen und Prinzen Paul, die Allerhöchstdenselben zugedachten Zeichen des großen Ordens der Ehrenlegion, welche Allerhöchstdieselbe anzunehmen und damit geziert sich zur königlichen Tafel zu verfügen geruhten.

„Während der Tafel, welche mit Musik begleitet war, wurden unter Pauken- und Trompetenschall, auch Abfeuerung der Kanonen, von unserem allergnädigsten Herrn die Gesundheiten Ihrer Majestäten des Kaisers und der Kaiserin der Franzosen ausgebracht, welches von dem französischen Gesandten von Didelot gegen Ihre Königlichen Majestäten erwidert wurde.

„Des Abends war freie Komödie und Redoute, wobei sich neben dem Hof eine zahlreiche Menge aus der hiesigen Stadt einfand. — Außer diesem allem geruhte Se. Königliche Majestät diesen merkwürdigen Tag mit nachfolgenden Standeserhöhungen und Avancements allergnädigst auszuzeichnen: in den Grafenstand Allerhöchst Ihrer Lande werden erhoben der Staatsminister Normann v. Ehrenfels; der Reisemarschall v. Zeppelin; zu Generallieutenants werden ernannt Se. Königl. Hoheit der Kronprinz und der Generalmajor v. Varnbüler u. s. w." —

In wenigen Feldzügen, in wenigen Schlachten trat die persönliche Überlegenheit Napoleons so sehr in den Vordergrund als in denen der jüngsten Tage. Von vielen für unüberwindlich gehalten und fast abgöttisch bewundert, trat der Kaiser seinen Rückweg nach Frankreich an. In langen Kolonnen zogen seine siegreichen Regimenter wieder dem Westen zu, um entweder vorerst in Süddeutschland zu verbleiben oder in die Heimat zurückzukehren. Von der Kaiserin begleitet traf Napoleon auf dem Wege von München her am 18. Januar in der Frühe in Ulm ein. „Vor dem Frauenthor an der sogenannten Frauensteige stieg der Kaiser aus, ging zu Fuß den Berg hinauf und betrachtete noch einmal die in diesem Kriege so merkwürdig gewordene Gegend, wo er mit seinem Heere stand, als General Mack mit seiner Armee die Waffen streckte."

An demselben Tag abends 5 Uhr kam das französische Kaiserpaar in Stuttgart an, vom König und der Königin im Schlosse empfangen, vielfach gefeiert von der Bevölkerung. In Göppingen war der erste Empfang geschehen durch den Kronprinzen und den Prinzen Paul, die mit einem Kommando Chevauxlegers entgegen gekommen waren. Den 19. Januar füllten Hoffestlichkeiten, Oper und Ball; am 20. vormittags fand große Schweinsjagd auf der Schlotwiese statt; von hier erfolgte die Abreise des französischen Herrscherpaars, das bis zur Landesgrenze neben einem Kommando der kaiserlichen Garde noch von württembergischen Leibjägern und Garde du Corps begleitet war. — Bei dieser Gelegenheit hatte der König dem Kaiser drei Ordenszeichen des großen württembergischen Ordens zur Verfügung gestellt, welche dem Senator und Oberstallmeister der Kaiserin, d'Harville, dem Marschall Kellermann und dem General Marmont verliehen wurden. Schon früher, zu Anfang des Dezember 1805, waren für Napoleon selbst von Friedrich die Insignien des großen Ordens zugesandt worden. —

Sobald die fremden Gäste den Boden des Königreichs verlassen hatten, ging Friedrich an seine organisatorische und gesetzgeberische Thätigkeit. Die Regierungsform war jetzt unbeschränkt monarchisch; beim König allein stand die Gesetzgebung. Alles liebte Friedrich selbst zu thun, auch das, was zunächst klein schien; vor keiner noch so großen oder verwickelten Aufgabe schreckte seine Arbeitslust zurück. Zu gleicher rastloser Thätigkeit spornte er fortwährend seine Organe an. — Kraft, Einsicht und Einheit sollten in die Staatsleitung hineingebracht werden zu dem Zweck, um die so sehr verschiedenen Bestandteile des Volks so schnell als möglich zu einem Ganzen zu vereinigen, um Gleichheit vor dem Gesetz, Religionsfreiheit und gleichbemessenen Anteil aller an den sämtlichen staatsbürgerlichen Rechten und Pflichten einzuführen und zu begründen.

Friedrich war von je ein Feind gewesen aller Privilegien und Sonderstellungen. Jetzt zählte der König in seinem Lande eine Menge von Privilegirten groß und klein. Da waren besonders die bisher Reichsunmittelbaren, welche durch die neuesten Ereignisse zu Unterthanen gemacht worden waren, während sie seither von sich sagen konnten: keines Mannes Unterthan, als des Kaisers! Sie sahen sich am härtesten angefaßt und am meisten geschädigt; die Aufhebung ihrer Familienverträge bedrohte ihre höhere gesellschaftliche Stellung mit schnellem und gänzlichem Untergang. — Da waren Exemte der verschiedensten Grade, namentlich von Steuern Befreite; solche die unter dem Kirchenstab gar behaglich gewohnt hatten, die an das patriarchalische Regiment der kleinen und

und kleinsten Gebiete gewöhnt waren. Den allermeisten blieb bis daher unbekannt die größte Last der eisernen Zeit, in der man eben lebte: die Konskription und erhöhte Steuerleistung.

Die Bestimmung der Art und Größe der Abgaben, sowie die Verwendung der dienstpflichtigen Mannschaft hing lediglich vom Willen des Königs ab. Die Trennung der öffentlichen Gelder hörte auf, indem die seither unabhängigen Kassen zu einer einzigen Staatskasse vereinigt waren, welche nur der Verfügung des Königs unterstand. Auch keine eigene Zivilliste oder Krondotation war ausgeschieden; die allgemeine Staatskasse hatte für alle Ausgaben des Hofs aufzukommen.

Das Organisationsmanifest vom 18. März 1806 setzte die Normen für den neuen Verwaltungsstaat fest. Das ganze Königreich wurde in 12 Kreise eingeteilt und jedem derselben ein Kreishauptmann vorgesetzt, dessen Thätigkeit sich hauptsächlich auf Verwaltung, Polizei und staatswirtschaftliche Gegenstände erstreckte. Oberste Staatsbehörde ist das Staatsministerium, das in sechs Departements zerfällt, je mit eigenem Geschäftskreis.

Eine Unmöglichkeit war nach den neuesten Erwerbungen das bisher geltende, verfassungsmäßig festgesetzte und mit Eifer behauptete ausschließliche Recht der evangelisch-lutherischen Kirche. Eine Stellung, welche der Staatsidee Friedrichs durchaus widersprach. Der König, entschlossen, seinen Unterthanen aller christlichen Konfessionen die freie und ungehinderte Übung der Religion in dem ganzen Umfang des Königreichs zu sichern, erklärte in dem Religionsedikt vom 15. Oktober 1806, daß jede christliche Kirche, sie gehöre zu den beiden protestantischen oder zur katholischen Konfession, gleiche Ansprüche auf seinen Schutz habe, daß die Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses keinen der königlichen Unterthanen von der Aufnahme in eine Gemeinde und von dem Genusse der vollen bürgerlichen Rechte ausschließe, und daß bei Besetzung der öffentlichen Ämter unter den Fähigen immer dem Würdigsten der Vorzug werde gegeben werden, er gehöre der evangelischen oder katholischen Kirche an. — Eine freisinnige und wohlthätige Maßregel, welche auf das ganze öffentliche Leben nicht ohne Einfluß blieb und einen Umschwung in den Anschauungen der jetzt unter gleichen Bedingungen neben einander Wohnenden herbeiführen mußte.

So wurden dem einen die Freiheiten erweitert, sein ganzer Lebensgang erleichtert; der andere, der seither fast herrenlos gelebt, mußte sich eingezwängt und benachteiligt fühlen. — Unablässig war der König bemüht, durch seine gesetzgeberische Thätigkeit manche verrottete Einrichtung, man-

chen hergebrachten Mißbrauch zu beseitigen. Es galt, Altes umzustürzen, Neues aufzubauen. Kein Stein vom alten Gebäude blieb unverrückt an seiner Stelle. Die oberste Leitung in allen Departements hatte sich der König selbst vorbehalten. Er war die Seele von all dem Einreißen und Aufbauen. Kaum ist wohl eine Idee von einem seiner Minister ausgegangen; sie mußten in die seinigen eingehen und im einzelnen ausführen, was von ihm in der Eile allgemein erdacht war. Hatte er vollends eine Idee mit Leidenschaft aufgefaßt und nach seiner Art von ihrer Tüchtigkeit sich überzeugt, dann wäre kein Sterblicher vermögend gewesen, ihn durch Überredung davon abzubringen.

Auf wenigen Arbeitsfeldern waren für Friedrich so große Schwierigkeiten zu überwinden wie bei den militärischen Organisationen. Es ist das oft übersehen worden, und die Verdienste Friedrichs gerade auf diesem Gebiete fanden darum nicht die gehörige Würdigung. Es galt für ihn, Neues zu schaffen und immer wieder neuen Keim aus dem schon Geschaffenen herauswachsen zu lassen, und das alles aus gänzlich unkriegerischem Stoff. — Das allgemeine Aufgebot der Waffenfähigen im Volk, die allgemeine Übung in den Waffen waren längst außer Brauch gekommen. Nach dem Ende des dreißigjährigen Kriegs und der Feldzüge gegen Ludwig XIV. stützten sich die sämtlichen Monarchien ganz ausschließlich auf mehr oder weniger große Haufen geworbenen Volks. Die bevorzugten Stände, die Beamten, Bewohner der größeren Städte, die Besitzenden hatten sich von aller Verpflichtung zum Kriegsdienst loszumachen gewußt. Jedes Land zahlte eine gewisse Summe als Steuer, von der die geworbenen Knechte bezahlt wurden. Nur dann und wann, nach Willkür, nicht durch Landesgesetz geregelt, sahen sich kleine Bruchteile des Landvolks zum Waffendienst herangezogen.

Natürliche Folge der grundsätzlichen Abhaltung und Entwöhnung des Volks vom Waffendienst war, daß Abneigung und Widerwille gegen den Kriegsdienst ganz allgemein wurden; die Wehrpflicht aller, so alt sie war, verschwand fast vollständig aus dem Volksbewußtsein, um so mehr als scharfe Trennung das Militär und die übrigen Klassen der Gesellschaft auseinanderhielt.

Erst Friedrich der Große verstand es, in die abgelebten Formen wieder Bewegung zu bringen, seinem Volke einen männlichen, kriegerischen Geist einzuflößen. Und mit seinen Thaten riß er die Besten im deutschen Volke vorwärts; Poesie und Prosa begannen einen anderen Ton anzuschlagen; man wagte es wieder, den gesunkenen Geist an dem Bilde deutscher Größe und wahrer Männlichkeit aufzurichten.

Dem Bedürfnis, Männer und Thaten des eigenen Volks bewundern zu können, war abgeholfen. Man hatte vorher staunend den Prinzen Eugen, Marlborough und andere betrachtet; die französischen Marschälle bewundert; auf dem eigenen Boden thaten sich hervor berühmte Gelehrte, Philosophen, Dichter, Theologen. Schmerzlich empfand man die Lücke. Thatkraft, kühne Entschlossenheit, Aufopferung, selbstlosen Heldentod — das war es, was man bewundern wollte. Jetzt hatte man Thaten und Männer genug.

Wieder änderte sich das Zeitalter. War auch von dem Anstoß, den die Welt des Geistes erhalten hatte, manches geblieben, weiter wirkend, so nahm doch das staatliche Leben und die menschliche Gesellschaft bald ein anderes Gesicht an; — den dünnleibigen Staat, der noch in allen Wunden zuckte, der so viel Opfer gebracht hatte, wollte Friedrich der Große entlasten. Alle Kinder des Landes sollten ungestört sich fruchtbringender Arbeit widmen können. Um die Waffen zu tragen, ging man wiederum zu dem System über, Ausländer, Fremde zu werben.

Der trotzige Landsknecht, der stolze Reiter, wie man sie ehemals gesehen in Waffen für große Könige und berühmte Städte, sie existierten nicht mehr. An ihre Stelle war ein ziemlich schäbiger Geselle getreten; ein Dienstmann, der meist nicht Soldat war aus Lust am Handwerk, sondern deshalb, weil man überhaupt etwas sein mußte.

Um so mehr blickten die anderen Stände auf den Soldaten herab, die Stände, die sich längst zu gut dünkten, um an den öffentlichen Angelegenheiten Anteil zu nehmen, die sich bei jeder Gelegenheit von jeder Last, von jeder Pflicht abzogen. — Nirgends nahm der Wehrstand die bedeutungsvolle und wichtige Stelle ein, welche ihm im Volksleben gebührt; es war ihm jeder Einfluß entzogen auf die Anschauungen der Mitlebenden, auf den Geist, auf die Erziehung der Nation; an der Stelle des Einflusses, welcher den Waffentragenden gebührt, machten sich diejenigen breit, die in unmännlicher Abkehr von der Wirklichkeit des Lebens mit den weichen Gefühlsmenschen in ein entlegenes Reich flüchteten. — Es heißt einen außerordentlich wichtigen Faktor in seiner Einwirkung auf das Volksgemüt und auf die Volksphantasie vernachlässigen oder hochmütig überschauen, wenn man die Erscheinung des bewaffneten Mannes und seine Wirkung außer Augen läßt.

Und in der That, die erzieherische Wirkung des Waffentragens wurde gänzlich bei Seite gesetzt. Nicht in Preußen bloß, auch im ganzen übrigen Deutschland. Viele Erscheinungen im Kulturleben, in der ganzen Entwicklung des Volksgemüts sind gerade auf diesen Umstand zurückzuführen. Wir waren auf dem besten Wege, eine Nation von

Stubengelehrten und Reimschmieden zu werden. — Ich lasse es nicht gelten, wenn man hier eine Einrede macht mit den Engländern, Schweden und anderen. Das sind alles viel strammer zusammengefaßte Nationen, die sich nicht mehr so ins breite verlaufen können; deren Lebensinteressen und Lebensgeister stets wach und rege erhalten werden durch eine Menge fern wie nahe liegender Vorgänge. Bei uns zur beschaulichen Ruhe geneigten binnenländischen Deutschen — und das Binnenland fängt hart an der Küste und am Thore der Hafenplätze an — ist die Sache viel gefährlicher.

Eine Aufrüttlung, ein kräftiger Ruck that not. Denn man war auch von der Einbildung, von der Selbsttäuschung geplagt. Mit welchen Kräften trat man denn dem jungen Frankreich gegenüber? Da standen in den Reihen die alten Dienstmänner, die fremden Strolche, an die man schon gewöhnt war, die im Frieden für die Landeskinder die Waffen trugen. Es waren das keineswegs verfehlte Existenzen, Lumpen, welche ihrem Dasein gern rasch ein Ende gemacht hätten; es waren ruhige, gealterte Spießbürger, die ein kleines Handwerk betrieben und meist eine zahlreiche Familie hatten, daneben aber auch die Uniform trugen. Um die Reihen dichter zu machen, hatte man zu diesen auch die Landeskinder gestellt, die in den Waffen entweder gar nicht geübt waren, oder, wie in Preußen, auf sechs bis zehn Monate zu notdürftiger Erlernung des Waffenhandwerks aus den Rekrutierungsbezirken einrücken mußten.

Selten war unter den Offizieren der verständige, seiner Aufgabe gewachsene Mann, der auch diese seine Aufgabe natürlich, unternehmend und kräftig anfaßte. Ein Teil der Truppenführer ging im Hofdienst auf, ein anderer war müßig und keineswegs auf Weiterbildung bedacht; der gefährlichste Teil der Führer endlich erging sich in gelehrten Spekulationen, in verdrehten Liebhabereien und in der Ausheckung künstlicher Gebilde der Strategie, Mathematik und Fortifikation. — Nur wenige auserlesene Truppen waren vorhanden, die sich von den anderen unterschieden durch die Beschaffenheit der Führer und den Bestand der Mannschaften.

Gerade nach dem siebenjährigen Kriege wuchsen in Württemberg ganze Jahrgänge, es wuchs eine ganze Generation von Menschen heran, ohne irgend welche Erziehung in den Waffen zu haben. Man hielt es für eine Schande zu dienen. Das Zeitalter der Empfindsamkeit und Sentimentalität schreckte zurück vor der Brutalität, die vermeintlich in der Zumutung lag, Waffen tragen zu müssen. Man wäre damit doch allzusehr auf den realen Boden herabgestiegen; man hätte sich am Ende gar um Politik gekümmert und um den Gang der Weltereignisse. — Die

Verfassung verbot in Württemberg auch, das Waffenhandwerk zu erlernen für die Landeskinder und der Altwürttemberger war glücklich, wenn nur der Buchstabe der Verfassung durchgeführt war, mochte darüber zu Grunde gehen, was wollte. —

Mit einem einzigen Umschwung, mit jähem Sprung hatten sich die Franzosen in den vollen Umfang der Pflichten des Staatsbürgers hineingestürzt. Sie waren die ersten, welche fühlten, daß sie etwas leisten müssen. So kam die levée en masse, die allgemeine Wehrpflicht. Damit hatten sie allen anderen Völkern den Rang abgelaufen; sie hatten das Spiel gewonnen, noch ehe es begonnen hatte. Das deutsche Volk war keiner Anstrengung mehr gewachsen. Man führte die alten Dienstmänner ins Gefecht. Schwer war es, einen Erfolg zu erringen, unmöglich, einen solchen festzuhalten. Nur da und dort flackerte kriegerisches Feuer auf, selten sich verständiger Leiter erfreuend, wie es Albini und Wrede waren.

So fand Friedrich als Erbprinz und Herzog sein Volk vor, kaum einer mäßigen Anstrengung fähig, unter jeder Zumutung, und sei es auch für die eigene Sicherheit, ächzend, sich an die Verfassung anklammernd, um ja nicht an den Umschwung der Welt, an die Gefahr der Lage, an das persönliche Einsetzen glauben zu müssen. Aus so unkriegerischem, widerwilligem Stoff war Friedrich gezwungen, seine militärischen Schöpfungen herauszuarbeiten, um sie nach dem Bruch mit dem alten Schlendrian und nach der Entfernung der kraftlosen nichtsnutzigen Söldner den Aufgaben der neu aufgegangenen Zeit gewachsen zu machen.

Wie Friedrich ein einheitliches herzogliches Truppenkorps formierte, ist oben gezeigt worden. Über diesem mit sorgsamem Auge wachend, es hegend und pflegend, ließ der Landesherr den lebendigen Organismus immer weiter aus sich heraus wachsen. Dabei mußte er eilen, um den Anforderungen der Zeit nachkommen zu können; ein so klarer Kopf mußte es einsehen, um welch großen Sprung Frankreich voraus war. Und doch durfte Friedrich nicht zu rasch vorwärts stürzen, um die Qualität nicht zu verschlechtern. Es galt die äußerste Vorsicht. Und Friedrich hat seine Aufgabe meisterhaft gelöst.

Ein unglücklicher Feldzug war im Jahr 1800 an der Seite Östreichs gemacht worden. Aber die Württemberger hatten sich hervorgethan durch gute Haltung auch in den schwierigsten Lagen. Keiner entging dem scharfen Auge des Kriegsherrn. Militärische Ehre sollte die einzige geistige Triebkraft seiner Truppen sein. Dazu kamen die Bestimmungen für sorgfältigste Ausbildung.

Mit jeder Vergrößerung des Landes führte Friedrich auch seiner kleinen Armee ausgehobene Landeskinder zur Ausbildung zu als neuen Kräftezuschuß. Denn seine Hauptaufgabe, den Staat mitten in der völkerrechtlichen Revolution nicht nur aufrecht zu erhalten, sondern auch aus einer untergeordneten Stellung auf die Höhe der politischen Bewegung zu erheben, konnte nur vermöge einer ungewöhnlichen Energie in Aufstellung und unermüdlicher Ergänzung eines die Kräfte des Landes anspannenden Wehrstandes erfüllt werden. — Was dem Altwürttemberger nach Maßgabe seiner Verfassung immer ein Dorn im Auge gewesen war, das *stehende Militär* und die *Aushebung*, war jetzt *Gesetz* geworden durch die Konskriptionsordnung und ständige Einrichtung. Laut tönten die Klagen der herzugebrachten Lande, welche von Verpflichtung zu Wehranstalten bis daher meist so gut wie nichts gewußt hatten. —

Es handelte sich jetzt nicht mehr darum, die Scholle zu verteidigen, sondern darum, daß der Staat im Weltkampf eine Rolle mitspiele und dadurch seine Existenz sich rette. War dazu aber ein so kostbares Gut nötig, wie die männliche Jugend es ist, so mußte es auf die möglichst beste Art verwendet werden. So wachte denn auch der König mit Klugheit und Fleiß über seiner Schöpfung. Alle Katastrophen konnte er nicht, wie das Ansinnen der Verwendung in Spanien, von seinen Truppen abwenden; sie teilten eben das Schicksal aller europäischen Armeen.

Die Befähigung, in die Massen der napoleonischen Schule eingefügt werden zu können, das Erreichen dieser Stufe durch planmäßige Vorbildung, das war des Königs eigenstes Werk, der aus unkriegerischer Bevölkerung Männer zu erziehen wußte, die sich keck neben die besten alten Truppen stellen durften.

Als vorzüglichstes *Ausbildungsmittel* betrachtete Friedrich die *Manöver*, welche unter seinen Augen alljährlich, in der Regel in der Neckargegend, abgehalten wurden. Er stellte selbst die taktischen Ideen auf und führte zum Teil selbst das Kommando, wie er denn im Herbst 1804 bei den Manövern, welche zwischen Hochberg und Marbach stattfanden, gegen den Feldzeugmeister v. Hügel kommandierte. Als weitere Führer verwandte der leitende Kriegsherr seinen älteren Sohn und den General v. Varnbüler.

Eine Hauptsorge für Friedrich bildete der *Ersatz an Offizieren* und deren Heranbildung. Er verfügte deshalb im November 1805: Um den Zöglingen der Kriegskunst einen vollständigen und systematischen Unterricht zu geben, was bei ihrer bisherigen Verteilung unter die Bataillons nicht erreicht werden konnte, wird das kurfürstliche Kadettenkorps mit der

schon längst für die kurfürstlichen Edelknaben bestehenden Anstalt vereinigt. Für die sittliche und wissenschaftliche Bildung der Zöglinge ist durch eine hinlängliche Anzahl Lehrer und eine geordnete Aufsicht gesorgt und außer dem Unterricht in den zum Fach gehörigen Wissenschaften genießen sie gemeinschaftlich mit den kurfürstlichen Edelknaben auch noch Unterricht in der Geschichte, Geographie, Religion, im Lateinischen und in den neueren Sprachen, im Zeichnen und in allen erforderlichen körperlichen Übungen. Die Aufnahme der Zöglinge, deren Anzahl, die Edelknaben mit eingeschlossen, für jetzt auf 40 festgesetzt ist, beschränkt sich auf das Alter von 13—15 Jahren und ist, sowie der ganze Aufenthalt in dem Institute kostenfrei. —

So war die militärische Fakultät der Karlsschule, welche seit länger als einem Jahrzehnt eingegangen war, einigermaßen ersetzt. In Beziehung auf die Ausbildung ist hervorzuheben, daß bei den alljährlichen Herbstmanövern ein besonderes Augenmerk gerichtet war auf den Vorpostendienst und auf die Fertigkeit im Tiraillieren.

Als Vorläufer der allgemeinen Wehrpflicht, der persönlichen Dienstleistung, kann die Konskription angesehen werden. Nur das Bewußtsein der Notwendigkeit, die Aufrechterhaltung geschützter Grenzen, der Schutz des Namens und des Wohlstands, die Gegenleistung von erzieherischem Wert machen solche Last erträglich; so wird das Opfer mit der wachsenden Erkenntnis seines Nutzens ein Bedürfnis und ein Recht.

König Friedrichs Konskriptionsordnung vom 6. August 1806 brachte erstmals die persönlichen Leistungen des Volks für die Wehranstalten in gesetzliche Formen. Die bisherigen Aushebungen waren eigentlich nur Notbehelfe oder einmalige kühne Griffe. In dem rein abwehrenden Charakter der altwürttembergischen Verfassung lag es, daß eigentlich mehr die Fälle bestimmt waren, in welchen der Württemberger nicht zum Kriegsdienst heranzuziehen war. Es gab Zeiten, in denen Jahrzehnte lang überhaupt keine Aushebungen stattfanden, dann waren rasch mehrere nach einander gekommen. Das sollte jetzt alles in systematischer Weise geregelt werden, um mit Ausschluß alles Werbens, durch wehrhafte Landeskinder den Bestand der Streitkräfte sicher zu stellen und ihr planmäßiges Fortwachsen und Wurzeln in der Volkskraft anzubahnen.

Im allgemeinen lehnt sich König Friedrich in seiner Konskriptionsordnung an den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht an.

§ 1 der Wehrordnung des Königs vom 6. August 1806 bestimmt:

„Jeder Unterthan ist verbunden, dem Vaterlande Kriegsdienste zu leisten; die Militärdienstverpflichtung ist daher allgemein und

nur die unten ausdrücklich bestimmten Ausnahmen können hievon eximieren. Kein Militärpflichtiger darf das Vaterland verlassen und findet deswegen der freie Zug aus dem Reiche für solche nicht statt."

Mit diesem vorangestellten Grundsatz ist der König keineswegs der Wiederhersteller der allgemeinen Wehrpflicht. Dieser Gedanke liegt ja überhaupt jeder Heranziehung von Landeskindern zum Waffendienst nach alter deutscher Anschauung zu Grunde. Aber der Gedanke war allmählich aus dem Volksbewußtsein verschwunden; man hatte seine Pflichten vergessen. Friedrich rief das alles wieder in die Erinnerung zurück. Aber durchführen, strenge durchführen konnte er die allgemeine Wehrpflicht nicht. Es mag auch vorerst gar nicht in seinem Sinn gelegen haben. Noch war ein weiter Weg zu machen zu der Erkenntnis, daß auch eine Verpflichtung zum Waffendienst bestehe für die Höhergestellten, für die Beamten, für die Honoratioren des württembergischen gesellschaftlichen Lebens. Daher die zahllosen Ausnahmen und Befreiungen vom Militärdienst.

Unbedingt frei sind:

1. Alle Personen adeligen Standes.
2. Die Söhne von Vätern, welche in königlichen Diensten stehen und zwar in den 13 oberen Rangklassen, was herabgeht bis zu ziemlich nieder gestellten Beamten.

Bedingt befreit sind die Bewohner der beiden Residenzen Stuttgart und Ludwigsburg, Studierende, Künstler, einzelne Kategorien von Angestellten, gewisse Besitzer, einzige Söhne. — Den Mitgliedern der Brüdergemeinde auf dem Hörnlishof und den Juden ist gestattet, eine Abfindungssumme zu zahlen. — Gewerbetreibenden und Handelsleuten, deren Vermögen 10 000 Gulden übersteigt, ist gestattet, um Stellvertretung nachzusuchen; der Stellvertreter zu 400 Gulden.

Beginn der Militärpflicht mit dem 18. Lebensjahr; Größe nicht unter 5 Fuß 7 Zoll; Dienstzeit bei der Infanterie 6 Jahre, bei der Kavallerie und Artillerie 10 Jahre. Nach dieser Dienstzeit beginnt die Verpflichtung für die Landbataillone (Landwehrbataillone) ersten und zweiten Aufgebots; in jedem Aufgebot dient der Infanterist als sogenannter Veteran 4, der Kavallerist und Artillerist 3 Jahre.

Den Regimentern und Bataillonen werden gewisse Distrikte als Rekrutierungskantone zugewiesen. — Mit aller Sorgfalt sind die Aushebungskommissionen zusammengesetzt. Die Auswahl geschieht in jedem einzelnen Kanton aus den jungen Leuten, welche zwischen dem 18. und 26. Jahre stehen. Vor allem entscheidet Größe und militärische Brauchbarkeit.

Weitere Bestimmungen verbreiten sich über Zivilversorgung; dem ist noch beigefügt: Diejenigen, welche in Ausübung ihres Dienstes oder durch Alter untauglich geworden sind, werden nach Verhältnis der Umstände entweder in dem Garnisonsbataillon oder in den Invalidenkompagnien aufgenommen. — Alle im Kriege verstümmelten Soldaten erhalten auch in Zukunft, wie es bisher geschehen, zeitlebens ihre volle Löhnung, Brot und Montierung.

Ein königliches Dekret vom Dezember desselben Jahrs bestimmt die Gründung eines Invalidenhauses, nach französischem Vorbild, zunächst für 6 Offiziere, 12 Unteroffiziere, 150 Soldaten. Das Invalidenkorps hat die Verpflegung der Garde zu Fuß; es ist das erste Korps der ganzen königlichen Armee und giebt niemand die Honneurs als dem König, der Königin und dem Kronprinzen.

Der Bestand sämtlicher Truppen ist im Jahre 1806:

	Mann	Pferde
Garde du Corps	109	100
Leibjägerkorps	53	50
Chevauxlegersregiment	425	403
Leibchevauxlegersregiment	428	403
Jägerregiment zu Pferd	325	301
Stabsdragoner	13	13
Artillerie	466	240
Garde zu Fuß	697	—
6 Musketierbataillone, jedes 686 Mann	4116	—
2 Fußjäger- und 2 leichte Bataillone, jedes 686 Mann	2744	—
Garnisonsbataillon und Invaliden	552	—
	9928	1510

Somit nicht einmal 1 % der Bevölkerung; in gewöhnlichen Zeiten war reichlich ein Dritteil der Mannschaften beurlaubt; der Präsenzstand daher nicht bedeutend.

Zum dritten Abschnitt.

Eberhard Friedrich Georgii.

Eberhard Friedrich Georgii, geboren am 18. Jan. 1757 als Sohn des württembergischen Generalmajors G. Einer im Staatsdienst hervorragenden Familie angehörig, widmete sich der junge Mann der Rechtswissenschaft auf den Universitäten Tübingen und Göttingen. Als Professor der Rechte lehrte er 1780 an der hohen Karlsschule. Als Regierungsrat und Konsistorialrat, auch Kirchenkastensadvokat leistete er hervorragende Dienste. Vom Jahre 1797 bis 99 finden wir ihn als landständischen Konsulenten und in dieser Eigenschaft als Deputierten auf dem Kongreß zu Rastatt.

Überall, bei seinen Standesgenossen wie im ganzen Lande, stand Georgii in hohem Ansehen durch seine Geistesbildung und seinen tadellosen Charakter. Er war auch in der That ein Mann von ausgezeichneter, durch lebendigen Glauben an das historisch begründete Christentum genährter, moralischer Treue und Festigkeit. Dabei aber pedantisch streng, oft bis zur Ungerechtigkeit, nicht selten herb und hart, von der einmal gefaßten Meinung nur schwer abgehend. Im Dienst der württembergischen Landschaft hatte er sich eine unbedingte Vorliebe für die altwürttembergische Verfassung zu eigen gemacht.

Als zu Ende des Jahres 1805 nach Aufhebung der Verfassung an alle Beamten die Aufforderung herantrat, statt des verfassungsmäßigen Diensteides den Eid unbedingten Gehorsams zu leisten, zählte er unter die wenigen öffentlichen Diener, welche sich dessen weigerten und sich infolge davon ins Privatleben zurückzogen. So erhielt er bei seinen Landsleuten den Namen des letzten Württembergers.

Ohne Zweifel war es eine Folge seines starren Festhaltens an einmal gefaßten Begriffen und Herkömmlichkeiten, daß er, trotz seiner allgemeinen Bildung und seines weitumfassenden Blicks, seinem Vaterlande eine Vorliebe widmete, die neben demselben alles Auswärtige gering schätzte und mißachtete, so daß er nicht nur in der Anhänglichkeit an den heimischen Boden und an die auf demselben geltende Gesetzgebung, sondern auch in der Gesittung und

in der ganzen Lebensweise für den Repräsentanten aller Altwürttemberger gelten konnte.

Seinen bedeutenden Einfluß im Lande stellte er bei den Verfassungsverhandlungen des Jahres 1815 vollständig in den Dienst der Partei des alten Rechts. — Auch in den Justizdienst zurückgekehrt und zum Präsidenten des württembergischen Obertribunals vorgerückt, fühlte er sich keineswegs befriedigt durch die zwischen König Wilhelm und den Ständen verabschiedete Verfassungsurkunde. Nachdem seine leidende Gesundheit noch einen mächtigen Stoß erlitten durch die Verfügungen über das evangelische Kirchengut, starb er am 13. April 1830. — Georgii lebte und starb darauf, daß dem Lande nur dann zu helfen sei und den Bürgern eine gesetzliche und freie Existenz gesichert werden könne, wenn das unterdrückte alte Recht, in seinen Formen durch zeitgemäße Modifikationen nur leise berührt, wieder ins Leben gerufen würde.

(Allg. deutsche Biographie; Pahl, Denkwürdigkeiten.)

Vierter Abschnitt.

Der Rheinische Bund und Auflösung des deutschen Reiches.

Während in Württemberg das Arbeiten der Staatsmaschine allmählich begann, während man daran war, das Ineinandergreifen der verschiedenen Teile des ganzen Organismus zu ordnen, konnte man doch nirgends der neuen Dinge recht froh werden. Vor aller Augen stand es, in allen Gemütern schien es zu liegen, daß der gewaltige Mann, der die neuen Zustände geschaffen, zu immer weiteren Planen und Gewaltschritten ausholen werde.

Das ganze Jahr 1806 war im südlichen Deutschland ein ungemein unruhiges; denn überall zwischen dem Inn und Rhein, den Alpen und dem Main waren die Regimenter Napoleons zurückgeblieben und hatten sich mit nicht geringen Ansprüchen in Städten und Dörfern eingelagert. In Württemberg lag Marschall Davoust mit seinem Korps. Immer hatte man wieder auf den Abmarsch der fremden Gäste gehofft; alle Erwartung erwies sich eitel. Endlich lehrten die Ereignisse selbst deutlich, zu welchem Zweck der französische Kaiser seine Truppen so in der Nähe behalten. — Zum Schein bestand ja das deutsche Reich noch. Im Preßburger Frieden war ausdrücklich bestimmt worden, daß die Könige von Bayern und Württemberg nicht aufhören sollten, Mitglieder des deutschen Reichs zu sein. Östreich aber war nach dem unglücklichen Kriege allzu erschöpft, um nach außen die alte Würde noch geltend machen zu können; es hatte zu arbeiten und Versäumtes nachzuholen, um im Innern einigermaßen wieder zu erstarken. Preußen hatte den günstigen Moment verstreichen lassen, ohne ihn zur Rettung aller zu benützen; die übrigen

deutschen Staaten waren rein auf sich selbst angewiesen und mußten mit Naturnotwendigkeit dem Schutze des Stärksten zufallen.

Noch liebte man es aber, vom Fortbestand des deutschen Reiches zu schreiben und zu träumen. Noch zu Ende des Jahres 1805 ließ sich in einer Anrede an die deutsche Nation der Kurerzkanzler Dalberg also vernehmen: „Schmerzlich ist der Gedanke für besorgte gutgesinnte Gemüter, am Ende könne gar der Name deutscher Nation erlöschen. Se. kurfürstl. Gnaden der Kurfürst Erzkanzler wünschen und hoffen mit reiner deutscher Vaterlandsliebe, daß ein solches Unglück vermieden werde: 1. durch allgemeines Bestreben, die Einheit der deutschen Reichsverfassung zu erhalten; 2. durch Vereinigung der Gemüter in Befolgung der Reichsgesetze; 3. durch einstimmige Verwendung aller und jeder Deutschen, um einen guten, ehrenvollen, dauerhaften Frieden zu erwirken."

Solcher Redestrom konnte doch nur Ausfluß kindischer Naivetät und haltlosester Herzbeklemmung sein. Es handelte sich um ganz andere Dinge, es galt Schlachten zu schlagen. Jetzt, wo der Wind so scharf wehte, wie niemals zuvor, traten ganz andere Aufgaben heran, als solchen Galimathias zu schreiben oder zu lesen; es handelte sich für die Deutschen darum, sich in die eiserne Zeit zu schicken, bei sich selbst Einkehr zu halten, sich innerlich zu sammeln, die diplomatischen Kniffe aufzugeben, Haltung zu gewinnen; es galt umzukehren aus dem Reiche der Zerfahrenheit, der Tändelei, geistiger Verschwommenheit, und den Blick offen zu halten für eine künftige Zeit, in der es mit Anspannung aller neugeschaffenen Kräfte vielleicht gelingen würde, auf den Trümmern des Alten, das man ohne Bedauern hinsinken sah, ein neues stattliches Gebäude erstehen zu lassen, einen wohnlichen Bau für die jetzt zusammengebrochene Nation. Die Zeit der Schulung aller Volkskräfte und der Charaktere hatte begonnen.

Im natürlichen Gefolge der Ereignisse geschah es jetzt, daß wiederum der alte Gedanke an die Oberfläche trat, die vom Reiche thatsächlich losgelösten Staaten endgültig mit den Interessen Frankreichs und seines Herrschers zu verknüpfen, um unabhängig von Östreich und Preußen, ein drittes Glied auf dem deutschen Boden zu schaffen, jenes Gegengewicht, das in den Gedanken der alten wie der neuen Diplomaten lebte. So entstand der Rheinische Bund. Napoleon selbst entwarf die Verfassung des Bundes, welche in der Form eines Traktats mit den einzelnen Staaten die Pflichten und die Rechte festsetzte.

Am 17. Juli 1806 wurde zu Paris die Bundesakte zunächst von den Gesandten von 16 deutschen Staaten unterzeichnet; weiteren war der Ein-

tritt vorbehalten; Napoleon hatte sich als Protektor des Bundes an die Spitze gestellt. — Es unterliegt nicht dem mindesten Zweifel, daß eine Absonderung von dem Bunde dem politischen Tode gleich zu achten war. — In dem 1. und 2. Artikel der Bundesakte war festgesetzt, daß die Staaten, welche sich nunmehr als Rheinische Bundesstaaten zusammenschließen, sich für immer vom Gebiete des deutschen Reiches trennen. Weitere Artikel führen territoriale Veränderungen aus zum Zweck der Abrundung der einzelnen Gebiete. Wird ein Bundesmitglied in einen auswärtigen Krieg verwickelt, so wird es die Gesamtheit des Bundes; Frankreich stellt dazu jedesmal mindestens 200 000 Mann. Die einzelnen Bundesfürsten erhalten volle Souveränität und wird der Kaiser sich nicht in die inneren Angelegenheiten mischen.

Dadurch daß König Friedrich dem Bunde beitrat, that er keineswegs etwas, das den Gefühlen und Ansichten im Volke widerstrebte. In den meisten Kreisen blickte man vorwärts in die Zukunft als in eine Zeit der Macht, der Ruhe, des verbürgten Friedens. Beim Blick nach rückwärts mußte notwendig in die Augen fallen, wie man sich seither so oft an die Ratlosen, die Konfusen, die Machtlosen angeschlossen. — Für den Sohn der heutigen Tage liegt die Gefahr und Versuchung sehr nahe, mit dem Maßstab von heute die Zustände, die Personen, die Völker der damaligen Zeit beurteilen zu wollen. In Wirklichkeit war die Volksstimmung eine ganz eigentümliche, eher zur Zufriedenheit als zur Entrüstung sich neigende. Jeder fühlte heraus, wie es jetzt galt, in dem allgemeinen Getümmel sich und das Seinige in Sicherheit zu bringen. Noch war die Brücke nicht gefunden vom Einzelnen zum Ganzen; noch war auf dem deutschen Boden der Wille nicht erwachsen, der alles zusammenfaßt, der alles daran setzt, um mit dem Reich zugleich sich selbst ein großes lebendiges Leben zu gewinnen. —

Daß eine starke Hand jetzt das gesonderte Leben rettete, das dankte der Württemberger seinem König und, da doch einmal das Alte verloren war und zusammenbrach, so ersah man mit Genugthuung, wie das eigene heimische Königreich zunahm, sich an seinen Grenzen abrundete und im Innern erstarkte. — Staatsverträge mit Bayern und Baden brachten neue Erwerbungen im Osten und Süden, wie Biberach und Waldsee, Wiesensteig und Schelklingen. Außerdem fielen an das Königreich die Besitzungen der Fürsten von Hohenlohe, von Thurn und Taxis, von Waldburg; dazu kamen Weingarten, Eglofs, Isny und andere Gebiete in Oberschwaben; die Grafschaft Bondorf dagegen, Villingen und Bräunlingen gingen von Württemberg an Baden über.

Im württembergischen Staate war jetzt endlich der seither vielfach unterbrochene Territorialzusammenhang hergestellt; im Norden überschritten die Grenzen des Königreichs die Tauber, im Süden berührten sie den Bodensee. Die Einwohnerzahl war auf nahe an 1 200 000 gestiegen. — Für den Fall eines Kriegs waren die vom Rheinischen Bund zu stellenden Streitkräfte auf 63 000 Mann bestimmt; Württemberg sollte 12 000 ins Feld schicken; also etwa 1 Prozent der Bevölkerung.

Wenige Tage nach der Unterzeichnung der Rheinischen Bundesakte in Paris übergab König Friedrich im Verein mit den Nachbarfürsten folgende Erklärung an die Reichsversammlung in Regensburg: „Die Begebenheiten der drei letzten Kriege, welche Deutschland beinahe ununterbrochen beunruhigt haben und die politischen Veränderungen, welche daraus entsprungen sind, haben die traurige Wahrheit in das Licht gesetzt, daß das Band, welches bisher die verschiedenen Glieder des deutschen Staatskörpers mit einander vereinigen sollte, für diesen Zweck nicht mehr hinreiche, oder vielmehr, daß es in der That schon aufgehoben sei; das Gefühl dieser Wahrheit ist schon seit langer Zeit in dem Herzen jedes Deutschen, und so drückend auch die Erfahrung der letzten Jahre war, so hat sie doch im Grunde nur die Hinfälligkeit einer in ihrem Ursprunge ehrwürdigen, aber durch den allen menschlichen Anordnungen anklebenden Unbestand fehlerhaft gewordenen Verfassung bestätigt.

„Nur diesem Umstande muß man ohne Zweifel die im Jahre 1795 im Reiche selbst sich hervorgethane Trennung zuschreiben, die eine Absonderung des nördlichen und südlichen Deutschlands zur Folge hatte. Von diesem Augenblick an mußten notwendig alle Begriffe von gemeinschaftlichem Verbande und Interesse verschwinden. Die Ausdrücke: wie Reichskrieg und Reichsfrieden wurden Worte ohne Schall; vergeblich suchte man Deutschland mitten im deutschen Reichskörper. Die Frankreich zunächst gelegenen, von allem Schutz entblößten und allen Drangsalen des Kriegs, dessen Beendigung in den verfassungsmäßigen Mitteln zu suchen nicht in ihrer Gewalt stand, ausgesetzten Fürsten sahen sich gezwungen, sich durch Separatfrieden von dem allgemeinen Verbande in der That zu trennen.

„Der Friede von Lunéville und mehr noch der Reichsschluß von 1803 hätten allerdings hinlänglich scheinen sollen, um der deutschen Reichsverfassung neues Leben zu geben, indem sie die schwachen Teile des Systems hinwegräumten und die Hauptpfeiler desselben befestigten. Allein die in den letzten zehn Monaten unter den Augen des ganzen Reichs sich zugetragenen Ereignisse haben auch diese letzte Hoffnung vernichtet und

die gänzliche Unzulänglichkeit der bisherigen Verfassung aufs neue außer allen Zweifel gesetzt. Bei dem Drange dieser wichtigen Betrachtungen haben die Souverains und Fürsten des mittäglichen und westlichen Deutschlands sich bewogen gefunden, einen neuen und den Zeitumständen angemessenen Bund zu schließen. — Indem sie sich durch gegenwärtige Erklärung von ihrer bisherigen Verbindung mit dem deutschen Reichskörper lossagen, befolgen sie bloß das durch frühere Vorgänge und selbst durch Erklärungen der mächtigeren Reichsstände aufgestellte System."

Die Antwort des letzten Kaisers aus dem Hause Habsburg aus Wien vom 6. August 1806 lautete: er sehe das Band, welches ihn bis jetzt an den Staatskörper des deutschen Reichs gebunden, als gelöst an; Amt und Würde des Reichsoberhaupts seien erloschen durch die Vereinigung der konföderierten rheinischen Stände; er betrachte sich dadurch losgezählt von allen übernommenen Pflichten gegen das deutsche Reich. Die von ihm wegen desselben bis jetzt getragene Kaiserkrone und geführte kaiserliche Regierung lege er, wie hiemit geschehe, nieder. Zugleich entbinde er Kurfürsten, Fürsten und Stände und alle Reichsangehörigen, insonderheit auch die Mitglieder der höchsten Reichsgerichte und die übrige Reichsdienerschaft von ihren Pflichten, womit sie an ihn, als das gesetzliche Oberhaupt des Reichs, durch die Konstitution gebunden gewesen seien. —

Von Kaiser Napoleon erhielten die Fürsten des Rheinischen Bundes die wiederholte Versicherung, daß die inneren Angelegenheiten eines jeden Staats ihn nichts angehen; die Fürsten des Rheinischen Bundes seien Souveräne, ohne einen Oberlehnsherrn zu haben.

Von dem Eintritt in diese neuen Verhältnisse an war denn auch das Hauptbestreben Friedrichs dahin gerichtet, seine Selbständigkeit fest zu begründen und zu erhalten. Nie ist dem Kaiser der Franzosen ein Eingriff in die inneren Verhältnisse Württembergs gelungen; Leistungen, welche nicht in den Verträgen begründet waren, wußte der König mit Festigkeit abzulehnen. Nie fanden im Königreich besondere Begünstigungen in Handels-, Zoll- oder politischen Angelegenheiten für Frankreich und für Franzosen statt. Wenn Unordnungen seitens der immer noch im Lande befindlichen französischen Truppen vorfielen, so zog der König sofort die zuständigen französischen Befehlshaber zur Verantwortung und wußte so seine Unterthanen vor Ausschreitungen zu schützen. — Verwaltung und Gesetz blieben im Königreich unverändert deutsch und fanden die altwürttembergischen Gesetze auch in den neuen Provinzen Anwendung.

Auch im persönlichen Verkehr mit dem Kaiser der Franzosen wußte

König Friedrich stets seine Würde zu wahren; er ehrte und schätzte die ungewöhnlichen Eigenschaften des Mannes, der einen so unglaublichen Einfluß auf die Gemüter der Menschen besaß. Napoleon selbst begegnete dem König stets mit besonderer Auszeichnung.

Prinz Louis von Preußen hat einst prophetisch gesagt: „Aus Liebe zum Frieden nimmt Preußen gegen alle Mächte eine feindliche Stellung an und wird einmal in derselben von einer Macht schonungslos überstürzt werden, wenn dieser der Krieg gerade recht ist. Dann fallen wir ohne Hilfe und vielleicht auch gar noch ohne Ehre." — In solcher Vereinsamung wie im Sommer 1806 hatte sich Preußen noch nie befunden. Die alten Freunde alle geschlagen und entfremdet; man dachte in der Isolierung an die Aufrichtung eines Norddeutschen Bundes; man glaubte zu eigener Kräftigung Zeit gewinnen zu können. Der Gedanke an einen Bund in Norddeutschland scheiterte an den Forderungen, welche die einzelnen Staaten stellten und Zeit war keine mehr zu gewinnen; denn der übermütige Soldatenkaiser, der durch seine Spione von der Ratlosigkeit in Berlin und den andern norddeutschen Hauptstädten wohl unterrichtet war, wurde nicht müde, mit ungerechtfertigten Zumutungen und Demütigungen die preußische Regierung zu überhäufen.

Noch wußte man in Preußen an leitender Stelle nicht, wie sehr die unsichtbaren Kräfte, welche einst den Staat weit über den äußeren Bestand emporgehoben hatten, zurückgegangen waren. Man ging in den Kampf im Vertrauen auf die erprobte Macht des Staats und die Unbesiegbarkeit der Armee. Eine bessere äußere Kennzeichnung von der Auflösung, von dem Auseinanderfallen des deutschen Reichs konnte der Welt nicht geboten werden, als das Bild, das sich jetzt zeigte: der Armee des preußischen Staats gegenüber stehend Napoleon und seine deutschen Bundesgenossen. — Alles, was morsch und zerfahren war, mußte im deutschen Süden und Westen umstürzen, um nach und nach in die Form moderner Staaten sich gießen zu lassen; jetzt sollte auch der letzte Rest der deutschen Nation durch den fremden Eroberer mit Gewalt aus dem dumpfen Schlaf der letzten Jahrzehnte, aus der Abgeschlossenheit herausgerissen werden. Von sich selbst aus wollte man die innere Verderbnis, die immer zunehmende Kraftlosigkeit nicht sehen. Vor aller Welt mußte die Blöße aufgedeckt werden; erst dann war Besserung denkbar; dann erst konnte sich Preußen wieder auf seinen Platz stellen.

Zu allen Zeiten hat man es beklagt, wie Deutsche gegen Deutsche fochten; den Riß hat man beweint, der jetzt durch die ganze Nation ging und sie in zwei feindliche Lager teilte. Aber war denn dies der einzige Riß? Es war doch nur der äußerlich sichtbare. Der innere Riß, die Absonderung der Gleichgültigen, die Teilnahmlosigkeit der Gemüter, das alles war viel bedenklicher. Es war derselbe Hergang wie vor Jahren in Östreich: die Gemüter gerade der Besten im Volk nahmen noch nicht am Kampfe um die höchsten Interessen teil; sie mußten erst dazu erzogen werden.

Im preußischen Volke wie im Heere regte sich noch kaum eine Ahnung von dem großen Sinne des Kriegs. Vereinzelte Mahnrufe verklangen wie die Worte des Predigers in der Wüste. Man sträubte sich, dem ganzen Ernst der Sache ins Gesicht zu sehen; man wollte nicht gerne gestört sein. — Die Reichen und Vornehmen hielten ihre Feste; die ersten Geistesheroen setzten ihre sinnreichen Spekulationen ganz unberührt fort, als handle es sich beim Kampfe um eine ganz fremde Sache. Der damalige Gelehrte hätte es für eine Beschränktheit besonderer Art gehalten, auch noch national denken zu sollen, oder überhaupt mit Politik und Kriegführung sich abzumüden. — Leichtfertigkeit, zages Philistertum, geschmacklose Tändelei reichten sich in der Nation die Hand, um die besten Kräfte fern zu halten.

Man sprach von der politischen Existenz als von einer ganz gleichgültigen Sache. Man tröstete sich, wer auch siege, werde im wesentlichen gestatten, daß man in seiner Behaglichkeit, in den gewohnten ästhetischen Träumen weiter vegetiere. In einen ordentlichen Zorn konnte das weinerliche Zeitalter ohnedies nicht kommen. Das erlösende Wort war ja noch nicht gefunden. Gemeinschaftlicher Druck, gemeinschaftliche Demütigung waren notwendig, um in allen seither getrennten Gesellschaftsklassen das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu erwecken. Die allgemeine Wehrpflicht endlich mußte die Zurückführung der höheren Schichten zur Nation vollenden, um dieser einen mächtigen Kräftezuschuß zu geben.

Eines der gemeinschaftlichen Bande mußte hier gefunden werden. Ein weiteres ergab sich aus der Wiedererweckung des vielfach verloren gegangenen christlichen Sinns. Denn in das wissenschaftliche Heiligtum, das einzelne Heroen sich zusammengebaut, hatten sich auch die kleinsten Geister eingedrängt und jeder Schulmeister, statt einfach seinen Unterricht in Religion zu geben, glaubte die Verpflichtung zu haben, statt dessen über Tugend und Moral predigen zu müssen. —

In politischer Vereinsamung und ohne die gesamte Volkskraft zusammenraffen und ausnützen zu können, erhob jetzt Preußen die Waffen

gegen den französischen Eroberer, der schon halb Europa unter seinen Fahnen vereinigt hatte. — Am 24. Sept. 1806 verließ Napoleon Paris und begab sich nach dem Rhein. Allerorten begann es sich zu regen im deutschen Süden und Westen. Denn die französischen Korps waren ja zum Teil seit dem Kriege mit Östreich noch nicht wieder über den Rhein zurück. Am Inn und an der Isar lag Soult, Ney in Oberschwaben, im nördlichen Württemberg Davoust; im Ansbachischen Bernadotte. Überall Kompletieren, Vollenden der Ausrüstung, Aufbruch.

Die Fürsten des Rheinischen Bundes waren dem Vertrag zufolge gehalten, ihre Truppen mobil zu machen und der leitenden Macht zur Verfügung zu stellen. In Württemberg sollten eben die Bataillone in Regimenter umgeformt und ausgebaut werden. Überall war der Geist der Truppen gut, die selbstverständlich keinen anderen Willen kannten, als den Befehl des Kriegsherrn. Dazu kam das lebhafte Gefühl für kriegerische Ehre, der Glanz der französischen Waffen, die Sehnsucht, mit ihnen zu wetteifern; der Glaube an das Genie Napoleons. Der leitende Geist bei der Mobilmachung der Truppen war wiederum Friedrich, dem alles daran lag, bei der steten Vermehrung, ja Verdopplung der Truppen das feste Gefüge nicht zu verlieren. Die Formierung eines Depots bei jedem Regiment wurde vollständig durchgeführt, um die rasche Ausbildung der Rekruten und den Nachschub zu sichern. Nur so war es möglich, daß der zunächst ins Feld rückenden Division von 8000 Mann schon nach sechs Wochen 3800 Mann als Ersatztruppen und drei Monate später abermals 1000 Mann nachfolgen konnten. Dabei blieb das Königreich keineswegs von Streitkräften entblößt.

Diese umfassende Thätigkeit des Königs schuf bis ins einzelne gehende Normen für die Zukunft und blieb maßgebend für alle künftigen Mobilmachungen. —

Die französischen Korps fochten schon auf den Schlachtfeldern Thüringens, als die württembergischen Truppen auf ihren Sammelplätzen zusammentraten. Es war der Tag von Jena, 14. Oktober 1806, als der König über den größeren Teil der aufzustellenden Division Musterung hielt und so zu seinen Truppen sprach:

„Soldaten, ihr seid bestimmt, mit und neben dem Heere zu kämpfen, das seit zwölf Jahren unter dem geschicktesten und größten Feldherrn unserer Zeit Siege auf Siege häufte; ihr werdet aber auch gegen ein Heer streiten, das ehedem unter dem größten der Könige dem ganzen bewaffneten Europa unbesiegt Trotz bot."

„Diese glorreiche Bestimmung wird euren Mut, eure Tapferkeit an-

spornen. — Euer König, euer Vaterland legen ihre Ehre, ihren Ruhm, ihre Sicherheit in eure Hände; ihr werdet dieses Heiligtum bewahren.

„Zum erstenmal stehen die württembergischen Truppen in gleicher Linie mit denen anderer Monarchen; dies feure euch an, unter ihnen eine Stelle zu behaupten, die der Nachwelt beweise, daß nicht bloß glücklicher Zufall diese Glorie über euer Vaterland gebracht.

„Gerne hätte euer König die euch bevorstehenden Gefahren und Beschwerlichkeiten, sowie den zu erwerbenden Ruhm geteilt. Verhindert daran durch die Umstände, folgen euch doch seine besten Wünsche, wie sein aufmerksames Auge, das jedes ihm bekannt werdende Verdienst lohnen wird. — Ihr Gatten, ihr Väter, ihr Söhne! Trauet ihm zu, daß wenn ihr fürs Vaterland, für euren König fallen solltet, er euch den Eurigen möglichst ersetzen wird. Lebt wohl und gedenkt der Ehre Württembergs!"

Kommandeur der württembergischen Division war Generallieutenant v. Seckendorff. Für die Oberleitung aber auf dem Kriegsschauplatz trat an die Spitze der Division ein französischer General, Vandamme. Der König sah diese Maßregel nicht gerne und je nachdem die Persönlichkeit des leitenden französischen Obergenerals war, mußten sich für die Zukunft nicht wenige Reibungen ergeben. Allein Napoleon bestand bei allen Feldzügen auf dieser Maßregel, welche er dem König so mundgerecht als möglich zu machen suchte. Es sei notwendig, führte der Kaiser der Franzosen aus, daß die württembergischen Truppen einen französischen General an der Spitze haben, damit sie die Dienste, die man von ihnen verlange, auch wirklich leisten können, damit sie namentlich im Einklang mit französischen Divisionen vorgehen und operieren. Zu ihrem eigenen Vorteil müssen sie daher un chef français haben von wegen der Quartiere, der Verpflegung und vieler anderer Details.

Als eine Art Gegengewicht gegen diese Maßregel pflegte König Friedrich einen besonderen Militärbevollmächtigten im Hauptquartier Napoleons zu halten, dessen Aufgabe es war, das Interesse der württembergischen Truppen wahrzunehmen und den König über alle Vorgänge auf dem Laufenden zu erhalten.

Vom 14. Okt. ab zog die Division in starken Märschen durch Bayern gegen Hof und Dresden hin, immer der vorangeeilten großen Armee folgend. Bald waren die marschierenden Truppen von der Kunde erreicht, welche die unerwartet raschen und unerwartet vollständigen Erfolge meldeten. Und jeden Tag neue Siegesnachrichten. Was Wunder, wenn die Soldaten sich für den ungewöhnlichen Mann begeisterten; wenn die Gegner, die Völker alle wie betäubt und halb gelähmt dem glänzenden

Siegeslauf zusahen, dem auch das nicht widerstehen konnte, worauf man so sicher gebaut hatte; was Wunder, wenn die so vielfach beunruhigten Gemüter in Napoleon den endlichen Ruhestifter erblickten, wenn Friedensenthusiasten in ihm den Gründer eines Weltreichs verehrten, in welchem allgemeine Befriedigung einziehen sollte!

Schon näherte sich der Eroberer den Küsten der Ostsee und der russischen Grenze. In seinem Rücken blieben die zahlreichen Festungen liegen, mit deren Belagerung das Schlachtkorps sich nicht befassen konnte. Diese Aufgabe fiel insbesondere den Truppen des Rheinbunds zu. — Bayern und Württemberger sollten sich in Niederschlesien unter dem Kommando von Napoleons jüngstem Bruder, Prinz Jerome, sammeln, um mit französischen Truppen vereinigt die schlesischen Festungen wegzunehmen und die Hilfsquellen der reichen Provinz für die französische Armee zu sichern. — Im ganzen vereinigte Jerome drei Divisionen unter seinem Kommando, zwei bayrische, eine württembergische (Wrede, Deroy, Seckendorff); drei Reiterbrigaden wurden zusammengesetzt, darunter die württembergische Reiterei, 3 Regimenter, unter dem französischen General Montbrun. Die württembergische Infanterie zerfiel in drei Brigaden: v. Lilienberg, v. Schröder, v. Neubronn; im ganzen 5 Regimenter, dazu 4 leichte Bataillone; alle Regimenter nur ein Bataillon stark; die Artillerie zählte zwei Fußbatterien, eine reitende.

Die Besatzung der schlesischen Festungen und die wenigen außerhalb derselben befindlichen versprengten Korps mögen zusammen gegen 20000 Mann betragen haben; darunter viele unzuverlässige Elemente aus Polen und Südpreußen. — Der Zustand der Werke, die ganze Armierung und Ausrüstung, alles befand sich in vernachlässigtem, unfertigem Zustande. In dem neuen Generalgouverneur jedoch, Graf Götzen, hatte die Provinz einen sehr energischen und thätigen Verteidiger der Sache des Königs erhalten.

In Niederschlesien, in der Umgegend von Krossen, Züllichau und vor Glogau aufgestellt, hatte das Korps des Prinzen Jerome, das neunte, zunächst Fühlung mit dem in Polen stehenden rechten Flügel der großen Armee. Beim neunten Korps selbst befanden sich an französischen Truppen bloß ein paar Abteilungen Sappeurs und Mineurs und etwas Reiterei; später kamen noch sächsische und polnische Regimenter dazu. — Nächste Aufgabe für das Korps war es, planmäßig die Oder aufwärts zu rücken und Schritt für Schritt alle festen Plätze einzunehmen — Glogau, Breslau, Brieg, Kosel —, und sodann sich der östreichischen Grenze zuzuwenden, um schließlich sich in den Besitz von Schweidnitz,

Neisse, Glatz und Silberberg zu setzen. — Eine große Aufgabe für eine vergleichsweise kleine Armee, wie Jerome sie hatte. Allein es war im französischen Hauptquartier bekannt, wie schlecht der Zustand der meisten Festungen sei und man rechnete mit Sicherheit darauf, daß die Kommandanten es nicht aufs Äußerste kommen lassen. Im allgemeinen war dies richtig gedacht, wie der Erfolg zeigte.

Die wenigen preußischen Truppenabteilungen, welche in Schlesien außerhalb der Festungen zu verwenden waren, suchte der Fürst von Anhalt-Pleß ganz im Einverständnis mit Graf Götzen zu konzentrieren und zu vermehren, um die Unternehmungen der Belagerer allerorten zu stören. Die zur Verfügung stehenden Mittel reichten übrigens nie hin, um einen dauernden Erfolg zu erzielen. —

Vor jeder Festung wiederholte sich dasselbe Schauspiel. Leichte Truppen, Reiterei und Jäger mit Kavalleriegeschützen, nähern sich dem Platze. Nach einigem Plänkeln und kurzer Kanonade ergeht die Aufforderung zur Übergabe. Das hatte bei Magdeburg und bei Küstrin entschieden, darum wurde dasselbe Manöver bei jeder Festung aufgeführt. Erfolgte keine sofortige Übergabe, dann Einschließung der Werke durch die nachrückenden Infanterieregimenter; Schanzen und Redouten erstanden ringsum; nach längerem oder kürzerem Bombardement pflegten die Kommandanten zu kapitulieren. In der Regel kam es nicht zu wirklichen Belagerungsarbeiten oder zum Sturm.

Während der Einschließung war es Aufgabe der Reiterei und der leichten Infanterie, etwaige Entsatzversuche, welche durch den Fürsten von Anhalt-Pleß wiederholt ins Werk gesetzt wurden, zu vereiteln, Streifereien feindlicher Parteien zu verhindern, Kontributionen zusammenzutreiben und für die Verpflegung der Armee zu sorgen. — Dies der allgemeine Gang der Dinge bei der Belagerung sämtlicher Festungen.

Naturgemäß kam die Belagerung von Glogau zuerst an die Reihe. Diese Festung war schon auf beiden Ufern der Oder von den Bayern eingeschlossen, während die Württemberger in der Mitte des November 1806 bei Züllichau standen zur Verbindung mit Davoust in Polen. Am 17. November hatte General v. Lilienberg die bayrische Brigade Sibein vor Glogau abzulösen; Seckendorff folgte mit der Division bis Kuttlau nach, um am 25. Nov., nachdem die Bayern vollständig gegen Kalisch hin abgezogen waren, die Belagerung allein zu übernehmen. — Die Festung zählte etwas über 3000 Mann Besatzung, darunter, wie in allen Plätzen, viele unzuverlässige Leute aus Südpreußen. Ausgebrochene Meutereien mögen auch die Hauptursache der am 3. Dezember erfolgten Übergabe

gewesen sein. — Seckendorff berichtet: „Die gemeine Mannschaft von der Garnison hat sich bei dem Ausmarsch aus der Festung und bei dem Niederlegen der Gewehre sehr unanständig benommen. Mit Jauchzen warfen sie die Gewehre hinweg und zerschlugen die Kolben, prügelten ihre Unteroffiziere und wollten wieder in großen Haufen sich in die Stadt verlaufen, so daß man auf sie Feuer geben mußte.

„Der Schmerz der preußischen Offiziere, worunter viele würdige, gediente Leute sind, war sichtbar. Sie baten mit aufgehobenen Händen ihre Leute, sich doch im letzten Augenblick noch mit Anstand zu benehmen, — aber vergebens."

Schon während der Belagerung von Glogau hatte die Reiterei gegen Breslau hin gestreift, wo Graf Götzen durch Einberufung und Kompletierung der Reservebataillone, durch Aufbieten der königlichen und Privat-Förster seine Streitkräfte zu verstärken suchte, während in Oberschlesien das Gleiche von dem Fürsten Anhalt-Pleß geschah.

Vandamme mit den Württembergern zog auf dem linken Oderufer stromaufwärts; die Bayern rückten von Kalisch her; mit vereinter Macht sollte Breslau durch das 9. Korps, auch Armée des Alliés genannt, belagert werden. Die Württemberger fanden ihre Stellung in der Ohlauer Vorstadt, den rechten Flügel an die Oder gelehnt.

Vom 10. Dezember ab begann das Bombardement gegen die Stadt; am 13. eröffneten die Sappeurs ihre Arbeiten; Napoleon drang auf baldige Einnahme. Ein Sturm war deshalb auf den Morgen des 23. Dezember anberaumt. In der Ohlauer Vorstadt standen um 4 Uhr morgens die Stürmenden bereit, zwei württembergische Regimenter voran. Sie waren bestimmt, der eigentlichen Sturmkolonne, drei bayerischen Regimentern, den Weg zu bahnen. Zum Übergang über den Wassergraben lagen tragbare Flöße parat. Allein gerade beim Legen derselben wurde das nächtliche Werk durch Ungeschick den feindlichen Schildwachen verraten und so das ganze Unternehmen vereitelt.

Während Breslau eingeschlossen gehalten wurde, hatte Prinz Jerome seine leichten Truppen, insbesondere Reiterei, zur Sicherung auf beiden Oderufern in weitem Umkreis verteilt. Denn die vereinigten Bemühungen des Grafen Götzen und des Fürsten von Anhalt-Pleß hatten die schlesische Armee wohl um 8—10 000 Mann vermehrt; es verlautete viel von einem nahen Entsatzversuche. Die Generale Montbrun und Minucci wurden daher mit württembergischer und bayerischer Reiterei und einigen Bataillonen nach Strehlen detachiert, wo sie am 24. Dezember die zusammengerafften preußischen Truppen zurückwarfen und für die nächste Zeit wenigstens unschädlich machten.

Fürst Pleß zog zwar seine geschlagenen Truppen nochmals zusammen, sobald er erfuhr, daß der französische Heerführer, um sich gegen Angriffe von Oberschlesien her zu sichern, bedeutende Kräfte nach Ohlau detachiert habe. Auf der Straße von Strehlen her rückte er so rasch als möglich, die Stellung von Ohlau westlich umgehend, auf das Belagerungskorps selbst vor. Am 30. Dezember mit Tagesanbruch fiel er mit seiner Reiterei über den württembergischen Posten bei Oltaschin her, ohne ihn aber vollständig überwältigen zu können. Die Regimenter Lilienberg und Schröder erhielten Zeit, mit ihrer verfügbaren Mannschaft auszurücken, zwei bayerische Bataillone kamen zu Hilfe und gegen Abend gelang es, den ohnehin vom nächtlichen Marsch sehr ermüdeten Feind zurückzuwerfen.

Bedenklich wäre die Lage geworden, wenn zugleich mit den 5000 bis 6000 Mann, die Fürst Pleß zum Entsatz herbeiführte, auch die Besatzung der Festung Anstrengungen gemacht und mit einem starken Ausfall den Belagerer zwischen zwei Feuer genommen hätte. Allein nichts derart geschah; Fürst Pleß mußte sich auf Neisse zurückziehen und Breslau kapitulierte am 5. Januar 1807.

Sofort nach der Übergabe erhielt Vandamme mit der württembergischen Division die Aufgabe, sich gegen Schweidnitz zu wenden; Deroy zog gegen Brieg; Wrede blieb in Breslau. — Bald nach dem Abmarsch der Division aus dem Königreich hatte König Friedrich angefangen, ein Ergänzungskorps aufzustellen; dieses war jetzt in der Stärke von 3800 Mann in Glogau eingetroffen.

Am 10. Januar waren die Württemberger vor Schweidnitz angekommen, und zwar die Regimenter Kronprinz, Schröder, Lilienberg, Herzog Wilhelm, Romig, vier leichte Bataillone, drei Reiterregimenter, zehn Geschütze. Der Reiterei fiel die Aufgabe zu, die Straßen nach Strehlen und Frankenstein zu beobachten und in Verbindung mit den leichten Truppen Streifereien von Glatz und Silberberg her abzuwehren. Im übrigen beschränkte sich die Belagerung auf einfache Blokade mit häufigen gegenseitigen Alarmierungen. Erst Anfang Februar kam ein Belagerungspark an, dessen Wirkung es auch zuzuschreiben war, daß am 6. Februar eine Kapitulation zu stande kam des Inhalts, daß die Festung übergeben werden solle, wenn bis zum 16. desselben Monats kein Entsatz erfolge.

Um den Fürsten von Pleß zu verhindern, von der Grafschaft Glatz aus der Festung zu Hilfe zu kommen, wurden bayerische Truppen vereinigt mit württembergischer Reiterei beordert, von Frankenstein aus das

nach Glatz führende Defilee von Wartha anzugreifen, wo es ihnen auch am 8. Februar gelang, eine preußische Abteilung zurückzuwerfen. — Eine andere Streifpartie sah sich durch General v. Lilienberg bei Friedland genötigt, wieder auf Glatz zurückzugehen. So mußte sich denn Schweidnitz am 16. Februar 1807 ergeben.

Die Belagerungsarbeiten im Winter hatten mancherlei Strapazen mit sich gebracht. Ein Augenblick der Ruhe, ehe eine neue Aufgabe zu neuer Thätigkeit rief, war äußerst willkommen. In der Umgegend von Schweidnitz wurden deshalb Kantonierungen bezogen, in denen Erholung möglich gemacht werden sollte. Indessen ließen trotz der guten Verpflegung sich die Truppen fortwährend Gewaltthätigkeiten und Erpressungen zu Schulden kommen. Generallieutenant v. Seckendorff konnte nicht umhin, diesen Zustand seinem Könige zu schildern:

„So angenehm es mir sein muß, Ew. Königl. Maj. das Lob Allerhöchstdero Truppen verkünden zu können, so darf ich doch nicht verschweigen, daß besonders bei der Kavallerie, die immer in Bewegung und selten beisammen ist, und von der die Leute nicht immer unter Aufsicht der Offiziere sein können, sondern sich manchmal sebst überlassen werden müssen, eine gewisse Verwilderung einzutreten droht und eine grenzenlose Habsucht oft arge Exzesse und Mißhandlung der armen Landleute zur Folge hat. Der nämliche Vorwurf trifft zugleich auch zum Teil die vier leichten Infanteriebataillons, die vermöge ihres Dienstes nicht so in Aufsicht bleiben können wie die Linieninfanterie."

Auf dem nördlichen Kriegsschauplatze war seit dem halben Erfolge der verbündeten Preußen und Russen bei Eylau am 7. und 8. Februar wenig Großes geschehen; Napoleon belagerte Danzig; andere Armeeteile standen vor Graudenz und Kolberg. Neue Kräfte begannen sich schon zu regen unter den Trümmern des unbrauchbaren Alten. — In Schlesien gedachte man Glatz durch Einschüchterung zur Übergabe zu bringen. Der Versuch mißlang. Die württembergische Division, welche ihn unternommen hatte, sah sich genötigt, durch das Gebirge zurückzumarschieren über Wartha.

Da lag noch unbezwungen Neisse. Die Festung wird durch den Neissefluß in zwei Teile geteilt; auf dem linken Ufer liegen die Werke samt einem verschanzten Lager ziemlich erhöht auf dem steilen Thalrand; die rechte Seite ist vollständige Niederung. Hier beschloß Vandamme seine Arbeiten vorzutreiben. Der größte Teil der Truppen ging daher aufs rechte Ufer über; bei Glumpenau, dem württembergischen Hauptquartier, wurde eine Brücke geschlagen. Zunächst kam es jedoch nur zu einfacher Blokade, welche gegen die Unternehmungen von Glatz und Silberberg

her durch ein Detachement unter General Lefebvre bei Frankenstein gedeckt wurde.

Es gewann den Anschein, als sei man mit den rasch bewerkstelligten Kapitulationen am Ende angekommen. Dazu erfuhr die württembergische Division zu Ausgang des Monats März eine bedeutende Schwächung, indem drei Regimenter abkommandiert wurden. Ein bedeutender Geldtransport sollte nach Thorn verbracht werden. Die Infanterieregimenter Seckendorff und Romig und das Regiment Leibchevaurlegers unter Kommando des Obersten v. Berndes waren zur Bedeckung bestimmt. — Glücklich war Thorn mit dem Transport erreicht; das Regiment Leibchevaurlegers erhielt hier die Bestimmung, zur großen Armee zu stoßen; auch die beiden Infanterieregimenter sollten nicht zurück nach Schlesien; sie brachen von Thorn auf, um sich mit den Truppen zu vereinigen, welche Kolberg umschlossen hielten.

Seit März wurde diese Festung von dem Marschall Mortier an der Spitze von etwa 7000 Mann cerniert. Er hatte unter sich ein polnisches Regiment, vier italienische und ein herzoglich sächsisches. In der Festung selbst lagen Abteilungen verschiedener Regimenter, Depots und neu errichtete Freischaren, insbesondere Ferdinand v. Schills Korps zu Roß und zu Fuß; durch Ranzionierte und Freiwillige war die Besatzung allmählich auf fast 6000 Mann angewachsen. Kommandant der Festung war anfänglich Oberst Loucadou, von Ende April an Major Gneisenau. — Die Stadt liegt auf einer ebenen Fläche zu beiden Seiten der Persante, welche weiter abwärts in die See mündet. Im Nordwesten, den Werken zunächstliegend, befindet sich ein kleiner Forst, die Maikuhle genannt; im Lauf der Belagerung durch Schanzen verstärkt. Südlich der Stadt dehnen sich unmittelbar an den Werken Sümpfe und Moore aus, über welche nur mit Hilfe von Dämmen zu kommen ist. Gegen diese Front, wie gegen die östliche trieben die Belagerer hauptsächlich ihre Arbeiten vor.

Erfindungsreich, voll schöpferischen Geistes trat Ende April der Major v. Gneisenau unter die fast Verzagenden. Bald machte sich eine ganz neue Thätigkeit geltend. Aus den buntscheckigen Haufen der Versprengten schuf der neue Organisator kleine fest zusammenhaltende Truppenteile; neue Werke erstanden aus dem Boden und die Kräfte der Bürgerschaft mit dem wetterharten Seemann Rettelbeck an der Spitze sahen sich mit zur Verteidigung herangezogen. Gneisenau handelte ganz verschieden von den damals geltenden Begriffen[1]), wonach ein Festungskommandant

[1]) Pertz, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Gneisenau. I, 191.

seiner Ehre genügte, wenn er den Platz bis zu dem Augenblick verteidigte, wo der Feind eine gangbare Bresche geschossen hatte.

Er faßte vielmehr seine Aufgabe im Zusammenhang mit der ganzen Kriegführung dahin auf, mit allen Kriegsmitteln, welche der ihm anvertraute Posten darbot oder erreichbar machte, den gegenüberstehenden Feind festzuhalten, seine Kräfte zu schwächen und wo möglich zu zerstören, ihm auf seinem Wege jedes ersinnliche Hindernis zu bereiten und erst nach einsichtigem, gewissenhaftem Verbrauche aller zu Gebot stehenden Kräfte die Unmöglichkeit weiteren Widerstands anzuerkennen. Für ihn war es kein Geheimnis mehr, daß ein wohl vorbereiteter rechtzeitiger Angriff die wirksamste Verteidigung gewährt; so eröffnete sich für die Besatzung eine Zeit der kühnsten, angestrengtesten Thätigkeit. — Im Osten der Festung, unweit des Meeres, erhebt sich eine flache Anhöhe um etliche Fuß über das flache Binnenfeld, der Wolfsberg genannt; hier begann Gneisenau eine Redoute zu bauen, später zum Ruhme der preußischen Waffen Grenadierschanze genannt.

Diese neue Thätigkeit der Belagerten hatte eben begonnen, als am 27. April Oberst v. Berndes mit den zwei württembergischen Infanterieregimentern vor Kolberg eintraf; sein Hauptquartier kommt nach Tramm. Rechts von den Württembergern lagern Polen, links Italiener und Sachsen. Des kalten Seewinds wegen sind alle Truppen in Baracken untergebracht. — Aufgabe der Württemberger und Polen war es, im Osten der Festung vorzugehen gegen das neue Werk auf dem Wolfsberg und gegen die Befestigung der Lauenburger Vorstadt. Ein Vorwärtsbewegen gegen diese Angriffsobjekte hin war eine Strecke weit nur auf Dämmen möglich, bis man auf das sogenannte Binnenfeld gelangte, das höher liegt und Arbeiten im Boden gestattet. Eben dieses Binnenfeld wurde hier beherrscht von der flachen Hebung des Wolfsbergs.

Bei den Arbeiten und unbedeutenden Gefechten, die mit den noch vor den Werken aufgestellten Vorposten der Preußen vorfielen, erlitten die beiden württembergischen Regimenter bis zur Mitte Mai nur wenige Verluste. Bis zu diesem Zeitpunkt waren die Angriffswerke hinlänglich verstärkt worden und es war gelungen, über den morastigen Grund Dämme zu erbauen, welche auf das Binnenfeld führten, auf dem der Wolfsberg steht. Die beiderseitigen Vorposten standen jenseits dieser Dämme auf dem Binnenfeld. — In der Nacht vom 17. auf den 18. Mai sollte die noch nicht ganz vollendete Redoute auf dem Wolfsberg angegriffen und genommen werden, um von da aus den eigentlichen Festungswerken näher rücken zu können.

Polen, Württemberger und Italiener, etwa 1600 Mann, stehen unter Kommando des Generals Teulié am Abend des 17. Mai hinter ihren eigenen Schanzen parat, um sofort im Dunkel der Nacht die Dämme zu passieren und das feindliche Werk anzugreifen; 450 Arbeiter folgen. Die Sturmkolonne kommandiert Oberst v. Berndes. — Zum Angriff ging ein italienisches Regiment auf dem Damm voran; die übrigen Abteilungen folgten in Rotten. — Als der Damm passiert war, ohne daß der Feind sich zur Wehre gesetzt hätte, wurde in Zügen aufmarschiert und rasch gegen die Wolfsbergredoute vorgerückt. In der Nähe der Redoute ward links deployiert, worauf Württemberger und Italiener mit wütendem Geschrei zugleich in die Schanze eindrangen. — Es war 10½ Uhr nachts. — In dem halbfertigen Werk stand ein Premierlieutenant mit 160 Mann. Nach kurzem Kampf mit der blanken Waffe im Innern der Schanze wurde die kleine Besatzung gefangen oder vertrieben; General Teulié begann sich im Kehlgraben festzusetzen, während die nachfolgenden Arbeiter die Brustwehr zerstörten.

In richtiger Würdigung der Wichtigkeit der Redoute formierte Gneisenau in der Festung sofort mehrere Kolonnen, welche teils in der Front, teils in der Flanke die Eingedrungenen fassen und das Verlorene zurückerobern sollten. „Das Grenadierbataillon sammelt sich um ein Uhr morgens an der Ziegelschanze zum Sturm auf den Wolfsberg. Das Neumärkische Reservebataillon bleibt in Reserve. Das Bürgerbataillon besetzt die Hauptwache und den Hauptwall. Punkt zwei Uhr erfolgt der Angriff."

Von der Lauenburger Vorstadt rückte das Grenadierbataillon Waldenfels in Linie vor, ohne einen Schuß zu thun und drang mit den Kompagnien des Zentrums, obwohl vom Kehlgraben aus mit einer Salve begrüßt, in die Redoute ein; die Flügelkompagnien folgten; im Handgemenge begannen zuerst die Italiener zu weichen und sich auf die Arbeiter zu stürzen. In die Verwirrung wurden die Württemberger mit hineingezogen. Die Offiziere gaben sich alle Mühe, die Front wieder herzustellen; es gelang ihnen dies erst jenseits der Schanze, wo der Feind zum Stehen gebracht und das Gefecht wieder hergestellt wurde. Die Dunkelheit der Nacht hatte die Verwirrung begünstigt und den Wirkungskreis der Offiziere beschränkt. Dazu kam, daß die pommerischen Bataillone, wie die Württemberger, weißgraue Mäntel führten, was zu mancherlei Verwechslungen Veranlassung gab.

Der preußische Bericht sagt: „Der Feind wurde weit verfolgt und sein ganzes Lager geriet in Aufruhr. Erst, nachdem er sich über seine

neu angelegten Dämme zurückgezogen hatte, war er gesichert. — Die im Gefecht befindlich gewesenen feindlichen Truppen waren 16 Kompagnien Polen, Sachsgothaer und Meiminger, zwei Bataillons Württemberger und zwei Regimenter Italiäner."

Gneisenau erhielt Zeit und Gelegenheit, sich zu verstärken und neue Abschnitte zu schaffen zwischen dem Wolfsberg und der Hauptumfassung. Der im Sommer 1807 geschlossene Waffenstillstand fand die Festung noch in den Händen der Preußen. — Hier war eben durch den von außen kommenden Andrang in der kleinen Welt der umschlossenen Stadt ein Umschwung hervorgerufen worden; Kräfte waren erweckt, die ohne den fremden Zwang ewig geschlafen hätten in der organisierten politischen Langeweile und Gedankenlosigkeit. Obenan stellte sich ein leitender organisierender Geist; Gemeinsinn, Opferfreudigkeit und Zusammenstehen aller antworteten ihm aus der Mitte der Bewohner. Auf militärischer Seite trat zu der erwachenden Selbständigkeit und Initiative der trotzige Mut und der beleidigte Zorn. Als Soldaten betrachteten sich auch die Bürger und neckend klang es von den unbezwungenen Wällen: „Wir haben Kanonen', wir haben kein Bang; marschiert nur nach Hause und wartet nicht lang!" —

Nach dem Sturm in der Nacht vor Pfingstsonntag den 17. Mai fiel den Württembergern noch die Aufgabe zu, verschiedene neue Belagerungsarbeiten zu decken; Ende Mai aber wurden beide Regimenter wieder auf den schlesischen Kriegsschauplatz abberufen. Es scheint, die französische Heeresleitung hatte sich mit dem Gedanken geschmeichelt, daß die vorübergehende Verstärkung des Belagerungskorps vor Kolberg genügen würde, um durch einen Handstreich jeden Widerstand zu brechen. —

Vor Neisse hatte indessen Vandamme mit der württembergischen Division Mitte April die eigentlichen Belagerungsarbeiten aufnehmen können und begann die Festung zu bombardieren. Der Widerstand war jedoch ein ungemein zäher; Stürme von einzelnen Detachements führten zu keinem bleibenden Resultat, während die Nähe von Glatz, wo Graf Götzen Entsatztruppen sammelte, den Mut der Besatzung aufrecht hielt und sie unermüdlich in Ausfällen machte.

Bei Frankenstein war zur Beobachtung der Preußen General Lefebvre aufgestellt mit Detachements der Bayern, Württemberger, Sachsen, Polen und einigen französischen Abteilungen. Sein Auftrag war, den Paß von Wartha zu besetzen und die Streifereien aus der Grafschaft Glatz in Schranken zu halten. In glücklichen Gefechten, vom 13. bis 17. April, gelang ihm dies vollkommen, und für die nächste Zeit wenig-

stens konnte Neisse auf keinen Entsatz rechnen. — Es war Mitte Mai geworden, bis Graf Götzen eine neue Operation ins Werk setzen konnte. Die Besatzungen von Glatz und Silberberg hatte er auf fast 10 000 Mann gebracht. Mit einem Teil davon sollte nun rasch auf Breslau marschiert werden, von dem man erfahren, daß es eine nur sehr geringe Besatzung habe. Nach dem erwarteten Erfolg gedachte man den erwachenden Nationalgeist und die Erbitterung in Schlesien zu benützen und einen allgemeinen Volkskrieg zu organisieren.

Kaum war das preußische Entsatzkorps von Silberberg abmarschiert, als Lefebvre bereits Kunde von seinen Absichten erhielt. In Gewaltmärschen warf er sich ihm bei Kanth mit nur 1200 Mann in den Weg und drückte im ersten Anlauf die Preußen auf das rechte Ufer des Schweidnitzer Wassers. Auf seinem linken Flügel jedoch sah Lefebvre sich geschlagen und mußte er deshalb sich zurückziehen. Aber auch das preußische Detachement suchte nun möglichst rasch das Gebirge wieder zu gewinnen. Unterwegs, mit Verstärkungen aus Schweidnitz, wußte der rastlose Lefebvre es noch einmal zu fassen und zersprengte es vollständig. Die Wirkungslosigkeit seiner Ausfälle und die wiederholte Vereitlung aller Entsatzversuche bewog nun den Gouverneur von Neisse am 1. Juni zu einer Kapitulation in der Art, daß er die Festung übergeben wolle, wenn bis zum 16. Juni kein Entsatz erscheine.

Während der letzten Zeit der Belagerung von Neisse war im württembergischen Hauptquartier eine bedeutende Veränderung vor sich gegangen. — König Friedrich verfehlte nicht, in wiederholten Briefen an Prinz Jerome diesem ans Herz zu legen, er möge nicht dulden, daß der württembergische Divisionskommandeur in seiner Wirksamkeit behindert und in seiner Selbständigkeit eingeschränkt werde. Vandamme indes, ein rastlos thätiger und intelligenter General, besaß schlimme Eigenschaften genug, um sich bei seinen Untergebenen verhaßt und bei den Einwohnern des Landes verabscheut zu machen. Über die Abgrenzung der beiderseitigen Befugnisse zwischen dem französischen und württembergischen General scheint es zu wiederholten Unannehmlichkeiten gekommen zu sein. Schon früher hatte General v. Seckendorff den sehnsüchtigen Wunsch ausgesprochen, daß er unter Jeromes unmittelbares Kommando gestellt werden möge, während auf der andern Seite Vandamme den König bat, an die Spitze der Division einen rüstigeren und thätigeren General zu stellen, der sich keinerlei Blößen vor den Truppen gebe.

Um fernere Weiterungen abzuschneiden, übertrug König Friedrich das Divisionskommando in Schlesien dem Generallieutenant v. Camerer.

In Glumpenau am 4. Mai trat dieser seine Stelle an. In erster Linie faßte er die Wiederherstellung der in manchen Abteilungen gelockerten Disziplin ins Auge. Seine Tagesbefehle sprachen sich auf das schärfste darüber aus. Wenige Tage, nachdem er das Kommando übernommen, ließ er zum warnenden Beispiel einen reitenden Jäger, der zu Wiesau im Pfarrhaus geplündert und einen Einwohner getötet hatte, im Angesicht der ganzen Dorfgemeinde auf dem Platz seiner Unthat erschießen. Jedes Regiment war bei der Exekution durch Zeugen vertreten. — Einzelne Abteilungen, welche im Quartier mit nichts zu befriedigen waren, ließ der General zur Strafe biwakieren; kein Mittel ließ er unversucht, um Zucht und Ordnung zu erhalten und den Einwohnern die Last des Kriegs zu erleichtern. —

Noch standen Glatz und Silberberg unbezwungen da. Jeder Entsatzversuch für Neisse von dieser Gegend her mußte vereitelt werden. Am Paß von Wartha stand seit längerer Zeit Lefebvre. Für die Württemberger blieb der Weg, der von Reichenstein übers Gebirge herführt, übrig; bei Patschkau wurde deshalb ein stärkerer Posten aufgestellt. Allein Graf Götzen wagte keinen Entsatzversuch und Neisse wurde am 16. Juni übergeben, zwei Tage nach der Schlacht bei Friedland, wo die Entscheidung für den ganzen Krieg gefallen.

Einer bayrischen Division unter Deroy und der württembergischen war die letzte Arbeit auf dem schlesischen Kriegsschauplatz übertragen, die Bezwingung von Glatz. Am 17. Juni setzten sich die Kolonnen von Frankenstein aus in Bewegung; die Württemberger auf dem linken Neisseufer, die Bayern auf dem rechten. Nach kurzer Kanonade war am 21. Juni die Einschließung vollendet; die württembergische Division lehnte oberhalb Glatz ihren rechten Flügel an die Neisse.

Die Befestigungen des linken Ufers sind durchaus hoch gelegen und schwer zugänglich; auf etwas flacherem Grunde liegen die auf dem rechten Ufer, namentlich das seit kurzer Zeit erbaute, von neun offenen Fleschen eingefaßte verschanzte Lager. — Der Umstand, daß diese Schanzen in Eile erbaut, schlecht in der Kehle geschlossen und nicht mit einander verbunden waren, mochte die nächste Veranlassung geben, daß im französischen Hauptquartier sofort ein nächtlicher Sturm auf das Lager beschlossen wurde. Die bayrische Brigade Sibein sollte das Lager in der Front angreifen; von der Neisse her hatten die Württemberger zu stürmen.

Eine Stunde nach Mitternacht in der Nacht vom 23. zum 24. Juni stand General v. Lilienberg auf dem rechten Flügel des württembergischen Lagers an der Neissefurt parat mit dem 1. Fußjägerbataillon, dem 2.

leichten Bataillon und den Infanterieregimentern Kronprinz und Lilienberg samt 600 französischen und württembergischen Reitern. Alle übrigen Truppen des Lagers blieben in Reserve; unmittelbar an der Furt als nächste Unterstützung die Brigade Neubronn mit den Regimentern Herzog Wilhelm und Romig.

Um 1 Uhr setzten sich bayrische und württembergische Sturmkolonnen in Bewegung, die Gewehrschlösser umwickelt, damit kein unzeitiger Schuß das Unternehmen verrate. Nach Verfluß einer halben Stunde hatten sie sich dem Lager, ohne daß die Schildwachen es gemerkt hätten, so weit genähert, daß Reiterei und Infanterie zugleich, jene durch die Lücken zwischen den Schanzen, diese über die Brustwehren und von den nur mit Zaunwerk versetzten Kehlen her, zugleich mit Ungestüm eindringen konnten. Nach erbittertem Handgemenge mit Kolben und Bajonnet wurde die Besatzung, 2 — 3 000 Mann stark, auf die inneren Festungswerke zurückgeworfen. — Begünstigende Momente waren außer der Dunkelheit der Nacht noch weiter das hohe Getreide in der Nähe der Schanzen, das schon am Tage vor dem Sturm ein Anschleichen möglich gemacht hatte, und außerdem der Umstand, daß ein kurz vorhergegangener Regen die Gewehre so verdorben hatte, daß nur wenige losgingen.

Folge der glücklichen Waffenthat war eine am 24. Juni getroffene Übereinkunft, laut deren sich die Festung am 26. Juli ergeben sollte. Der am 30. Juni abends bekannt gewordene Abschluß der Friedenspräliminarien zwischen Frankreich, Rußland und Preußen kam der Übergabe jedoch zuvor.

Schon bei früheren Gelegenheiten, insbesondere bei der Belagerung von Neisse und den verschiedenen im freien Feld gelieferten Gefechten hatte der kommandierende General Veranlassung gehabt, die Hingebung und Tapferkeit der Truppen im Gefecht, ihre Unverdrossenheit bei Arbeiten und Strapazen dem König gegenüber zu erwähnen, unter besonderer Hervorhebung der ausgezeichneten Leistungen Einzelner. An Ermunterungen, Belohnungen und Auszeichnungen ließ es der König denen gegenüber nicht fehlen, die sich in der That vor anderen hervorgethan. — Jetzt, am Schluß der Feindseligkeiten, berichtet der General über die Truppen, welche den Sturm auf das verschanzte Lager von Glatz ausgeführt: „Von dem Mut, der Entschlossenheit, der Bereitwilligkeit der Mannschaft ist es schwer eine Vorstellung zu geben; ich habe dergleichen noch bei keiner Truppe je gesehen; im Gefecht waren sie wie wütend und kaum beisammen zu behalten."

Endlich kam der Friede zu stande am 7. und 9. Juli zu Tilsit; ein Friedensschluß, in dessen Bestimmungen sich das wilde Gemüt des

fremden Eroberers ganz der Lust der Rache und des Zerstörens überließ. — Das alte Preußen war untergegangen; mit Staunen und Entsetzen hatten die Nationen seinen Fall gesehen und mit inniger Rührung das Große, das mit ihm verschwand, und so manche erhebende Erinnerung aus der Vorzeit, die mit ihm erlosch, betrauert. —

Napoleon war keineswegs gewillt, seine Truppen aus den eroberten Landstrichen so bald zurückzuziehen; auch einem etwaigen neuen Kriegsschauplatz wollte er nahe sein. — Zunächst blieben die Württemberger in Schlesien (Hauptquartier Reichenbach); später wurden sie verlegt nach der Mittelmark (Hauptquartier Fürstenwalde). Überall in den Kantonierungen fleißige Übungen, insbesondere Scheibenschießen und Tiraillieren; Herstellung der Ausrüstung. Im ganzen hatte die Division 1191 Mann vor dem Feind und durch Krankheiten verloren.

Schon begann der Winter ins Land zu ziehen und noch stand die württembergische Division in der Mittelmark. Hier wurde von den Truppen der Geburtstag des Königs gefeiert. Ein Bericht aus dem Hauptquartier Fürstenwalde erzählt: „Am 5. November abends kündigten 100 Kanonenschüsse, Zapfenstreich mit türkischer Musik und Standmusik vor den Quartieren der Generale den folgenden Tag an. Am 6. November früh hörte man wieder 100 Kanonenschüsse und türkische Musik mit dem Reveilleschlagen. Um zehn Uhr versammelten sich in dem Hauptquartier des Kommandierenden, Generalfeldzeugmeisters v. Camerer, die Generale und von jedem Regiment ein Stabsoffizier, ein Hauptmann und ein Lieutenant. Alsdann war Kirchenparade mit dem ganzen Fußjägerbataillon König und der reitenden Batterie, an welche Truppen sich noch von jedem nicht im Hauptquartier liegenden Regiment oder Bataillon ein Unteroffizier und ein Soldat als Deputierte anschlossen. Diese waren aus der Zahl derer gewählt, welche durch die Verdienstmedaille ausgezeichnet sind.

„Der Zug ging aus dem Quartier des Kommandierenden nach der Kirche, wo von dem Feldprediger Kurz geprediget, auch ein Tedeum gehalten wurde. Artilleriesalven ließen sich wieder hören. Nach der Kirche ging der ganze Zug zur Wachtparade. Mittags war große Tafel für die Generale, auch die oben gedachten deputierten Offiziere in dem Quartier des Kommandierenden, wo auch die deputierten Unteroffiziere und Soldaten gespeist wurden. Während auf die Allerhöchsten Gesundheiten getrunken wurde, fielen wieder 100 Kanonenschüsse.

„Nachmittags war Scheibenschießen von dem Fußjägerbataillon König, wobei zwölf Preise ausgesetzt waren. Ein Ball für Offiziere und Honoratioren der Stadt und Gegend beschloß den festlichen Tag."

Kurze Zeit darauf gelang es den Vorstellungen König Friedrichs, seinen Truppen den Befehl zum Rückmarsch zu erwirken. Über Torgau, Leipzig, Nürnberg war am 21. Dezember 1807 bei Ellwangen der heimatliche Boden wieder erreicht.

So waren denn die Truppen des Rheinischen Bundes in die Schule moderner Kriegsweise eingeführt. Der Bund selbst sah sich erweitert durch Beitritt des Königs von Sachsen, des neu zusammengesetzten Königreichs Westfalen, der sächsischen Herzogtümer und anderer Länder.

Zum vierten Abschnitt.

1. Philipp Christian Friedrich Graf von Normann.

Als Sohn des preußischen Generals Ludwig von Normann am 25. Okt. 1756 zu Stresow in Pommern geboren, kam der Knabe nach dem Tode des Vaters an den Hof des Herzogs Karl von Württemberg. Eisernen Fleißes und mit vorzüglichen Geistesgaben ausgerüstet, that er sich in der hohen Karlsschule vor den Altersgenossen hervor. Noch in jungen Jahren ward Normann zum Regierungsrat ernannt, hielt juridische Vorlesungen in der Karlsschule und war seit 1791 Hofgerichtspräsident.

Bei den Unterhandlungen nach dem Luneviller Frieden zeigte er hervorragendes diplomatisches Geschick; 1803 war er Staatsminister des Innern. Bei Annahme der Königswürde wurde Normann in den Grafenstand erhoben, nachdem er einige Jahre vorher schon mit dem Gute Ehrenfels belehnt war. — Voll Klugheit und Energie wußte Normann in dem stets wachsenden Staate nach dem Willen des Königs die Thätigkeit der Beamten zu regeln und abzugrenzen. Dem König unbedingt ergeben, führte er dessen Befehle nicht nur in ihrer ganzen Schärfe, sondern oft noch mit Steigerung ihres Sinnes aus. Als unermüdeter Arbeiter im Dienste des Königs hatte er seine Kräfte überanstrengt. Seit einer Reihe von Jahren leidend, trat er 1812 in den Ruhestand und starb am 26. Mai 1817 in Tübingen.

Von seinen Söhnen ist insbesondere Karl Friedrich Lebrecht Graf von Normann bekannt geworden. Als ungemein tüchtiger und begabter Offizier hatte er in allen Feldzügen gefochten; kaum dreißigjährig war er es, der als General am 17. Juni 1813 die württembergische Reiterei gegen das Lützowsche Freikorps bei Kitzen führte, als Werkzeug der Anschläge von seiten des französischen Oberbefehlshabers. Das Gehässige der That wurde in der Folge ihm zugeschrieben, während er sich doch der Mittel zur Verteidigung beraubt sah. Ein drückendes Gefühl beschlich den durchaus ehrenhaften und makellosen Soldaten und dieses Gefühl hat sein ferneres Schicksal wesentlich mitbestimmt. Sein Übertritt bei Leipzig wurde nicht gebilligt; er wandte sich nach Österreich; erst 1817 durfte er nach Württemberg zurückkehren. Bald suchte er wieder einen Kriegsschauplatz auf und zog mit einer kleinen Schar Philhellenen nach Morea im Januar 1822. In der Schlacht bei Peta verwundet, starb er zu Ende desselben Jahres in Missolunghi.

(Allg. deutsche Biographie; Pahl, Denkwürdigkeiten.)

2. General Ferdinand Friedrich von Nicolai.

Ein hervorragender Theoretiker aus der alten Schule, wie General v. Hügel ein Praktiker aus der Übergangszeit war. — Am 20. Oktober 1730 zu Cannstatt als der Sohn des dortigen Bürgermeisters geboren, studierte Nicolai zunächst in Tübingen die Rechte. Erst in seinem 26. Jahre trat er als Fähnrich in die württembergische Artillerie, nachdem er auf Reisen, die ihn nach Preußen und Österreich führten, Neigung für den Soldatenstand gefaßt. Bald kam er zum Generalstab und machte als Hauptmann die Züge der Württemberger im siebenjährigen Krieg mit. Die Artillerie und der Generalstab blieben auch später diejenigen Gebiete militärischen Wirkens, auf denen er besonders thätig war; im Oktober 1774 wurde er zum Kommandeur des neu errichteten Artillerieregiments ernannt.

Neben seinen Arbeiten für Organisation und Hebung der Artillerie beschäftigte sich Nicolai namentlich noch mit Entwürfen zur wissenschaftlichen Heranbildung von jungen Offizieren. Seine bedeutende litterarische Thätigkeit bewegte sich hauptsächlich auf diesem Feld. — Die Offiziere gingen meist aus den Regimentern hervor oder wurden in dem Kavalier- und Pagenkorps, das der Garde du Korps zugeteilt war, ausgebildet. Nicolais Plan umfaßt die Errichtung einer Kriegsschule in zwei Abteilungen: Vorbereitungskurs und eigentliche Kriegswissenschaft. — Nicolai geht in seinen Anforderungen für die Zöglinge und für die Offiziere außerordentlich weit. In der hohen Karlsschule, 1770 auf der Solitude errichtet, einige Jahre später nach Stuttgart übertragen, 1782 vom Kaiser zur Universität erhoben, wo neben einer juridischen, medizinischen, philosophischen, ökonomischen und künstlerischen Fakultät auch eine militärische bestand, sahen sich die Wünsche und Entwürfe Nicolais zum großen Teil verwirklicht.

Seit 1786 war der vielseitig gebildete Offizier General und von 1794 ab Präsident des Kriegsratskollegiums. In den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts Gesandter am Hof zu Petersburg; später wurde er mit dem Rang eines Generalfeldzeugmeisters zum Staats- und Kriegsminister ernannt. Nach der vollständigen Umgestaltung des Heerwesens aber trat der verdiente alte General im Februar 1806 in den Ruhestand. Er starb am 14. Mai 1814 in Ludwigsburg.

Dem Herzog Friedrich ist er bei seinen Organisationen treulich beigestanden, so weit dies der Mann der alten Schule vermochte. Denn mit seinen eigenen Organisationen vom Jahre 1798 war Friedrich der Schöpfer der neuen praktischen Schule, indem er in den Feldzügen 1799 und 1800, wie auch bei den Truppenübungen der folgenden Jahre lehrte, Praxis mit Theorie zu verbinden zur Erreichung eines verständigen Ziels, wie er denn auch, was Gründlichkeit und Schnelligkeit betrifft, als Vorbild gelten kann für jeden Kriegsminister.

Durch die Ungunst der Verhältnisse drängten sich den denkenden Männern der alten Schule großartige praktische Ziele nicht von selber und unabweisbar auf. So geschah es, daß die Theoretiker ihrer Theorie rein als Selbstzweck huldigten, zuweilen, dem Zuge der Zeit folgend, in spekulierende Tändeleien verfielen bei ihrer Lieblingsbeschäftigung mit Fortifikation und Mathematik, oder in schwer faßbare Unnatürlichkeiten, wenn sie sich je auf das Gebiet der Taktik wagten. Mathematik und Meßkunst beherrschten alles; den Krieg pflegte man rein als mathematisches und topographisches Problem anzusehen. Jede nützliche Wissenschaft, jeder gerade, einfache, natürliche Gedanke, ein energisches Drauflosgehen, um den Feind zu vernichten, der ganze schlichte Stoff der Kriegführung, — alles wurde der neu erfundenen Militärmathematik und der Meßkunde zum Opfer gebracht.

Recht ein Mann dieser alten rein theoretischen Mathematik- und Fortifikationsschule war auch der Ingenieurmajor Rösch, der an der Karlsschule Militärwissenschaften lehrte. Er war ein pedantischer Offizier von schönen Kenntnissen und nach mancher Richtung hin von Verdienst. Unheilvoll erwies sich das Einsaugen dieser abstrakten mathematischen Theorien bei seinem Schüler, dem nachherigen preußischen Oberst v. Massenbach, dem Generalquartiermeister Hohenlohes im Kriegsjahr 1806.

(Allg. deutsche Biographie; Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe I, 183, 187; v. d. Goltz, Roßbach und Jena. Berlin 1883, S 214 ff.; Strack v. Weißenbach, Geschichte der württ. Artillerie. Stuttg. 1882.)

3. Ludwig Timotheus Freiherr von Spittler.

Spittler wurde geboren in Stuttgart, wo sein Vater Diakonus an der Stiftskirche war, am 11. Nov. 1752. Als Schüler des Gymnasiums in Stuttgart erhielt er mannigfache Anregung durch den damaligen Rektor Volz, einen hervorragenden Forscher auf dem Gebiete der Geschichte. Spittler war von Anfang an zum Theologen bestimmt; die am Gymnasium in Stuttgart erhaltenen Eindrücke wirkten nach, bald überwog der Geschichtsforscher den Theologen.

Ende der siebenziger Jahre führte Spittler seine Magisterreise nach Norddeutschland aus und machte bei dieser Gelegenheit eine Reihe von wertvollen Bekanntschaften. Im Jahr 1779 wurde er als ordentlicher Professor nach Göttingen berufen, nachdem er sich als Repetent in Tübingen durch sein Erstlingswerk einen Namen gemacht. In Göttingen trug Spittler zunächst Kirchengeschichte vor; später zog er sich ganz auf weltliche Geschichte zurück, auf Politik und Statistik. Alle seine Studien durchdrang ein praktisch-patriotisches Interesse.

Sein Hauptwerk, Grundriß der Kirchengeschichte, war indes entstanden; weitere folgten nach, nachdem er zur weltlichen Geschichte übergetreten:

die Geschichte Württembergs; Geschichte von Hannover; Entwurf der europäischen Staatengeschichte und andere Werke. Dazwischen war er auch publizistisch thätig. Im mündlichen Vortrag wußte der Lehrer mit seiner hohen, stattlichen Gestalt, mit seinen hellen Augen und feinen Zügen, begabt mit dem edlen Ton lebendiger Erzählung, seine Schüler zu fesseln.

Allmählich sehnte sich aber der allzeit eifrige Mann nach praktisch politischer Thätigkeit. Unverwandten Auges war er den Vorgängen in seinem Heimatlande Württemberg während der neunziger Jahre gefolgt. Er sah, wie dort alles in Bewegung kam. Staats- und Weltverbesserer schossen wie Pilze aus der Erde. Es regnete Flugschriften. Spittler mischte sich mit der ganzen Lebhaftigkeit seiner Auffassung unter die anonymen Flugschriftsteller. — Um so erwünschter aber mußte es ihm sein, als im Jahr 1797 ihn Herzog Friedrich Eugen als Geheimerat nach Stuttgart berief. Den berühmten Landsmann wollte man in der kritischen Zeit nicht gerne missen. —

Auch unter Herzog Friedrich verblieb Spittler im Geheimen Rate. Bei seinem durchaus konservativen Sinn, bei seinem methodisch fortschreitenden Wesen war er abhold jeder revolutionierenden gewaltsamen Neuerung. In dem Konflikt mit dem Landtage zu Ende des 18. Jahrhunderts rät Spittler dem Herzog, die Stände durch fortgesetzte Verhandlungen allmählich mürbe zu machen; empfiehlt übrigens Achtung vor der öffentlichen Meinung. Die alte Verfassung selbst erschien Spittler verbesserungsfähig, aber auch verbesserungsbedürftig; er pflegte zu sagen: die württembergische Verfassung sei zum Stockmayerschen Familiengut geworden. (Stockmayer war damals Landschaftssekretär.) So mag Spittler sich auch über den Verlust der Verfassung getröstet haben.

Zu Anfang des Jahrs 1806 erhob der König Spittler in den Freiherrnstand unter gleichzeitiger Ernennung zum Staatsminister, zum Kurator der Universität Tübingen und Präsidenten der Studien-Oberdirektion. In den letzteren Stellungen fühlte sich Spittler niemals recht an seinem Platze. Als er noch auf dem Katheder saß, hatte er sich seine praktische politische Wirksamkeit anders ausgemalt, als sie sich jetzt im Kabinet wirklich gestaltet hatte. Den eigentlichen großen Regierungsgeschäften stand er doch fern und so mag er sich manchmal zurückgesehnt haben nach seinem Göttinger Kreise, wo er der gefeierte Lehrer war durch seinen Scharfsinn, die Fülle seiner Gedanken, die Leichtigkeit und Gewandtheit in der Auffassung und im Ausdruck. — Doch hat Spittler seine Lebenswahl niemals bereut und in seinem Kreise durch seinen Geist viel Nützliches gewirkt. — Schon im Herbst 1808 zeigten sich bei ihm Spuren von Wassersucht; er erlag dieser Krankheit am 14. März 1810.

(Realencyclopädie für protestant. Theologie. — D. Fr. Strauß, Gesammelte Schriften. II. 83 ff.)

Zweiter Teil.

Bis zur Aufrichtung des deutschen Bundes.

Erster Abschnitt.

Die königliche Regierung.

So war denn mit dem Frieden von Tilsit der letzte Rest deutscher Selbständigkeit vernichtet und die Bruchteile der deutschen Nation und ihre einzelnen Stämme sahen sich entweder der unmittelbaren Fremdherrschaft unterworfen oder doch dem Einfluß fremder Oberherrschaft vollständig preisgegeben. Eine ernste, harte Schulzeit für das ganze Volk hatte begonnen unter fremder Leitung und Aufsicht; denn aus eigener Kraft wäre das Volk ja doch nicht dazu gekommen. Und zwar stellte sich diese harte Schule dar als eine gemeinschaftliche für die ganze Nation. Also doch etwas Gemeinschaftliches. Ein Band, eine Last für alle gleich. Vorher hatte kaum irgend etwas Gemeinschaftliches bestanden, kaum ein Name.

Mit der alten Zeit, deren Untergang niemand aufrichtig betrauerte, war so viel Schlendrian, Gedankenlosigkeit und Eigendünkel dahingegangen, daß materiell betrachtet, die neuen Einrichtungen vollauf entschädigten. Größer noch war der Gewinn in anderer Richtung.

Länger als ein Jahrzehnt hatten die Staaten und Stämme Norddeutschlands in ruhiger Kontemplation, vom Feinde nie gestört, sich den Streit um die Weltherrschaft vor ihrer verschlossenen Hausthüre abspielen sehen.

Eine riesige Macht sahen sie heranwachsen; riesig nicht nur nach ihrem Umfang und nach dem zur Verfügung gestellten Menschenmaterial; riesig zugleich durch die Nutzbarmachung seither gebundener geistiger Kräfte, durch die Heranziehung Aller im Dienste eines einzigen Willens. Dabei eine Macht, frivol, unersättlich, rücksichtslos. Das Alles sah man täg-

lich im hellen Sonnenlichte vor der eigenen Thüre. Und doch keinerlei Wandlung bei sich selbst. Man glaubte politisch schlau und außerordentlich erfinderisch zu sein; in Wirklichkeit kam man über oberflächliche Künsteleien und naive Befriedigung durch kleine Erfolge nicht hinaus. Man blieb gedankenlos, gespalten, getrennt nach außen wie im Innern; aus eigener Kraft unfähig sich aufzuraffen.

Jetzt war schonungslos die rauhe Wirklichkeit, gleichmachend, nicht wegzustreiten und nicht wegzudeuten, eingezogen durch alle Thüren. In jedem Hause, an jedem Herde setzte sie sich fest. Und der, welcher sich seither nur als Bürger der großen, weiten Welt gefühlt, der in gelehrten Spekulationen geschwommen, der Traumbildern nachgejagt, der als Schöngeist sich überhaupt um gar nichts gekümmert, der tändelnde Reimschmied, der hochmütige Philosoph — mit Einem Ruck sahen sich alle recht unsanft hineingestellt in die Wirklichkeit, die rauh und rücksichtslos sich für sie gestaltete aus dem Einen Grunde, weil sie Deutsche waren und Angehörige, Staatsbürger des überwundenen Staates.

Das war schon Gewinn genug. Ein Volk, welches politischer Gedanken gänzlich entwöhnt war, in seinen getrennten gesellschaftlichen Klassen sich geistig nahe gebracht und in Eins zusammengefaßt; aufgerüttelt aus den bequemen Träumen und genötigt, alle seine Kräfte zu Hilfe zu nehmen und neue wachzurufen. — Aber aus so trübem Dunkel kommt man nicht mit Einem Schlag heraus; es bedarf der Erzieher und der Zeit zu schrittweiser Hebung.

Ein politisch gleichgiltiges, ein durchaus unkriegerisches Volk war es ja auch, an dessen Spitze König Friedrich vor zehn Jahren als Herzog getreten. Zwar nicht vollständig erstorben war alles politische Leben, aber das, was sich von solchem vorfand, war eingegrenzt auf wenige bevorzugte Kreise, in welchen wiederum der politische Gedanke sich um einen einzigen festen Punkt bewegte und unfähig war, von hier weg als treibende Kraft auf ein anderes Triebwerk gelenkt zu werden. Auf ödem Felde mühten sich die Arbeiter ab ohne fruchtbringenden, allgemein nützlichen Erfolg.

So war die Thätigkeit Friedrichs von Anfang eine wesentlich erzieherische gewesen; die Grundlagen zu politischem Leben, die sich in der alten Haushaltung fanden, hatte der König immer weiter und weiter entwickelt, teils mit gewaltigem Anfassen die Hindernisse beseitigend, teils schrittweise vorgehend nach Maßgabe der Zeitlage. Stets schwebte ihm das Ziel vor: seinen Staat, den er sich geschaffen, zu möglichst großer Machtstellung nach außen wie im Innern zu führen, die Wohlfahrt des

Einzelnen wie des Ganzen zu fördern, geistiges Leben rege zu halten. Zur Erreichung dieses hohen Ziels aber erwiesen sich Friedrichs Einigungsbestrebungen als durchaus notwendig. Darum hatte der König jedes Sonderleben beseitigt oder doch eingeschränkt, die Rechte der Einzelnen aufgehoben und alle einander gleich gemacht; die Altwürttemberger, die von einer bevorzugten Familienoligarchie sich regieren ließen, die Reichsritter, die gut gelebt, aber keine Landeslast getragen; die behaglichen geistlichen Lande, die abgestorbenen Reichsstädte und die Grafschaften mit ihrem besonderen hergebrachten Recht.

In den Dienst seines politischen Gedankens hatte Friedrich seine ganze riesige Arbeitskraft und Energie, seinen erfinderischen Geist und die Zähigkeit des Ausharrens gestellt. Die mächtigen Eindrücke, welche einst der König durch vielfache und nahe Berührung mit Friedrich dem Großen in sich aufgenommen, wirkten nach. Friedrich der Große aber hatte schon einen Staat vorgefunden mit klar gestellter Aufgabe, mit Tradition und leitenden Gedanken; er machte sich zum Diener der vorgefundenen Staatsidee, er lebte sich in sie hinein, sein ganzes Leben war ein Opfer für sie. König Friedrich von Württemberg hatte erst einen Staat ins Leben zu rufen und zusammenzufügen; er konnte sein persönliches Gesetz nicht vom schon vorhandenen Staat empfangen; er stellte vielmehr die Anforderung, daß der werdende Staat sich nach des Schöpfers und Herrschers Willen gestalte.

Nicht gerne läßt man fremde Hände an einem Lieblingswerk arbeiten. So empfand auch Friedrich den Drang, alles selbst thun zu wollen, in jedem einzelnen Fall, in jedem Fache selbst Hand anzulegen. Auch diejenigen, welche man als besonders in Gunst stehend bezeichnete, hielt der König fern vom Einfluß auf Regentenhandlungen [1]). Die ihm inwohnende Schaffensfreudigkeit, das Gefühl der Überlegenheit über die zur Verfügung stehenden Organe waren die nächsten Ursachen zu der weitverzweigten eigenen Arbeit.

Dem ausgezeichneten Geiste des Königs, seiner derben Kraft war eine besondere Ungeduld gepaart. So konnte es nicht fehlen, daß bei den endlosen Aufgaben, welche der König seiner Arbeitskraft stellte, doch manches übereilt wurde; über anderes war der König nicht unterrichtet genug; Härten ließen sich dann und wann nicht vermeiden, wenn auch der König alles aufbot, um, seinem Vorbilde getreu, nach allen Seiten hin volle Gerechtigkeit walten zu lassen; wenn er auch mit mißtrauischem

[1]) Pahl, Denkwürdigkeiten ꝛc. 390 f.

Auge und rasch strafender Hand über der Thätigkeit und Unparteilichkeit seiner Organe wachte.

Ein ungemein glückliches Gedächtnis, ein rascher, sicherer Blick, ein reicher Schatz an Geschäfts- und Welterfahrung erleichterten dem König seine Aufgabe, alles selbst zu sehen und selbst zu thun. Das Selbstregieren traf bei ihm im umfassendsten Sinne zu. Alles Große, was ausgeführt wurde, war im strengsten Sinne des Königs eigenstes Werk. — Allgemeine Maßregeln, sowohl in Hinsicht der auswärtigen Angelegenheiten, als der inneren Verwaltung gingen gewöhnlich unmittelbar von ihm selbst aus und es war nicht nur der erste oder der Hauptgedanke der getroffenen Verfügung sein Eigentum, sondern sehr oft auch die Art der Ausführung; ja nicht selten verfaßte er eigenhändig ausführliche Memoires und Deduktionen. Entwürfe, die ihm zur Durchsicht vorgelegt wurden, kamen gewöhnlich mit Änderungen oder Zusätzen von ihm zurück, welche letztere auch, bei der eigentümlichen Physiognomie seines Stils, leicht erkennbar sind.

Überdies waren die Vollmachten der einzelnen Ministerien recht beschränkt. In den meisten Geschäften mußten unmittelbare Vorträge an den König gemacht werden. So war er in der Staatsmaschine der alles ordnende, leitende Geist; keiner seiner Diener hat so viel gearbeitet wie er. Unendlich viel Gutes hat dadurch Friedrich gewirkt. Die Menge von Geschäften aber, das Eindringen in alle Details machten in manchen Fällen eine genaue Untersuchung der Lage der Dinge zur Unmöglichkeit; so ergaben sich mit Notwendigkeit auch Mißgriffe. Nichts versäumte aber der König, um derartige Fehler oder Ungerechtigkeiten wieder gut zu machen [1]).

Das selbstthätige Eingreifen des Königs bei allen Angelegenheiten wirkte zunächst fördernd auf den stetigen, ungehemmten Gang der Staatsmaschine; Gleichheit vor dem Gesetz, Gerechtigkeit waren die Folgen; der eigenartige Ausbau des Staats aber nach rein persönlichen Ansichten, das Sichauflehnen, wo es nur immer möglich war, gegen fremden Einfluß, erzeugten einen kräftigen Partikularismus in dem neu geschaffenen Staate, gaben ihm ein eigentümliches Gepräge.

Stuttgart, als Haupt- und Residenzstadt lange Zeit vernachlässigt, kam nun wieder zu seinem Rechte. Eine neue Vorstadt erstand; Erweiterungen und Verschönerungen sah man ins Leben gerufen, daß man sich, wie die Zeitgenossen sagen, in der Stadt bald nicht mehr auskannte. — Über ein halbes Jahrhundert war seit der Grundsteinlegung

[1]) Biographie des Dr. Friedrich Wilhelm v. Hoven. Nürnberg 1840. S. 142.

des Residenzschlosses verflossen und noch stand von dem rechten Flügel wenig mehr als die äußere Schale da; nirgends war der Einbau in allen seinen Teilen durchgeführt. Nun aber schritt der König rasch zum Werke und in unglaublich kurzer Zeit gelang es ihm, unter der Leitung des genialen Hofbaumeisters Thouret das Ganze zu vollenden; ein würdiger Königspalast nach innerer Einrichtung und den darin aufgehäuften Denkmalen der Kunst und des Geschmacks. Der rechte Flügel wurde vom König als seine gewöhnliche Wohnung bezogen. Auf der Nordseite des Schlosses, auf kaum benutztem Boden erstanden die Anlagen, ein Park, dessen Genuß der König dem Publikum der Residenz zum Geschenk machte.

Zu den fremden Größen, welche am Hof und in der Stadt thätig waren, rief der König eine ganze Reihe einheimischer Künstler, die er durch seinen Einfluß und mannigfache Förderung als besondere Zierde dem Hofe, der Stadt und dem Lande zu erhalten wußte. Auch die Sommerresidenz Ludwigsburg bekam durch einen stattlichen Naturpark wesentliche Verschönerung.

In wahrhaft königlichem Glanze erschien der Hof durch das Hervorkehren aller Zeichen der königlichen Würde, durch feierliches Zeremoniell und zahlreiche Hofchargen. Dazu kam eine bedeutende Vermehrung der Dienstleute am Hof und erhöhte Pracht ihrer äußeren Erscheinung. Mit Entfaltung alles denkbaren Glanzes wurden die Feste am Hofe begangen. —

Längst hatte Napoleon Schritte gethan, um sein Haus in verwandtschaftliche Beziehungen mit den legitimen Dynastien zu bringen. Es war ihm das geglückt bei dem badischen und bayrischen Regentenhaus; später mit Habsburg. Zu einer Verbindung mit seinem Bruder, dem Prinzen Jerome, der zum König von Westfalen bestimmt war, ersah er Prinzessin Katharina, König Friedrichs einzige Tochter, am 21. Februar 1783 in Petersburg geboren. Der Plan zu dieser Heirat scheint schon älter gewesen zu sein. Um dem Wunsch des Kaisers von Frankreich Ausdruck zu geben und die förmliche Werbung anzubringen, erschien Marschall Bessieres am Hofe zu Stuttgart. Der König gab seine Einwilligung und am 12. August 1807 erfolgte die Trauung der Prinzessin mit dem Prinzen Jerome, dessen Stelle Kronprinz Wilhelm vertrat. Die Prinzessin reiste sofort ab zur Trauung in Paris.

Von Anfang hatte der König diese Verbindung seiner Tochter als eine nur durch politische Rücksichten gebotene angesehen; er wußte, daß beide Teile, Katharina wie Jerome, nur mit Widerstreben sich höherem

Willen gefügt hatten. Mit unbegrenzter Liebe blieb Friedrich seiner Tochter zugethan und stand in fortwährendem Gedankenaustausch mit ihr, die als Königin von Westfalen, wie später im Exil, ihr Geschick mit bewundernswerter Seelenstärke ertrug. Mußte ja doch der Vater den Versicherungen der hochsinnigen Frau über ihr volles Glück, nachdem sie sich mit aller Gewissenhaftigkeit in ihre Lage gefunden, von Anfang an mißtrauen, da ihm der Ton am Hofe zu Cassel nicht unbekannt geblieben.

Außer diesen verwandtschaftlichen Banden wußte Napoleon noch weitere durch die Diplomatie zu knüpfen. In Spanien hatten seine Generale und Marschälle unglücklich gekämpft; er selbst wollte dort mit ein paar großen Schlägen alles beendigen. Dazu aber bedurfte er Ruhe in seinem Rücken. Rußland hatte er gewonnen durch Eingehen in dessen Ausdehnungsgelüste an der unteren Donau, aber Östreich mißtraute er und dem tiefgekränkten Preußen. Eine Zusammenkunft mit Kaiser Alexander sollte die Ruhe verbürgen. — In einem Schreiben vom 14. September 1808 war König Friedrich von Napoleon eingeladen, an der Entrevue mit dem Kaiser von Rußland in Erfurt teilzunehmen; dieselbe habe den Zweck, sich über die Lage von Europa auszusprechen und sich über solche Mittel zu vereinigen, welche geeignet wären, den ewigen Streitigkeiten ein Ziel zu setzen und allgemeine Ruhe zurückzuführen. Im Plane Friedrichs lag es zunächst, Napoleon behufs einer Unterredung auf dem Wege, etwa in Würzburg, zu treffen. Allein Napoleon gab hierüber keine bestimmte Zusage und so begab sich König Friedrich nach Erfurt. An den Ort des allgemeinen Interesses war schon die Diplomatie vorausgeeilt nebst einer Anzahl besonders glänzend ausgerüsteter französischer Truppenteile. Am 27. September trafen sich die beiden, jetzt durch Freundschaft und gemeinschaftliche Interessen verbundenen Kaiser. Vom östreichischen Kaiserhause war kein Mitglied anwesend; als Vertreter des Kaisers Franz war General Vincent erschienen, um friedfertige Erklärungen abzugeben und die Stunde des offenen Bruches zu verzögern. Preußen war durch den Prinzen Wilhelm vertreten; die Souveräne der übrigen deutschen Staaten hatten ihr persönliches Erscheinen zugesagt.

Glänzende Feste, Paraden, Jagden in Erfurt und Weimar wechselten ab mit diplomatischen Verhandlungen. Endlich hatte Napoleon das engste Einverständnis mit Rußland erzielt. Es schien, als sei die Oberherrschaft in Europa, auf dem Kontinente wenigstens, zwischen den zwei Kaisermächten geteilt, als hindere nichts mehr daran, die übrigen Staaten entweder ganz zu unterwerfen oder zur Bundesgenossenschaft zu zwingen. Am

12. Oktober war der Vertrag abgeschlossen; zwei Tage nachher ging der glänzende Kongreß aus einander.

Nicht gerade unbefriedigt zog Kaiser Alexander vom Kongreß nach Hause, aber alle seine Wünsche waren keineswegs erfüllt worden. Der persönliche Einfluß des gewaltigen Mannes aber, seine Herrschaft über die Gemüter der Menschen, seine vollkommene Kenntnis ihrer Leidenschaften und Gelüste — diese Eigenschaften Napoleons wirkten in Verbindung mit fesselnder Beredsamkeit so überwältigend, daß die russische Diplomatie sich zufrieden gegeben hatte, wenn sie auch nicht alles erreichte, was einst in Tilsit vorgespiegelt worden war.

Die unleugbar großen Eigenschaften des französischen Kaisers waren es auch, welche den Verkehr mit ihm ganz außerordentlich erleichterten. Man hat sich außerhalb des Rheinischen Bundes und auch in späteren Zeiten die tägliche Unbequemlichkeit viel zu groß gedacht [1]). Es war meistenteils Schuld der Fürsten oder der Ministerien selbst, wenn sie den französischen Gesandtschaften zu viel Einfluß im Innern gestatteten oder nicht zu widersprechen wagten.

König Friedrich genoß einer ganz besonderen Achtung wegen seines überlegenen Geistes einmal und hauptsächlich deshalb, weil er sich niemals und bei keiner Gelegenheit einschüchtern ließ.

Solch freimütige Sprache, verbunden mit kluger Beredsamkeit, führte keiner der übrigen Fürsten gegen Napoleon; unter allen Umständen, auch in scheinbar kleinen Äußerlichkeiten zeigte Friedrich den selbständigen durch Bündnis verpflichteten Monarchen. Bei jeder weiteren Verhandlung berief er sich auf die bestehenden Verträge. So wußte es der König auch durchzusetzen, daß das württembergische Armeekorps mit Entsendungen nach Spanien verschont blieb.

Stets pflegte König Friedrich mit Napoleon zu verhandeln wie Macht gegen Macht [2]). In keiner seiner Erklärungen ließ er auch nur von ferne merken, daß er ein Verhältnis der Unterordnung anerkenne. Er remonstrierte, wo es ihm not schien, dem Gewaltigen; er erinnerte ihn, wenn er sich beeinträchtigt glaubte, an die Verträge; er schlug ihm sogar manche seiner Zumutungen ab. Das feste, mit Konsequenz durchgeführte Beharren

---

[1]) v. Gagern, Mein Anteil an der Politik. Stuttgart und Tübingen 1823. I. 190.

[2]) Zeitung für die elegante Welt. Jahrgang 1817. No. 49 ff. Züge zu einem Charaktergemälde des Königs Friedrich von Württemberg von J. G. Pahl. Vgl. auch Fournier, Historische Studien und Skizzen; Aus Süddeutschlands Franzosenzeit. Leipzig 1885, S. 277.

auf dem Grundsatze der Gegenseitigkeit erwarb Friedrich die vollkommene Achtung Napoleons und was dieser oft dem Mächtigsten verweigerte, ward von ihm dem König bewilligt.

Nie hat Friedrich dem französischen Gouvernement einen Einfluß auf die inneren Angelegenheiten des Landes gestattet und die in dieser Hinsicht gemachten Versuche immer standhaft abgewiesen. Nie hat er einen seiner Unterthanen an französische Gerichte ausgeliefert, nie Tribute an den Protektor bezahlt, nie den Franzosen politische Begünstigungen vor anderen Völkern eingeräumt. In der Staatsverwaltung wurden die Einrichtungen möglichst vermieden, welche als Nachahmung französischer Institutionen hätten angesehen werden können. So dringend die Einführung des Code Napoleon dem König angesonnen war, so gelang es diesem doch, sich des Andringens zu erwehren.

Der Streit, wo ein solcher durchzufechten war, schien ein recht ungleicher zu sein. Allein die hohen Begriffe von der Würde und von der schrankenlosen Macht eines souveränen Regenten, von der Heiligkeit seiner Person, gaben dem König auch in solcher Lage die nötige Energie. Was dem Lande an Machtmitteln abging, wußte Friedrich durch seine Persönlichkeit zu ersetzen. — Er drückte sich, im Deutschen wie im Französischen, mit einer Fülle, Gewandtheit und Beredsamkeit aus, welcher schwer zu widerstehen war. In mündlichen Mitteilungen über öffentliche Angelegenheiten und Geschäfte erschien der Reichtum seines Geistes, die Klarheit und Schärfe seines Blickes oft so glänzend, daß er in anderen ein Gefühl der Demütigung erregte. In den großen Konferenzen, zu denen die Umstände den König riefen, imponierte er überall durch seine klare und überlegene Auffassung der Dinge.

Seine gesetzgeberische Thätigkeit erstreckte der König auch auf das Königliche Haus, indem er hier dieselben Begriffe von der Souveränität des Regenten durchführte, welche ihn leiteten bei der sonstigen Gesetzgebung und Fürsorge für das Land, bei dem Zeremoniell und Glanz seines Hofes, bei seinem Verhältnis zur Armee und zum Beamtenstand. — Die früheren Hausgesetze und Verträge beseitigend, schuf der König aus eigener Machtvollkommenheit ein neues Hausgesetz mit dem Beginn des Jahres 1808. „Die, durch die Vermehrungen Unserer Staaten, durch die Annahme der Königswürde und durch die gänzliche Auflösung der deutschen Reichsverfassung so wesentlich veränderten Verhältnisse machen es Uns, als Stifter der Monarchie, als Haupt des Königlichen Hauses und als Vater des nächsten Thronerben zur Pflicht, den durch jene Ereignisse auch in den Verhältnissen Unseres Königlichen Hauses bewirkten Veränderungen durch gegen-

wärtiges auf alle künftigen Zeiten verbindliches Hausgesetz und Verordnung eine feste Bestimmung zu geben."

Vermöge der hauptsächlichsten Anordnungen dieses Gesetzes blieb die Gesamtheit der Königlichen Staaten zu einem ewigen und unveräußerlichen Fideikommiß des Königlichen Hauses verbunden. In Ansehung der Thronfolge wurde das Recht der Erstgeburt, nach der vormals in dem Herzoglichen Haus eingeführten Ordnung für fortdauernd erklärt; als Zeitpunkt der Volljährigkeit eines minderjährigen Königs das achtzehnte Lebensjahr festgesetzt. — Der König übt, als Haupt des Hauses, die höchste Souveränität und beziehungsweise die väterliche Gewalt, in ihrem allgemeinen rechtlichen Sinn, und macht die rechtlichen Handlungen der Angehörigen von seiner Zustimmung abhängig.

In jenen bedeutungsvollen Tagen, als im Herbst 1805 sich das Schicksal des Landes auf viele Jahre entschied, hatte sich des Königs jüngster Sohn, Prinz Paul, 1785 geboren, vermählt; zwei Jahre nachher die einzige Tochter Katharina. Nachdem von den drei Kindern des Königs die zwei jüngsten in den Ehestand getreten, schritt auch Kronprinz Wilhelm zur Vermählung. Prinzessin Charlotte von Bayern war für ihn ausersehen. Zu Anfang Juni 1808 reiste der Kronprinz nach München, wo am 8. Juni die Vermählung stattfand. Voll froher Hoffnung und mit Festlichkeiten aller Art wurden die Neuvermählten im Heimatlande empfangen, als sie am 14. Juni zurückkehrten und ihren Einzug in Stuttgart und Ludwigsburg hielten [1]). Allein die Ehe bestand nur unter den Formen ernsten Anstandes; die Gemüter und Herzen, die sich nie gesucht, konnten sich auch nicht finden. Nach sieben Jahren trennten sich die hohen Gatten mit beiderseitigem Einverständnis. —

War es König Friedrich auch gelungen, den Dienst in Spanien von seinen Truppen und Unterthanen abzuwenden, so hatte Napoleon in den Vorschlag des Königs doch hauptsächlich nur eingewilligt im Hinblick auf die Verhältnisse zu Östreich. Keinem aufmerksamen Auge konnte es entgehen, wie dort die Partei des Erzherzogs Karl alle Kräfte zusammenraffte und neue ins Leben rief, um noch einen Gang um die Existenz mit dem immer unerträglicher werdenden fremden Eroberer zu machen. Napoleon, nachdem er sich mit Rußland abgefunden, brauchte sich nicht zu scheuen, mit Spanien und Östreich zugleich Krieg zu führen. Nie waren seine Truppen so sehr von Selbstgefühl gehoben, so trefflich geübt und ausgerüstet als jetzt eben nach den frischen Erfolgen. Dazu

[1]) Köstlin, König Wilhelm, S. 225.

die Kontingente der Staaten des Rheinischen Bundes auf die Höhe der besten eigenen Truppen gehoben, geblendet durch den Glanz der Waffen, neben denen sie fochten, voll Bewunderung aufblickend zu den Heerführern, die für unüberwindlich galten, voll Ehrgeiz und ritterlichen Bestrebens, es den fremden Vorbildern gleichzuthun. Und zu dem Bestreben trat bald das Bewußtsein und die Kraft, es gleichthun zu können.

So voll militärischen Geistes, aber freilich bloß militärischen, so voll stolzen Selbstgefühls, so auf der Höhe der neuen Kriegführung und der Leistungen stehend, so ausgebildet, bewaffnet und ausgerüstet hatte man die Truppen der deutschen Staaten niemals gesehen. Erst ein Jahrzent war verflossen, daß Friedrich angefangen hatte, durch Herbeiziehung der Landeskinder den Grund zu einem pflichtmäßigen Wehrstand zu legen. Man erinnerte sich nur noch von ferne der unwürdigen, gedrückten Stellung des Soldatenstandes zu der Zeit, als man fremde und eigene Taugenichtse warb, als der Stand kaum irgendwo als solcher Achtung genoß, in den Augen der politischen Träumer, der Schöngeister jedenfalls für gänzlich überflüssig galt.

Und jetzt begann das Gefühl durchzudringen und sich in allen Kreisen Geltung zu verschaffen, daß der pflichtmäßige Wehrstand ein notwendiges Zubehör für die Würde und Macht des Staates sei, als Erzeuger und Darsteller der Volkskraft durch Erziehung eines kräftigen und männlichen Geistes, als Vertreter der Volkskraft nach außen. Eine Rückkehr, ein Zurückfallen in das Reich des planlosen Hinlebens, der Sentimentalität, des verschwommenen Weltbürgertums von ehedem war jetzt nicht mehr möglich. Nach scharf markierten, kräftigen Linien begannen sich die Bedingungen des Daseins zu regeln; trotz der alles umfassenden Herrschaft Napoleons bildete sich eine Art von Nationalgefühl heraus oder doch, bei den minder mächtigen Staaten, ein scharf hervortretender Partikularismus. Alles das vorerst noch verdeckt und zum Teil unbewußt; dann und wann in vereinzelten Vorgängen aufflackernd, aber endlich wachgerufen als zusammengefaßte nationale Kraft; in der Folge wiederum auseinandergehend in Sonderbestrebungen, aber zum Schlusse durch die Not der Zeit wie durch das Bedürfnis des Volksgemüts vereinigt im neuen Reich. —

„Eine Hoffnung für künftige Tage, die von keinem beobachtenden Patrioten unbemerkt blieb, dämmerte im Lauf der Zeiten. Wir sahen nämlich, wie der Kaiser Napoleon der militärischen Verfassung von Deutschland eine neue vollkommenere Einrichtung gab und unsere Söhne nicht nur im Gebrauche der Waffen übte, sondern auch den Geist in ihnen

erregte, der die Kräfte der Völker verdoppelt. Überall wurde von unseren Souveränen, mit Verwerfung des alten elenden Schlendrians, der Organismus ihrer Truppen dem vortrefflichen Muster der französischen Heere nachgebildet.

„Der Soldatenstand kam durch die Allgemeinheit der Konskription, durch die menschlichere Behandlung des gemeinen Mannes und durch die Auszeichnungen, die man dem Verdienste in diesen Kreisen bewilligte, zu der Ehre, die ihm gebührt. Man begriff, daß der Stock nicht dazu diene, Helden zu bilden und daß die Menschen doch noch etwas mehr seien als Maschinen. Man fing an, durch moralische Mittel auf die Krieger der Nation zu wirken und suchte in ihrem Gemüte zu begründen, was vorher nur durch physischen Zwang bewirkt ward. So gelangte der deutsche Soldat zu einer militärischen Haltung. Der Sklavensinn verschwand und er wurde stolz, kühn, freimütig und zufrieden mit seinem Stande. Er fing an, sich für die Sachen zu interessieren, um die man stritt, und die Maßregeln zu beurteilen, die man nahm. Er erwies im Lager und am Tage der Schlacht die herrlichsten Züge von Ausharrung, Treue und Tapferkeit.

„Dies alles hatten wir dem Beispiele und den unaufhörlichen Ermunterungen Napoleons zu danken und den steten ernsthaften Übungen, worin er unsere Krieger erhielt. Nach einer langen Periode der Erlahmung und der Herabwürdigung hat er die Deutschen wieder zu Soldaten gemacht. Aber er hat dadurch seinem Interesse nicht gedient. Denn wollte er unsere Unterjochung verewigen, so durfte er uns nicht zu dem Bewußtsein der Kraft kommen lassen, die in uns ist; er mußte im Gegenteil diese Kraft austreiben und vernichten und den Geist der Knechtschaft pflanzen. Erzog er sie aber zu einem heroischen Charakter und gab er ihnen neben der Tüchtigkeit in den Operationen und in der Behandlung der Waffen auch Zuversicht zu sich selbst, so führte er die Gefahr herbei, daß sie einst, entrüstet über die verlorene Freiheit, sich auflehnen, ihre Waffen gegen ihn richten, und, durch die innere Kraft reichlich zu einem solchen Unternehmen ausgerüstet, nicht nur ihr Joch abwerfen, sondern auch für ihre bisherige Unterdrückung Rache an ihm nehmen dürften. Diese Hoffnungen regten sich in uns, wenn wir unsere Kinder von Napoleon in seine Schlachten treiben sahen. Sie waren auch nicht erträumt. Der Erfolg hat sie auf das vollkommenste bestätigt [1])."

[1]) Pahl, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit. ꝛc. S. 552 f.

Mehr als ein bloßes Ahnen ist es, das so spricht von den Wirkungen des immer allgemeiner werdenden Waffendienstes, von der Dienstbarmachung aller Kräfte des Volkes, von der Herausbildung der Nationen selbst. Es gewann die Ansicht immer mehr Boden, daß von demselben Volk, welches unsere politische Ohnmacht und den geistigen Niedergang mit verschuldete, auch der Anstoß ausgehe zur Wiedergeburt durch Vorbild, Zwang, durch die Nötigung, aus eigener Kraft heraus etwas zu leisten, das geeignet wäre, nach Aufraffung aller Volkskräfte die Armseligkeit der letzten Jahrhunderte vergessen zu machen.

Das trifft im allgemeinen und großen zu; im einzelnen nicht immer vollständig. — König Friedrich hatte mit seinem erzieherischen Wirken begonnen, noch ehe der Stern Napoleons diesen zum tonangebenden Oberherrn von ganz Mitteleuropa gemacht, noch ehe seine Armee durch ihre Erfolge, ihre Organisation, ihre Kriegsweise und Ausbildung Muster aller übrigen geworden. Unbeugsamen Willens voll war Friedrich an sein Erziehungswerk gegangen und führte es durch, so sehr auch ein des Kriegsdienstes und des ernsten politischen Lebens entwöhntes Volk über Unbequemlichkeiten und Härten klagen mochte.

Als Herzog Friedrich noch gegen die französische Republik focht, bildete und übte er den kleinen lebendigen Organismus seiner Armee mit aller Sorgfalt; aufmerksamen Auges verfolgte er die Weiterentwicklung der Grundlagen, die er im Jahr 1798 aufgestellt. Seine Armee war so in Wahrheit sein eigenstes Werk [1]). „Die ganze Militärverfassung erschien als ein Muster von Ordnung, Konsequenz und Zweckmäßigkeit und in keiner seiner Schöpfungen hat sich Friedrichs Geist so glänzend gezeigt, als in dieser. Der Organismus seiner militärischen Macht, die ökonomische Administration, das gegenseitige Verhältnis der verschiedenen Waffen, die Kleidung und Armierung des Soldaten, alles erschien in der höchsten Vollkommenheit."

Nichts entging dem Auge des Königs. Jeder [2]), der sich auszeichnete, war gewiß, von dem König bemerkt und ohne Rücksicht auf Geburt belohnt und befördert zu werden. Der Offizier nahm eine ehrenvolle, aber von der übrigen Bevölkerung scharf gesonderte Stellung ein. Verdienten Männern gegenüber kargte der König nicht mit entsprechender Versorgung und Auszeichnung. Neben der Stiftung des Ordens vom

---

[1]) Fournier, Histor. Studien und Skizzen ꝛc. S. 283. Pahl in der Zeitung für die elegante Welt. Jahrg. 1817 Nr. 49 ff.

[2]) Perthes, Politische Zustände ꝛc II, 454.

goldenen Adler und des Zivilverdienstordens erneuerte er im November 1806 die Statuten des Militärverdienstordens, der schon am 6. Nov. 1799 bei seiner Entstehung aus dem Militär-Karlsorden mit einer Pension dotiert war, im Jahre 1810 aber die Präbende erhielt, wie sie heute noch besteht, während eine königl. Ordre vom 11. Febr. 1808 festsetzte, daß Unteroffiziere und Mannschaften, welche die goldene Militärverdienstmedaille besitzen, nach erhaltenem Abschied auf Lebenszeit ihre gehabte Löhnung fortgenießen sollen.

So war Friedrich von Anfang an seine eigenen Wege gegangen unter Benützung der vorzüglichen Schule, welche ihm die große Armee bot. In noch höherem Grade freilich zeigte sich später die Neubildung in Preußen als eine originale, eigenartige, selbständige, nachdem der rauhe Stoß von außen her die Mängel alle bloßgelegt hatte. —

Was an Erfahrungen, an Kenntnissen in den Feldzügen der Württemberger erworben worden war, wurde sofort verwertet nach Anleitung des Kriegsherrn; das Angefangene ausgebaut der Zahl wie dem inneren Werte nach. So in der Armee, wie in den übrigen Zweigen des Staats- und Volkslebens ununterbrochene Thätigkeit. Die Regimenter der Infanterie, bisher nur dem Namen nach Regimenter, setzten sich alle auf zwei Bataillone, so daß, als der Krieg mit Östreich drohte, nicht nur das vertragsmäßige Kontingent gestellt werden konnte, sondern außer den Depots, Garden und Landwehren auch noch Linientruppen im Lande verblieben, was in diesem Fall sich als eine heilsame Vorsicht erwies.

Nicht gerade eine reformatorische Thätigkeit in großem Stil war es, welche in Östreich das Ministerium Stadion und Erzherzog Karl entwickelten, aber doch eine das Volk in den Tiefen aufregende durch das Appellieren an seine Hingebung und seinen Patriotismus. Längst arbeitete man auf den Entscheidungskampf mit Napoleon hin. Dieser war keineswegs überrascht davon. Er focht zwar augenblicklich in Spanien. Mit einem Auge aber schaute er unverwandt zur Donau hin. Der Augenblick schien ihm gekommen, wo es notwendig für ihn war, der Mitte Europas näher zu sein. Im Januar 1809 kehrte er nach Paris zurück.

Einer Katastrophe entgegengehend, war es sonst Östreichs Gewohnheit gewesen, sich des Bündnisses möglichst vieler zu versichern; eigentümlicherweise war das jetzt versäumt worden. Seine Diplomatie hatte nicht gleichen Schritt mit den Kriegsrüstungen gehalten. Der Kaiserstaat war gänzlich isoliert. Weder mit England noch mit Preußen hatte man sich verständigt, auch sich nicht der Neutralität Rußlands versichert. Energisch aber wurden die Rüstungen betrieben; man war früher schlagfertig als

der Gegner. Jetzt trat eine andere Eigentümlichkeit zu Tage; man schlug nicht sofort und energisch los; man fiel nicht über die noch schwachen feindlichen Kräfte her; bedachtsam wartete man, bis der Gegner sich verstärkte. Deshalb im Beginne des Feldzugs lauter Mißerfolge der Österreicher; endlich Zusammendrängen ihrer Kräfte an dem Tage von Aspern zu Ende des Monats Mai.

Während der Monate März und April zogen vom Rheine her französische Armeekorps nach Bayern. Die Truppen der Fürsten des Rheinischen Bundes wurden mobil gemacht. Vom 17. März 1809 schreibt Napoleon an König Friedrich [1]), daß General Vandamme wiederum zum Kommandanten der Württemberger ernannt sei; er kenne sie ja schon von Schlesien her. Übrigens werde er der einzige Franzose unter den Württembergern sein und seine Befehle direkt vom Major-General erhalten. Unter ihm soll ein württembergischer General die Truppen führen. — König Friedrich hegte den lebhaften Wunsch, seine Offiziere mit der erneuten Unterordnung unter einen Mann, wie Vandamme es war, zu verschonen. Er gab diesem seinem Wunsche sehr scharfen Ausdruck, indem er am 23. März Napoleon erwiderte:

Er sei erstaunt über die Wahl Vandammes und erinnere den Kaiser an die Unterredung, die sie in Erfurt über diesen Gegenstand gehabt. In aller Gedächtnis sei noch die Härte, la malhonnêteté sans bornes, mit der er Generale und Kommandanten behandelte; es sei zu befürchten, daß eine Menge hoher Offiziere den Abschied nehme. Die württembergischen Generale würden unter jedem beliebigen französischen Führer lieber dienen, als unter General Vandamme. „Ich muß daher im Verein mit ihnen um eine andere Wahl bitten. Sie kennen meine Denkweise zu genau, um zu wissen, daß ich eine ähnliche Vorstellung nicht angenommen hätte, wenn ich ihre Motive nicht ehren müßte, und alles geschieht nur zum Besten der gemeinschaftlichen Sache und meiner Truppen."

Napoleon sucht den Vorgang dem König so mundgerecht als möglich zu machen: ein französischer Oberbefehlshaber sei aus denselben Gründen notwendig und für die württembergischen Truppen nützlich wie in den Jahren 1806/7; ein solcher könne besser für sie sorgen, manches für sie durchsetzen. Dans le grand métier de la guerre müsse man sich über vieles hinwegsetzen. Die Vorstellungen wegen Vandammes, der bei allen Fehlern doch viel Bravour habe, seien ihm peinlich. — Indessen war die

[1]) v. Schloßberger, Briefwechsel der Königin Katharina mit König Friedrich von Württemberg ꝛc. I. S. 217 ff.

Ankunft Vandammes dem König schon angezeigt worden; da die Sachen bereits so weit gediehen seien, schreibt Friedrich, wolle er sich für den Augenblick nicht widersetzen und habe seinem Divisionsgeneral v. Neubronn befohlen, sich unter den Befehl Vandammes zu stellen. Übrigens verweise er auf sein letztes Schreiben wegen etwaiger trauriger Folgen dieser Ernennung.

Napoleon geht in seiner Antwort noch einmal auf die militärischen Verdienste Vandammes ein. Am 4. April übernahm Vandamme in der That den Oberbefehl über die württembergische Division; der König schrieb, er wolle keine weiteren Hindernisse bereiten, wenn Vandamme der gemeinschaftlichen Sache so gute Dienste leisten könne.

Bei der Richtung seines Geistes mußte es dem König empfindlicher sein als wohl jedem anderen Fürsten, wenn er, väterlich besorgt für Offiziere und Mannschaften, vor dem fremden Willen zurückweichen mußte. Zwei Militärbevollmächtigte bestimmte er diesmal zum Anschluß an das französische Hauptquartier, den Oberst und seitherigen Chef des Generalstabes Baron v. Hügel und den Flügeladjutanten Oberstlieutenant Graf v. Beroldingen. Ihre Bestimmung war, Befehle für die Truppen zu empfangen und dem König Mitteilung zu machen über den Gang der Operationen und das Wohlbefinden der Truppen.

Bezeichnend aber für die ganze Denkweise des Königs, für seine Auffassung der einmal notwendigen Unterordnung unter französischen Willen und Oberbefehl ist das weitere gegen Vandamme eingeschlagene Verfahren. Auch unter so schwierigen Verhältnissen soll in der königlichen Armee selbständiges männliches Denken und Handeln, getragen von dem Geist der Ehre, stets im Vordergrund stehen. — Als des Königs Intentionen hat Generallieutenant v. Neubronn allen Generalen, Kommandeuren, Stabs- und Oberoffizieren bekannt zu geben:

Sämtliche bei dem Kgl. Armeekorps angestellte Offiziere haben sich zwar gegen den General Vandamme mit der seinem Amt und seinem Rang gebührenden Achtung, Höflichkeit und Deferenz zu benehmen, der König erwartet aber, daß sie sich aller Kriecherei, Schmeichelei und einer zutraulichen Annäherung, die doch nur ihre Mißhandlung zur Folge haben kann, enthalten werden.

An demjenigen Offizier, der sich hierin vergehen und durch Anschmiegen an den General Vandamme dem Generallieutenant v. Neubronn in Ausübung der ihm obliegenden Amtspflichten im Wege steht, wird der König ein Exempel statuieren und ihn wie einen Felon bestrafen lassen. Der General v. Neubronn hat einen solchen Offizier ohne wei-

teres zu arretieren und ihn von der Armee weg nach Stuttgart zu schicken, wo er dann erfahren soll, wer sein Souverän ist.

Der König erwarte von der Ehrliebe und Redlichkeit derjenigen Offiziere, welche allenfalls zu dem General Vandamme als Ordonnanz kommandiert werden, daß sie sich keine unerlaubten Zumutungen werden machen und sich zu keinen Dingen werden gebrauchen lassen, die mit der Ehre ihrer Uniform und des Dienstes überhaupt unverträglich sind.

Unter dem 1. April 1809 erhält Generallieutenant v. Neubronn noch folgende Befehle des Königs: Vandamme führt nur das Militärkommando über die württembergischen Truppen, indem der die Operationen leitet, und ist ihm darin Gehorsam zu leisten.

Keineswegs ist es ihm aber zu gestatten, sich in das Innere des Korps zu mischen oder Befehle zu erteilen, durch welche die Organisation der Truppen oder die eingeführten Ordnungen leiden, in welchem Fall Generallieutenant v. Neubronn sich mit aller Festigkeit entgegenzusetzen und nicht nachzugeben hat.

Um dem General v. Neubronn hierin beizustehen, wird ihm der zum Generaladjutanten des Königs ernannte Generalmajor v. Theobald beigegeben; der letztere untersteht dem französischen Kommando nicht, ist nur an des Königs Befehle gebunden, an welchen er auch direkt berichtet.

Damit der fremde General keine Zweifel habe über seine Stellung zur Truppe und über die Auffassung des Königs, ward Vandamme, noch vor Übernahme des Kommandos, zur Audienz befohlen. Unverhohlen gab ihm hier der König zu verstehen: wenn er ihm auch die Gewalt über seine Truppen eingeräumt habe, so folgen diese dem General Vandamme nur, weil er, der König, sie ihm unterstellt, und nur durch diese Unterstellung existiere Vandamme für die württembergischen Truppen.

Wie sehr der König recht hatte mit seiner Weigerung, dem General Vandamme den Oberbefehl über seine Truppen zu übertragen, zeigte sich im Verlauf des Feldzugs. — In dem ununterbrochenen schriftlichen Verkehr des Königs mit seinen Truppen zieht sich als ein roter Faden die Klage über Vandamme hindurch. In den schärfsten Ausdrücken urteilt der König über ihn und verlangt immer wieder von seinen Generalen, daß sie sich mannhaft und energisch allen Anmaßungen Vandammes entgegensetzen.

General Theobald aber berichtet am 10. Mai an den König: alle Verwahrungen gegen einen Mann, der, wie Vandamme, von allem, was schicklich, anständig und geziemend ist, nicht die mindeste Ahnung hat, wären vergebens und „würden unser Verhältnis zu ihm nur noch mehr

spannen. Es genügt uns zu wissen, daß Ew. Majestät mit uns zufrieden sind und mit Wärme an unserem Schicksal teilnehmen."

Nicht leere Worte sind es, die der General Theobald macht. Bei der teilweise nicht eben beneidenswerten Lage der Truppe wirkt der Einblick in die Feldzugsakten geradezu wohlthuend, wenn fast auf jedem Blatt an den Tag tritt, wie der König selbst mit all seiner persönlichen Energie als Schutzmauer für seine Offiziere und Mannschaften sich hinstellt, wie er allem unredlichen Gebahren entgegentritt, wie er unermüdet über die im Felde stehenden Truppen wacht. Die voraussichtlichen Bedürfnisse sucht der König von der Heimat aus unter Aufbietung aller denkbaren Mittel zu befriedigen. Bis zu den höchsten Stellen hinauf trifft sein schroffster Tadel jede Versäumnis, als z. B. Verwundetentransporte ohne gehörige ärztliche Begleitung in der Heimat eintrafen.

Daß für die Hinterbliebenen der Gefallenen gesorgt wird, sieht der König als selbstverständlich an; am 29. Mai 1809 läßt er jedem in den Spitälern befindlichen Unteroffizier und Soldaten aus seinen Privatmitteln 22 Gulden verabreichen.

Zu Anfang April zog Generallieutenant v. Neubronn bei Heidenheim seine Division zusammen: 5 Regimenter Infanterie, 4 leichte Bataillone, 4 Reiterregimenter, 3 Batterien: 13000 Mann, 2600 Pferde, 22 Geschütze. Am 11. April brach die Division auf, um sich der großen Armee an der Donau anzuschließen. Diese aber war erst in der Bildung begriffen. Die Östreicher befanden sich in weit besserer Lage, bedeutend im Vorsprung. Napoleon hatte niemand zur Verfügung als die Bayern und Württemberger. Er war nicht ganz ohne Sorge, daß ihm der Feind zuvorkommen könnte.

Am 16. April noch vor Tag kam Napoleon in Ludwigsburg an. Schon einige Tage vorher hatte er dem König seine Ankunft angezeigt; er werde aber bei Nacht eintreffen; niemand solle ihn erwarten, als ein Kammerherr. Einige Stunden der Ruhe, der Arbeit und Unterredung mit dem König, und der fremde Gast eilte weiter. „Ich komme mit der Schnelligkeit des Blitzes," sprach er zu seinen Soldaten am 17. April zu Donauwörth. Weiter eilte der Rastlose, um ja dem Feind keinen Vorteil zu überlassen, in die Mitte der Bayern und Württemberger. Berthier hatte nicht zu seiner Zufriedenheit die Kräfte entwickelt; die Korps der Marschälle Davoust, Oudinot und Massena waren noch zu entfernt von einander. In wenigen Tagen hatte Napoleon den Fehler verbessert. Die Östreicher zauderten unentschlossen.

Am 20. April sah Napoleon seine Truppen konzentriert; er

selbst stand bei Abensberg mit den Bayern und Württembergern. Seine Ansprache, die er hier an die württembergische Division hielt, schloß er mit den Worten:

„Zeigt euch würdig, an der Seite der großen Armee zu fechten und das Vertrauen zu verdienen, das ich in euch setze. Ich befinde mich allein in eurer Mitte und habe nicht einen einzigen Franzosen um mich her. Dies ist eine Ehre für euch ohne Beispiel. Ich rechne heute vorzüglich auf euch. Noch nie habe ich dem Feinde den Rücken gekehrt und heute werde ich dies gewiß nicht zum erstenmal thun. In einem Monat sind wir in Wien!"

Die Ereignisse des Tags von Abensberg sicherten schon das Gelingen der Entwürfe Napoleons. Ein vollkommener Sieg war erfochten; überall wichen die Östreicher zurück. Schon der 22. April bei Eggmühl brachte einen zweiten Sieg. Die Lage Östreichs vom Jahre 1805 nach dem Fall von Ulm wiederholte sich. Der Kriegsschauplatz wurde ins Innere von Östreich verlegt; Erzherzog Karl zog sich zunächst aufs linke Donauufer an die Grenze von Böhmen. Innerhalb von fünf Tagen war der Feldzug an der oberen Donau entschieden.

Unaufhaltsam rückte Napoleon mit seinen Massen auf dem rechten Donauufer vor; am 13. Mai zogen die ersten französischen Truppen in Wien ein. Die Zusage Napoleons war früher eingetroffen, als er gehofft hatte. Rasch konzentrierten sich die französischen Korps in der Umgegend von Wien. Aber auch der Erzherzog hatte auf dem linken Donauufer seine Kräfte zusammengezogen. — Am 20. Mai begannen die Franzosen ihrerseits aufs linke Donauufer überzugehen, und die hier gelegenen Dörfer Aspern und Eßling zu besetzen. Der Erzherzog war entschlossen, den Feind die Keckheit büßen zu lassen, im Angesicht eines zahlreichen Gegners einen Fluß, wie die Donau, zu überschreiten. Um die Mittagsstunde des 21. Mai brach die ganze östreichische Armee mit begeistertem Jubel gegen Aspern und Eßling auf. Die Nacht machte dem Kampf ein Ende, der am frühen Morgen des 22. wieder aufgenommen wurde. Am Abend dieses Tages standen die verwöhnten Kinder des Sieges verblüfft vor ihrer ersten Niederlage, zusammengedrängt auf einer elenden Donauinsel. Tage der Ermattung folgten auf das zweitägige Ringen; man suchte die entstandenen Lücken wieder auszufüllen. — Die Württemberger waren indessen, um die Verbindung mit der Operationsbasis offen zu halten, in Linz gestanden. Am 17. Mai wurde dieser Posten durch beträchtliche feindliche Übermacht angegriffen. Doch tapfer stand die württembergische Division und schlug den Feind mit be-

deutendem Verlust zurück. In besonderer Weise that sich das Jägerregiment zu Pferd Herzog Louis (jetzt 2. württ. Dragonerregiment Nr. 26) hervor, wofür es als bleibende Auszeichnung vom König eine Ehrenstandarte mit dem Stern und Kreuz des Militärverdienstordens erhielt[1]). Bald sahen sich die Württemberger durch die Sachsen unter Bernadotte abgelöst und erhielten den Auftrag, die Donau von Mölk bis Wien zu beobachten. Wiederholte Übergänge des Feindes führten eine Reihe von Vorpostengefechten herbei. In dieser ihrer Stellung verblieb die württembergische Division, auch nachdem Napoleon alle seine Kräfte zum erneuten Übergang über die Donau vereinigt hatte. Der Übergang, musterhaft geplant und ausgeführt, gelang; Napoleons Sieg bei Wagram folgte am 5. und 6. Juli; am 12. Juli der Waffenstillstand von Znaym.

So im allgemeinen gestaltete sich das Hin- und Herfluten der großartigen Erhebung Österreichs mit seinem Appell an die Völker. Und dies Fluten begleitete eine Reihe von Schilderhebungen in den verschiedensten deutschen Ländern. Katt, Dörnberg, Schill, Friedrich Wilhelm von Braunschweig führten ihre verwegenen Züge aus; es begann zu gären in Hessen und Franken; die ehemaligen Unterthanen des deutschen Ordens in Mergentheim erhoben sich.

In hellen Flammen aber brach verhaltener Grimm hervor aus den Thälern von Tyrol und Vorarlberg. Dort saß ein altväterisches Geschlecht von tapferen frommen Bauern, das jetzt dem geliebten alten Kaiserhause zujauchzte und sich mit aller Wut auf die neuen bayrischen Herren stürzte. So war hier der Krieg unmittelbar an die Grenzen Württembergs gerückt; eine Probe für die Nachhaltigkeit der Organisationen des Königs mit den verschiedenen Stufen der Wehrpflicht in den Feldregimentern, Depots und den Landwehrbataillonen.

Die Abneigung des Volkes in Tyrol und Vorarlberg gegen die neue Ordnung der Dinge benützte die östreichische Regierung, um hier in den Alpen einen Posten vorzuschieben, der geeignet wäre, die feindlichen Heere an der Donau und in der Poebene von einander zu trennen und den Rücken der operierenden Armeen zu bedrohen. Das Hin- und Herfluten des Kampfes in den Thälern und Bergen trat noch viel deutlicher in die Augen als auf dem Hauptkriegsschauplatz an der Donau. Hatten die Bauern ihren heimatlichen Boden durch ein paar mannhafte Schläge

[1]) Als erst kurz bestehend hatte das Regiment bis dahin überhaupt noch keine Standarte besessen. Neben der Standarte, wie solche auch alle übrigen Regimenter haben, führt das Regiment heute noch seine Ehrenstandarte.

befreit, so gingen sie aus einander; sie bauten das Feld und kümmerten sich weiter nicht um die Welt von Feinden, zwischen denen sie wohnten. Bayrische und französische Kolonnen erhielten so Gelegenheit, sich wiederum an den wichtigsten Punkten festzusetzen. Von neuem erhoben sich die tapferen Bauern, durch wenig zahlreiche östreichische Truppen unterstützt, und wiederum wichen die Feinde.

Ein geheimer Bund umfaßte alle wehrhaften Männer des Landes bis auf die höchsten Berge hinauf, bis zu den letzten Hütten im innersten Thalwinkel. Trotz der vielfachen Getrenntheit standen die Vereine in fortwährender Verbindung mit einander; Priester und Mönche machten die Boten; in den Wirtshäusern waren die Versammlungsorte. — Wenig über 4000 Bayern befanden sich als Besatzungen im Lande; von Kärnthen her sollte Marquis Chasteler mit 10 000 Östreichern zu Hilfe kommen. Am 10. und 11. April begann es aller Orten lebendig zu werden. Die Bauern strömten zusammen und organisierten sich; die schwachen Haufen der Bayern und Franzosen sahen sich bald umringt; sie wurden gefangen, das ganze Land war befreit. Chasteler übernahm von Innsbruck aus die weitere Leitung. Die Bauern begannen sich sicher zu fühlen und die Hände in den Schoß zu legen.

Da drangen von Süden her die Franzosen, von Norden her die Bayern ins Land; am 21. Mai war Innsbruck genommen; die Aufständischen zogen sich in die letzten Winkel zurück. Aber nur, um aufs neue hervorzubrechen. Am 29. Mai ward der Sieg beim Berg Isel erfochten; in den ersten Tagen des Juni war ganz Tyrol wieder frei.

Wiederum rückten Bayern und Franzosen vor und am 1. August befanden sie sich im Besitz von Nordtyrol. Noch aber hielten Hofer und Speckbacher ihre Fahne hoch und nochmals am 14. August mußten die Bayern aus Innsbruck weichen.

Ohne Rücksicht auf den längst (am 12. Juli) geschlossenen Waffenstillstand tobte in den Bergen der erbittertste Kampf fort. An den am 14. Okt. zu Wien geschlossenen Frieden wollten und konnten die aufgeregten Gemüter in der abgeschlossenen Bergwelt nicht glauben. Erst Ende November und Anfang Dezember legte ein Thal nach dem andern die Waffen nieder.

Viel früher war der Streit in Vorarlberg beigelegt. Als Anhängsel Tyrols machte dieses Ländchen alle Phasen der Erhebung mit durch. Zugleich stand es durch seine Grenzen und den Bodensee mit allen südlichen Rheinbundstaaten in Verbindung, unterhielt auch noch recht lebendige Beziehungen zu den Gebieten, welche ehemals mit Vorarlberg

die Provinz Vorderöstreich gebildet hatten und jetzt unter die Herrschaft von Bayern, Württemberg, Baden gekommen waren. Im Osten des Bodensees, am ganzen Norduser entlang sehnte man sich zurück nach den alten Zuständen unter der östreichischen Herrschaft. Des treuherzigen Aufrufs, den die Tyroler nach ihrem ersten Erfolge im April an die Vorarlberger erließen, hatte es kaum bedurft. Das Land erhob sich mit Tyrol; die Gebirgsschützen griffen zu den Waffen und strömten zusammen. Marquis Chasteler hatte einige hundert Soldaten geschickt. Man begann zu streifen in die offenen Gegenden an der Iller und am Bodensee. Erst Mitte Mai schoben sich Truppen gegen die Aufständischen vor. Auf dies hin und auf die Nachrichten aus Tyrol zogen sich die Vorarlberger in die Berge zurück. Bis zu diesem Zeitpunkt mag der erste Teil der kriegerischen Thätigkeit am Bodensee gehen.

Mit dem 28. Mai aber brachen die Vorarlberger von neuem los und zeigten mehr System und Energie in ihrer ganzen Thätigkeit als bisher. Mehrfache Ausfälle aus ihrer Bergfeste folgten; die aufgebotenen Truppen waren genötigt, sich in die Defensive zurückzuziehen. So weit der zweite Teil.

Mit der Einnahme Tyrols am 1. August nahte für Vorarlberg die Schlußscene. Ein konzentriertes Vorgehen führte zur Besetzung der wichtigsten Ortschaften und, minder hartnäckig als die eigentlichen Tyroler, ließen sich die Vorarlberger, wiewohl nicht ohne erneute Aufstandsversuche, zur Ruhe bringen. —

Ende April 1809 hatten die Vorarlberger angefangen, ins flache Land herabzusteigen und Streifereien auszuführen. Einer ihrer Führer, Major Teimer, streifte am 25. April bis nach Füssen und in die Umgegend von Kempten; anfangs Mai wiederholte sich derselbe Zug; nirgends stellte sich eine bewaffnete Macht entgegen.

Die württembergische Regierung veröffentlichte am 14. Mai: „Schon vor einigen Wochen hatte das Vordringen der Tyroler Insurgenten gegen die bayrisch-schwäbische Grenze und die Besitznahme mehrerer Ortschaften des Vorarlbergs durch dieselben Seine Königliche Majestät bewogen, einen Kordon an diesem Teil der Grenzen des Königreichs ziehen zu lassen, zu welchem Ende der Generalmajor v. Koseritz mit dem Regiment Franquemont und der nötigen Artillerie dahin beordert wurde, welcher die Position hinter der Schussen, von Hofen über Buchhorn, Ravensburg bis Altdorf und Weingarten, mit Bewilligung des Kgl. bayrischen Hofs genommen hat.

„Da aber von der bayrischen Seite keine Vorkehrungen gegen das Vordringen dieser Insurgenten getroffen worden sind, so sind diese zu

Kempten, Immenstadt, Bregenz, und am 10. zu Memmingen eingerückt, haben beträchtliche Kontributionen ausgeschrieben, auch einige Grenzorte des Königreichs, als Isny und Trauchburg, besetzt.

„Dieses hat Seine Königliche Majestät bewogen, das erste Bataillon des Regiments Prinz Friedrich aus dem Hohenlohischen auf Wägen nebst 100 Fußjägern nach Biberach abzusenden und zwei Eskadrons Garde zu Pferde nebst einer halben berittenen Batterie ebenfalls dahin abgehen zu lassen und diese Gegenden so lange zu decken, bis das Observationskorps des Divisionsgenerals Beaumont, welches der Kaiser Napoleon bestimmt hat, diese Insurgenten nach Tyrol zurück zu weisen, sich gebildet haben wird."

Dem König standen zur Verfügung die wenig zahlreiche Garde zu Fuß und zu Pferde, die Infanterieregimenter Franquemont und Prinz Friedrich, die Depots der ausmarschierten Truppenteile und die Landbataillone (Landwehr) der einzelnen Bezirke.

Am 4. Mai war General Koseritz mit dem Regiment Franquemont weitläufig verteilt in Kißlegg, Amtzell, Neuravensburg, Isny, Neutrauchburg. Die Aufständischen hatten Immenstadt besetzt; ihre Streifereien wurden neuerdings häufiger. In Augsburg zog sich die Division Beaumont zusammen, aus Bayern und Franzosen bestehend; am 15. Mai rückte General Picard von Augsburg bis Kempten vor.

Der Aufstand begann sich zu kräftigen; 300 östreichische Soldaten mit einigem Geschütz kamen aus Innsbruck an. Östreichische Offiziere organisierten das Ganze. Im großen zerfallen die Leute in Landsmannschaften und Thalschaften, im einzelnen in Kompagnien von 220—230 Mann; sie haben meist graue Röcke mit grünen oder schwarzen Aufschlägen.

Ein Augenzeuge, der Oberzoller Ostermaier aus Isny, sagt von ihnen: „Es sind meist junge Männer, grün und grau montiert, teils mit Musketen, teils mit Stutzen bewaffnet; auch Spieße führen sie. Die Oberländer, Montafoner und Feldkircher sind sehr verschieden in Nationaltracht gekleidet. Man schätzt sie alle auf 10—12000 Mann. Ihr Mut wird durch erdichtete Siege der Östreicher immer mehr angefacht. Ihr Betragen, anfangs etwas unordentlich, ist durch Erlasse ihrer neu aufgestellten Behörden geregelter geworden. Einige Exzesse und Diebereien in Isny wurden durch den Major Riedmüller streng bestraft. Sie stehen auf der Linie von Immenstadt über Weitenau nach Bregenz. Ihre Streifereien gehen 4—6 Stunden weit. Ohne sich lange aufzuhalten, ziehen sie sich in die Berge zurück und stellen Vorposten aus. Die Oberländer haben zum Teil ihre Dorfpfarrer bei sich; wenn sie rasten, üben sie sich auch

zu den Waffen. Ihre Requisitionen beschränken sich meist auf Lebensmittel. Einzelne Leute sollen ohne Beisein von Offizieren nicht requirieren, sondern ihre Zeche bezahlen."

Immer kühner und weitergreifend gestalteten sich indes die Züge der Vorarlberger. Über den See fuhren sie bis Konstanz und Überlingen, drangen landeinwärts bis Stockach. Überall im schwäbischen Oberland sympathisierte das Landvolk mit den Eindringlingen aus dem Gebirge; das Nachrichtenwesen war dadurch sehr erschwert. Tettnang, wo eine besonders bedenkliche Stimmung herrschte, mußte entwaffnet werden. Den Streifereien auf dem See zu begegnen, bewaffnete man eine Anzahl von Fahrzeugen.

Zur Vermehrung der Streitkräfte ließ der König den General v. Scheler mit dem ganzen Regiment Prinz Friedrich, zwei Eskadons Grenadiere zu Pferd und zwei leichten Kompagnien nach Oberschwaben aufbrechen. Dafür aber erhielt General v. Koseritz Befehl, mit dem Regiment Franquemont nach Kempten abzumarschieren und sich unter den Befehl des Generals Beaumont zu stellen.

Scheler war indessen hinter die Schussen gerückt; sein Hauptquartier in Hofen. Auch badische und französische Truppen begannen anzurücken. Die Verbindung mit Kempten war hergestellt. Beide Generale, Scheler und Picard, beschränkten sich zunächst auf Rekognoszierungen.

Da kommt die Nachricht nach Vorarlberg, Innsbruck sei von den Bayern genommen, ganz Tyrol unterwerfe sich. So begannen die Bergbewohner mit dem 22. Mai in die höher gelegenen Gegenden zurückzuweichen. General Picard rückt vor nach Staufen, Immenstadt, Sonthofen. Scheler hat Verstärkung erhalten; das 17. französische Dragonerregiment ist in Ravensburg zu ihm gestoßen. Nun war es ihm möglich, sich seinerseits am See auszubreiten und die bedeutenderen Orte zu besetzen in dem Maße, als die Aufständischen ins Gebirge zurückwichen. Am 25. Mai verlegt General v. Scheler sein Hauptquartier nach Lindau; nach Bregenz wird am gleichen Tage das 17. Dragonerregiment unter Oberst Grouvel vorgeschoben; eine Eskadron und 50 Fußjäger in Dornbirn.

Diesen vorgeschobenen Stellungen gegenüber verhielten sich die Vorarlberger zunächst abwartend. Aber den Pulsschlägen des Aufstands in Tyrol folgend, rüsteten sie sich mit Macht und mehr Umsicht als zuvor. Die nun folgende zweite Periode im vorarlberger Krieg wird darum auch ungleich reicher an kriegerischen Ereignissen sein als die erste. — Während die Bewohner einiger besonders ausgesetzten Thäler die Waffen ablieferten, scharten sich die Männer im oberen Bregenzer Wald, bei Hohenems, im

Montafon und bei Feldkirch aufs neue zusammen, um jedem Angriff zu begegnen. Die wackere Schar bei Hohenems, wo Führer wie Riedmüller, Ellensohn und Müller die Fahne hoch hielten, bildete den Kern für die neue Formation.

Bei seinen Rekognoszierungen von Dornbirn aus fand Oberst Grouvel wiederholt Zeichen von wiederkehrender Gährung; in Feldkirch seien 150 Mann Östreicher vom Regiment Lusignan; um sie scharen sich neue Kräfte mit jedem Tage wachsend. Und in der That, mit dem 28. Mai regte es sich wieder im Gebirge; die Feuer flammten von den Höhen und die Männer brachen auf. Leiter der gesamten Bewegung war Dr. Schneider aus Bregenz. Oberst Grouvel in Dornbirn hatte einige Verstärkungen erhalten. Mit diesen rückte er am 29. Mai gegen Hohenems vor. Plötzlich aber sah er sich in Front und linker Flanke angegriffen. Nach und nach bedeckten sich alle Berge mit Bewaffneten. Die württembergische Infanterie und französische Grenadiere suchten Luft zu schaffen, wurden aber zurückgeschlagen und großenteils gefangen. Der Oberst sah sich zum Rückzug genötigt, zunächst an die Lautrach, um Bregenz zu decken. General Scheler rückte zur Unterstützung heran. Allein der Übermacht gegenüber war auch hier des längeren Bleibens nicht. Zunächst ging Scheler weiter zurück an die Laiblach und am 1. Juni hinter die Schussen in eine Kordonstellung von Hofen bis Weingarten; Lindau blieb durch drei Kompagnien des Regiments Franquemont unter Oberstlieutenant Lalance besetzt. In diesen Tagen hatte sich durch alle Berge die Kunde von dem Sieg der Tyroler am Berge Isel, 29. Mai, verbreitet. Das vermehrte den Mut und die Zahl. Und dazu die Nachricht von dem Sieg der Östreicher bei Aspern am 22. Mai. Überall begann es sich zu regen; da und dort zündeten die Nachrichten; man hoffte auf noch weitere Siege und heranrückende Hilfe der Östreicher.

Zunächst war durchaus defensive Haltung hinter der Schussen geboten, um so mehr als der König das Regiment Prinz Friedrich abrief zur Deckung der württembergischen Grenze bei Ellwangen. Es schien, als ob die Östreicher von Böhmen aus durch Franken vordringen wollten. Zu gleicher Zeit liefen beim König Nachrichten ein, welche besagten, daß in Mergentheim, das eben erst im Monat April in württembergischen Besitz übergegangen war, ein Aufstand vorbereitet werde; daß in Stockach, damals noch württembergisch, eine bedenkliche Stimmung herrsche.

Nie hatte sich der König so sehr im Gedränge gesehen. Zunächst wurden die Landwehrbataillone aufgerufen; es waren deren 12, den Landvogteien des Landes entsprechend; die Bataillone Stuttgart,

Ludwigsburg, Heilbronn, Öhringen, Schorndorf, Ellwangen, Calw, Rottenburg, Rottweil, Urach, Ehingen, Altdorf. Sodann erließ der König einen Aufruf an die verabschiedeten Offiziere und an den gesamten Adel des Landes. „Der Bürger und Bauer geht mit schönen Beispielen wahrer Vaterlandsliebe voran; so hegen denn Se. Kgl. Majestät die Überzeugung, daß auch der Adel des Landes diesen Edlen nicht nachstehen und sich beeifern werde, dem Vaterlande seine Dienste in einem Augenblicke zu widmen, wo dasselbe ihrer bedarf, um die Offiziere zu ersetzen, welche im mutigen Kampfe für das Vaterland fielen, um die Braven anzuführen, welche nach dem Willen des Königs herbeieilen, neue Regimenter bilden und zur Verteidigung des Vaterlandes bereit stehen.

„Je näher auch die Gefahr kommen könnte, je mehr wird Württemberg zeigen, was es vermag, und daß Beharrlichkeit nicht allein das Symbolum seines Königs, sondern auch des ganzen Staates ist."

Ein königliches Dekret vom 26. Juni erklärt: „Da die Pflicht der Edelleute des Königreichs, dem König und dem Vaterlande im Krieg persönlich zu dienen, allgemein verbindend und unbedingt ist, und im Falle derselben nicht Genüge geleistet wird, Gerechtigkeit und Billigkeit erfordern, daß ein angemessenes Surrogat eintrete, so haben Se. Königl. Majestät zu verordnen geruht, daß alle Edelleute, welche sich von Befolgung des ergangenen Aufrufs dispensieren, während des ganzen Kriegs, von dessen Anfange am 10. April an, den vierten Teil ihrer jährlichen Einnahmen als Extrasteuer zu bezahlen gehalten sein sollen. Welches hiemit öffentlich zur Nachricht und Nachachtung bekannt gemacht wird."

In besonderen, ungewöhnlichen Zeiten muß der leitende Geist auch ungewöhnliche, sonst nicht herangezogene Kräfte erwecken; und gerade das widerstrebte den Begriffen des Königs vom Staate, wenn die eine oder andere Klasse der Bürger sich absondern wollte. — Die Gährung begann zu wachsen; deshalb erschien es notwendig, das Recht, die Waffen zu tragen, das noch allgemein ausgeübt wurde, zu beschränken. Im alten württemberger Lande war der Bürger von jeher gewohnt gewesen, immer wehrhaft und gerüstet zu sein, und eine alte, freilich längst nicht mehr eingehaltene Verordnung hatte ihn verpflichtet, an dem Tage, an welchem er den Bürgereid leistete, seine Waffen auf dem Rathause vorzuweisen.

Zu Anfang des Jahres 1809 erging auf besonderen Befehl des Königs die Vorschrift:

„Bei der gegenwärtigen Einrichtung Unseres regulierten Militärs, und der damit verbundenen Landbataillons ist die in früheren Zeiten an-

geordnete und für die gegenwärtigen Staatsbedürfnisse ohnehin nicht mehr brauchbare Bewaffnung des Landvolks ganz überflüssig geworden. Wir sehen Uns daher veranlaßt, diese Anstalt ausdrücklich aufzuheben und zu dem Ende ausdrücklich zu verordnen:

1. Die Vorschriften Unseres Landrechts und Unserer Landesordnung, daß jedem neuen Ehemann und neu aufgenommenen Bürger Gewehr und Harnisch zu tragen, auferlegt, haben für die Zukunft keine gesetzliche Kraft.
2. Die Schützengesellschaften, welche an mehreren Orten bisher stattgefunden, sollen nicht mehr als öffentliche Anstalten angesehen werden, und die Beiträge, welche bisher von den Gemeinden oder anderen öffentlichen Kassen für dieselben geleistet worden sind, sollen künftig aufhören.
3. Das Tragen eines Feuergewehres über Feld soll Niemand gestattet werden, dem es nicht vermöge seiner Dienstverhältnisse oder wegen auszuübender Jagdgerechtigkeit zusteht.
4. Durchreisende Fremde sollen bei Konfiskationsstrafe keine Feuerbüchse anders als mit abgeschraubtem Schloß und ungeladen bei sich führen.
5. Bei gleicher Konfiskationsstrafe soll niemand sich unterfangen, in Wirtshäuser zum Zechen Waffen oder andere gefährliche Werkzeuge mit sich zu nehmen, deren Gebrauch bei entstandenen Händeln leicht tötliche Verletzungen zur Folge hat."

Wenige Monate war diese Verordnung alt, als in der That bewaffnete Zusammenrottungen stattfanden. So erschien am 20. Juni ein verschärfter königlicher Befehl, nach welchem alle Feuergewehre an die Obrigkeit abzugeben waren; besondere Strafen waren bestimmt für Gewehrverheimlichung. — Diese Art der Entwaffnung der nicht zum Waffendienst bestimmten Teile des Volks mochte für Manche empfindlich sein, für die Bewohner einsamer Höfe z. B.; die königstreuen Bewohner von Altwürttemberg sahen die Verordnung als eine Mißtrauensbezeugung an; vernünftige und zwingende Gründe für das gewohnheitsmäßige Tragen von Waffen ließen sich aber doch nicht anführen. Mancher Mißbrauch wurde hintangehalten und die Sicherheit des Staats verlangte eine derartige Maßregel bei den vielfachen Proklamationen und Aufrufen, die von Tyrol und Vorarlberg ins Land ergingen. —

Unter dem väterlichen Regimente des deutschen Ordens hatten die Mergentheimer ein ruhiges Glück genossen, ohne jemals sich an den Lasten, welche die Zugehörigkeit zu einem wirklichen Staat auferlegt, zu

beteiligen; mit Sehnsucht blickten sie nunmehr zurück nach ihrem jungen Fürsten, dem Erzherzog Anton Victor von Östreich. Wie sehr auch der zur Besitznahme des Ländchens abgeordnete württembergische Kommissär, Freiherr v. Maucler, ihnen durch milde und schonende Formen den unerwarteten Regierungswechsel erträglich zu machen suchte, so gelang es ihm doch nicht, sie mit demselben zu versöhnen und den Ausbruch der gährenden Gemüter zu verhindern. Da kamen noch die Kunden von dem Siege der Östreicher, von ihrem Einbruch aus Böhmen nach Franken. Proklamationen enthielten die schönsten Versprechungen. Man hoffte auf nahe Unterstützung. Die junge Mannschaft hatte man soeben versucht, für den württembergischen Kriegsdienst auszuheben. Jetzt rottete das Volk sich zusammen, durch gemeinsamen Widerstand das Unerhörte abzuwenden. Nirgends aber traten hohe Ziele und Bestrebungen in den Vordergrund; man wollte nichts erreichen als die Wiederkehr des behaglichen Kirchenregiments.

Am 26. Juni 1809 drangen zahlreiche Haufen von Bauern stürmend in die Stadt mit mannigfaltiger Bewaffnung. Das Gesetz über die Ablieferung der Waffen, das in vorsorglicher Weise derartige Tumulte hintanhalten oder doch ungefährlicher machen sollte, war noch nicht vollständig durchgeführt; eine Menge verheimlichter Feuergewehre scheinen noch vorhanden gewesen zu sein. — Die kleine königliche Besatzung der Stadt wurde von den Bauern überfallen und wehrlos gemacht. Sie rissen die königlichen Wappen ab und brachten den Freiherrn v. Maucler nach lebensgefährlicher Mißhandlung, sowie die übrigen königlichen Beamten auf das Rathaus. Von diesem Tage an sah man die maßlosesten Ausschweifungen der losgelassenen Volksgewalt. Alle Bande der Gesetze und der Ordnung waren gebrochen. Unaufhörlich war das Leben der gefangenen königlichen Beamten bedroht. Der Bauern-Ausschuß ging darauf aus, durch diese Geisel den König zur Nachgiebigkeit zu zwingen, um Mergentheim samt seinen Dorfschaften wieder in denselben Stand zu setzen, wie er ehedem gewesen.

Der anfänglich bloß passive Widerstand hatte sich zu einem tollen Bauernaufruhr gestaltet, gelenkt durch die Bewegungen wilden Hasses mutwilliger Roheit und gieriger Raubsucht. Die beiden anwesenden Ordensritter v. Reuttner und v. Hornstein mußten die äußerste Mühe und Überredungskunst anwenden, um den in steter Todesgefahr schwebenden Freiherrn v. Maucler gegen die Bauern zu schützen. — Am 29. Juni tönte die Sturmglocke von den Türmen der Stadt und in allen benachbarten Dörfern. Die Nachricht hatte sich verbreitet, daß königliche Truppen

anrücken. Die Bauern stürzten in die Stadt; man verlangte die Köpfe der Gefangenen, um sie dem Feinde auf Gabeln entgegen zu tragen; nur an dem tapfern Widerstande einzelner Bürger brachen sich die wiederholten Angriffe auf das Rathaus.

Bei der ersten Nachricht von dem Aufstand in Mergentheim hatte der König ein Detachement abgesendet unter General v. Scheler, zu welchem er die Truppen zum Teil der Kordonstellung am Bodensee entnommen; zu dem Regiment Prinz Friedrich stießen noch die Landwehrbataillone Stuttgart und Ludwigsburg, zwei Eskadrons Garde zu Pferd und vier Geschütze.

„Am 29. Juni nachmittags 5 Uhr erschienen die Königlichen Truppen vor Mergentheim, nachdem sie, gleich beim ersten Eintritt in das Fürstentum, einige ihnen entgegenkommende Haufen von mit Gewehren wohlbewaffneten Bauern, die zuerst auf sie geschossen, zerstreut hatten, auch die von eben diesem Gesindel besetzten Weinberge und nahe der Stadt gelegenen Waldungen säubern mußten, welches nicht anders als durch starkes Feuern bewerkstelligt werden konnte. Es war umsonst, nach Königlichem Befehl Mergentheim zum Gehorsam und Unterwürfigkeit aufzufordern; die Rebellen schossen sogar auf die Trompeter und abgeordnete Zivilpersonen. Die Thore mußten gesprengt werden und nun entstand noch in der Stadt in den Straßen ein Gefecht, wobei aus den Fenstern auf das Königliche Militär geschossen wurde. Nur der Überlegenheit wichen die Aufrührer. Nach einer halben Stunde war Mergentheim besetzt.

„Die Rebellen haben über 50 Todte und ebensoviele Verwundete gehabt; ein noch größerer Teil wurde gefangen. Nach Markelsheim, dem Hauptpunkt des Aufruhrs, sowie in die übrigen nächstgelegenen Orte sind Detachements abgeschickt worden, um allenthalben die Anstifter und noch bewaffneten Bauern einzubringen. Bei dieser Gelegenheit wurde der Lieutenant Tiedemann vom Regiment Prinz Friedrich verwundet, ein Unteroffizier von eben diesem Regiment todtgeschossen, 12 Mann verwundet. — Zur weiteren Untersuchung und Ausführung der noch nötigen Maßregeln ist der Staats- und Kabinetsminister Graf v. Taube nach Mergentheim abgegangen."

Schonung und Milde wäre den Anstiftern und Leitern des Aufstandes gegenüber Schwäche gewesen. So ließ man der Gerechtigkeit ihren Lauf. Der große Haufe hatte sich zerstreut und mochte unbestraft bleiben. Die obersten Häupter und Leiter waren entkommen; sechs der weiteren Anstifter aber wurden des Hochverrats überwiesen und hinge-

richtet; andere zur Festungsstrafe verurteilt. So war das Werk der Unterwerfung hier rasch vollendet und der König konzentrierte nun alle verfügbaren Truppen unter dem Kommando des Kronprinzen Wilhelm an der Grenze bei Ellwangen, wo man noch immer die Östreicher, welche von Böhmen aus Nürnberg besetzt hatten, erwartete. Doch zogen sich die feindlichen Vortruppen in Franken mehr und mehr zurück.

Dagegen kamen Unglücksbotschaften aus der Gegend am Bodensee. Die Vorarlberger wurden immer unternehmender; sie hatten am 29. Juni Konstanz weggenommen; Streifereien führten sie weit ins Land hinein; die Einwohner von Stockach waren schwierig geworden. Unter diesen Umständen beschloß der König, alle verfügbaren Kräfte am Bodensee zu vereinigen und die Leitung der Dinge dort selbst zu übernehmen. In den ersten Tagen des Juli ging er nach Weingarten ab.

Kehren wir zurück auf den Kriegsschauplatz am Bodensee, wo die letzten Gefechte sich abspielten, welche die Geschichte auf württembergischem Boden kennt. — General v. Phull hatte dort vorerst den Oberbefehl übernommen; er suchte in rein defensiver Haltung die Schussenlinie zu sichern. Am 5. Juli ein Vorpostengefecht bei Wolfegg und Bergatreute mit den immer kühner auftretenden Bergbewohnern.

Weit vorgeschoben hielt Oberstlieutenant Lalance immer noch den Posten Lindau mit 400 Württembergern. Der Major Müller mit seinen Gebirgsschützen stand davor und richtete folgende Aufforderung an den Verteidiger: „Herr Kommandant! Ihre Armee ist in zwei auf einander folgenden mörderischen Schlachten total geschlagen, sie ist im schnellen Rückzug u. s. f. Wir bürgen für dieses mit unserem Ehrenwort. Da wir Lindau schlechterdings nötig haben, so fordern wir Sie, Herr Kommandant, ohne weiteres auf, die Stadt unserer bekannten Großmut binnen 24 Stunden zu überlassen. Widrigenfalls Sie bei allen erfolgenden Übeln, die Ihren Truppen und vorzüglich der Stadt begegnen können, einzig und allein die Verantwortung um so mehr auf sich ziehen, als unsere Mannschaft dergestalt entflammet ist, daß bei Erstürmung der Stadt, auch bei der angestrengtesten Sorgfalt, wir selbst für Greuelthaten nicht gut zu stehen vermögend sein würden."

Die Antwort, welche Lalance gab: „Mein Herr! Ich habe Ihr Schreiben und die Aufforderung, die Sie mir gemacht haben, erhalten. Da Ihre Sprache nur bei Feigen Eingang finden kann, so weiß ich nichts darauf zu antworten, als daß Sie mich angreifen können, wann Sie wollen, ich bin immer bereit, Sie zu empfangen." —

Vom 13. Juli ab machten sich ernstliche Maßregeln auf der ganzen

Linie geltend. Der König selbst war mit allen verfügbaren Streitkräften eingetroffen. Sein Hauptquartier nahm er in Weingarten und vereinigte unter seinem Kommando:

Garde zu Fuß	1	Bataillon
Regiment Prinz Friedrich	2	„
Depotbataillon Berndes	1	„
„ Boxberg	1	„
Landwehrbataillone Stuttgart, Schorndorf, Heilbronn, Tübingen	4	„
Großh. badische Garde	1	„
Württemb. und badische Depots von leichter Infanterie	2	„
	12	Bataillone.
Garde zu Pferd	4	Eskadrons
17. französ. Dragonerregiment	4	„
Depoteskadron	1	„
Badische Husaren	½	„
	9½	Eskadrons.

An Artillerie 15 Geschütze.

Außerdem stand das Regiment Franquemont unter dem Oberst v. Röder noch in Kempten, der Oberstlieutenant Lalance mit 400 Mann des Regiments in Lindau.

Seine Truppen an der Schussen und am Argenfluß teilte der König in drei Brigaden. — Die Reservebrigade unter seinem jüngeren Sohne Prinz Paul in Ravensburg, Weingarten, Wolfegg, Leutkirch. — Vorpostenbrigade des rechten Flügels mit Anlehnung an den See unter General von Scheler in Wasserburg, Neuravensburg, Wangen, Tettnang, Amtzell; — Vorpostenbrigade des linken Flügels unter General v. Koseritz in Eisenharz und Rohrdorf mit vorgeschobenen Posten in Isny und Eglofs. Verbindung links mit Kempten.

Den so entwickelten Streitkräften gegenüber gedachten die Vorarlberger keineswegs unthätig zu sein; auch nicht, als der am 12. Juli zwischen dem Kaiser von Östreich und Napoleon abgeschlossene Waffenstillstand bekannt geworden war. In der Mitte und in der zweiten Hälfte des Juli machten sie aus ihren schwer zugänglichen Wäldern und Gebirgen eine Reihe von Ausfällen auf die württembergischen Vorpostenstellungen; so auf Eglofs, Isny, Neuravensburg, Wangen. Es war dies die Zeit, in welcher auch in Tyrol der große Ausfall geplant wurde. Die sich kreuzenden Nachrichten über den großen Krieg an der Donau,

über Sieg, Niederlage (Wagram 5. und 6. Juli), Waffenstillstand (zu Znaym 12. Juli) hatten eine vollständige Verwirrung der Gemüter zu wege gebracht. Im allgemeinen blieb in dem ganzen Bergvolke eine kindliche Siegeszuversicht zurück.

Die vereinzelten Unternehmungen der Vorarlberger scheinen in keinem rechten Zusammenhang unter einander gestanden zu sein, auch ist zu vermuten, daß ein durchschlagender militärischer Erfolg nicht erzielt werden wollte. Der Verlauf bei den verschiedenen Zusammenstößen ist ziemlich überall der gleiche. — Das vielfach bedeckte Terrain und die Gewandtheit der Vorarlberger es zu benützen, ermöglichen ein unbemerktes Heranschleichen; die äußersten Vorposten werden auf ihre Soutiens zurückgedrängt. Mit diesen vereinigt, gehen sie wieder vor und verdrängen ihrerseits die Gebirgsbewohner. Verlust im ganzen unbedeutend; doch fallen unverhältnismäßig viele Offiziere bei den Württembergern, denn an Schießfertigkeit scheinen die Vorarlberger überlegen zu sein.

Unter Führung des Majors Riedmüller, der bis daher Wirt zur Sonne in Bludenz gewesen war, überschritten am 15. Juli in aller Frühe 1200 Vorarlberger, durch Wälder verborgen, die Argen und griffen den Posten Eglofs, wo Hauptmann v. Bülow mit anderthalb Kompagnien leichter Infanterie stand, in Front und Flanke an. Bülow war genötigt, nach Verlust von 36 Mann auf sein Soutien in Eisenharz zurückzugehen, wo Bataillon Boxberg lag. Die Gegner folgten nicht weiter und die Württemberger nahmen Stellung zwischen Eglofs und Eisenharz.

Am folgenden Tag rückten jedoch die Vorarlberger, welche in der Nacht Verstärkung erhalten hatten, in drei Kolonnen vor und zwangen die Württemberger zu weiterem Rückzug. Indessen hatte General von Scheler das 2. Bataillon Prinz Friedrich und das badische Gardebataillon gesammelt auf dem Wege von Amtzell nach Eisenharz. Die weichenden Abteilungen nahm er auf und zog das badische Bataillon ins Vortreffen. Mit klingendem Spiel ließ er jetzt vorrücken und drückte die Vorarlberger von Stellung zu Stellung rückwärts bis ans linke Ufer der Argen. Eglofs wurde wieder besetzt. Dabei hatte der General einen Verlust von 30 Mann, darunter zwei Offiziere, einer tot, Lieutenant v. Raßler, einer schwer verwundet, Hauptmann v. Hof.

An demselben Tage warfen sich etwa 1200 Vorarlberger auf den Posten von Isny. Der Posten hielt sich so lange, bis das Bataillon Berndes unter Führung des Generals v. Koseritz aus Rohrdorf anrückte und den Posten verstärkte. Der Feind wich in die nahen Wälder, um am kommenden Morgen nochmals zum Angriff auf Isny zu schreiten.

Er wurde jedoch entschieden zurückgewiesen und durch das bedeckte Gelände verfolgt. Verlust der Württemberger 11 Mann; darunter tot Hauptmann Lohbauer.

Am 16. Juli griff der Feind auch den Posten von Neuravensburg an, wurde aber von dem Oberst v. Nettelhorst, der mit drei Kompagnien Prinz Friedrich zu Hilfe eilte, zurückgetrieben. Am 17. wiederholten die Gegner den gleichen Versuch mit nicht besserem Erfolg. — Glücklicher waren sie dem Posten von Wangen gegenüber, wo 2000 der Ihrigen am 17. die schwache Besatzung zurückdrängten. General v. Scheler zog jedoch rasch einige Eskadrons französischer Dragoner und einige Kompagnien von Prinz Friedrich zusammen und nötigte den Feind auf dem offenen, der Kavallerie günstigen Terrain, zum Rückzug. Als die Vorarlberger die rückwärtigen Wälder gewonnen hatten, suchten sie wieder hervorzubrechen; allein Scheler hatte indessen Verstärkung durch badische Infanterie erhalten und verfolgte die Vorarlberger von Waldstück zu Waldstück, bis sie über die Laiblach zurückgingen.

Es war dies die letzte kriegerische Thätigkeit auf diesem Teil des Kriegsschauplatzes. Überall begannen die Vorarlberger in die Gebirge zurückzuweichen. Denn auch die Kolonne im Illertal, links von den Württembergern, hatte Boden gewonnen.

Die dritte Periode, der Schluß des Krieges um Vorarlberg, ist gekennzeichnet durch Eintreten der Waffenruhe auf allen Punkten des Kaiserreichs mit Ausnahme von Tyrol und Vorarlberg. Sobald der Waffenstillstand am 12. Juli bekannt geworden war, nahm Graf Reisach, kgl. bayrischer Generalkommissär des Illerkreises, Veranlassung, in einer Proklamation vom 18. Juli aus Memmingen die Vorarlberger zum Niederlegen der Waffen aufzufordern.

Zu gleicher Zeit verließ König Friedrich Oberschwaben, das Oberkommando an den Feldzeugmeister Kronprinz Wilhelm übergebend. — Der entschieden ausgesprochene Wille des Königs verlangte, daß alle seine Truppen sich in strenger Defensive halten sollten. Mit derselben Festigkeit, mit der er seine Truppen von Spanien fern zu halten wußte, widerstand er auch dem Ansinnen der französischen Generale, die Seinigen in die Thäler der Alpen vorzuführen. — Franzosen und Bayern führten den Krieg im Gebirge weiter. Kronprinz Wilhelm ließ am 6. und 7. August Bregenz und Umgegend besetzen.

Hier war es, wo der Leiter der Bewegung in Vorarlberg, Dr. Schneider, nachdem er wiederholt zu unterhandeln versucht hatte, sich an den Kronprinzen Wilhelm auslieferte. Mit Vorbedacht hatte er wohl

gerade diese Persönlichkeit gewählt, um für seine Sicherheit und sein Leben Schutz zu finden. Der württembergische Kronprinz mag wohl unter die wenigen von seinen Gegnern gezält haben, die so unabhängig dachten und zugleich so hoch standen an Edelsinn und moralischem Mut, daß er allen Zumutungen der französischen Behörden wegen Auslieferung des „Rebellenführers" ruhig widerstand.

In Tyrol tobte der erbitterte Todeskampf weiter; Vorarlberg beruhigte sich allmählich wieder. Mitte August kehrte auch der Kronprinz nach Stuttgart zurück; an der Grenze von Oberschwaben blieb General von Koseritz mit den Regimentern Prinz Friedrich und Franquemont zurück. Mit der Verminderung der Gefahr waren die Landwehrbataillone in die Heimat entlassen worden.

Seit einem halben Jahrhundert hatte man in Östreich nicht solche Beteiligung der innewohnenden Kraft, nicht solchen Aufschwung gesehen, als eben jetzt in den Sommermonaten des Jahres 1809 zu Tage getreten war. Nach den erlittenen Unfällen drückte endlich der Friede, am 14. Oktober zu Wien geschlossen, den Kaiserstaat auf eine Macht zweiten Ranges herab. Was Östreich an Gebiet abtreten mußte, war bestimmt, die süddeutschen Staaten und die Länder an der Adria zu vergrößern. — Wenige Tage nach dem Abschluß des Friedens verließ Napoleon Wien, um nach Paris zurückzukehren. Am 22. Oktober traf er in Stuttgart ein, vom König auf das feierlichste empfangen. Zeitgenossen versichern, daß sie niemals, weder vorher noch später die Mienen des fremden Eroberers so freundlich gesehen haben, als an diesem Tage. Mit Anbruch der Nacht reiste er wieder ab, nachdem er den König behufs Besprechung aller noch zu regelnden Angelegenheiten zu sich nach Paris eingeladen. Es war das letztemal, daß Napoleon die württembergische Residenzstadt gesehen.

Wenige Wochen nach dem Besuche Napoleons in Stuttgart, am 26. Nov. 1809, trat König Friedrich unter dem Namen eines Grafen von Urach, die Reise nach Paris an. Der Weg führte über Kehl, Luneville nach Epernay. Hier legte der König das Inkognito ab und ward von dem Grafen Nansouty begrüßt. Die eben in Paris weilenden königlichen Minister und Bevollmächtigten stellten sich zugleich ein, Graf von Taube und Graf von Zeppelin. Im Namen Napoleons begrüßte den König am 30. Nov. in Meaux der Fürst Erzschatzmeister, Herzog von Placenza. Von Meaux aus waren kaiserliche Equipagen und Eskorte von der kaiserlichen Garde gestellt. Am 1. Dez. um 1 Uhr nachmittags traf

Friedrich in Paris ein und stieg in dem für seine Aufnahme bestimmten Palast Luxemburg ab, empfangen von dem kaiserlichen Oberstzeremonienmeister Grafen Segur. Um 3 Uhr fuhr Kaiser Napoleon am Luxemburger Palaste an, um dem König seinen Besuch zu machen. Der König ging ihm entgegen und empfing ihn auf der Treppe.

Am Abend gab Friedrich den Besuch in den Tuilerien zurück und suchte insbesondere noch seine Tochter auf, die Königin von Westphalen, welche mit zahlreichen anderen Fürstlichkeiten zur selben Zeit in Paris war. Die nächste Zeit füllten geschäftliche Konferenzen, Besuche bei den Königen von Bayern und Sachsen, Festlichkeiten aller Art, Jagden; dazu kam, als die erwünschteste Erholung für den König, häufiges Zusammensein mit der geliebten Tochter und Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt, die damals in der That der Mittelpunkt von Europa war, der vielen Kunstschätze, der Anstalten und Einrichtungen, der historischen und naturwissenschaftlichen Sammlungen.

Am 2. Jan. 1810 begab sich der König auf den Rückweg; über Vitry, Pfalzburg, Rastatt war am 7. Jan. Stuttgart wiederum erreicht. Am gleichen Tage hatten die Spitzen der Kolonnen, welche bis zum Ende Oktober 1809 noch an der Donau bei Wien gestanden hatten, den Boden der Heimat betreten. Eine Zeit lang glaubte man befürchten zu müssen, die Truppen könnten eine andere Bestimmung erhalten, nach einem neuen Felde der Thätigkeit versetzt werden. Man hatte davon gesprochen, Vandamme solle sie nach Antwerpen führen. In freimütiger Sprache und kräftigem Ausdruck, sich auf die bestehenden Verträge berufend, wandte sich der König in einem Schreiben vom 12. Okt. 1809 in dieser beunruhigenden Angelegenheit an Napoleon; man hörte nichts weiteres mehr von dem Gerücht. In manchen anderen Fragen und Erwartungen aber sah sich der König nach so vielen opfervollen Jahren keineswegs vollständig befriedigt.

Aus den Besprechungen der Fürsten ging am 24. April 1810 der Vertrag von Compiegne hervor, nach welchem sich die Gebietsverhältnisse der süddeutschen Staaten endgiltig regelten. Von Östreich abgetretene Landstücke fielen an Bayern. Daraus ergab sich für Württemberg und Baden ein Weiterrücken der Grenze nach Osten, indem Bayern an Württemberg und dieses an Baden Gebietsteile abtrat. Eine durch Staatsvertrag mit Bayern gezogene Grenzlinie vom Bodensee bis zur Markung Waldmannshofen im Norden hatte im allgemeinen Bayern und Württemberg zu scheiden. Tettnang, Wangen, Leutkirch, Geislingen, die Stadt Ulm, weiter nördlich Gerabronn und andere Länderstücke fielen

an Württemberg. Dieses überließ an Baden Stockach, Radolfszell, Hornberg, St. Georgen. So ist im Jahre 1810 im allgemeinen der jetzige Besitzstand erreicht worden. Friedrich sah sein Land wachsen von einer Fläche mit 150 □Meilen und 650000 Einwohnern zu 354 □Meilen mit nahe an 1 400 000 Menschen. Das neuerworbene Gebiet überwog das alte angestammte nach Flächeninhalt ganz bedeutend; nach Einwohnerzahl nicht in demselben Maße.

Die Klugheit, mit der sich Napoleon in dem nun beendigten Feldzuge aus großen Verlegenheiten gezogen, die wundersamen Erfolge, die er erfochten, die erstaunlichen Resultate, die er in Beziehung auf die Verhältnisse der Staaten und auf die Befestigung der französischen Weltherrschaft aufzuweisen hatte, umgaben seinen Namen mit einem Glanze, wie er selten einem Eroberer zu teil geworden. Marie Louisens Vermählung mit Napoleon vollends war ein Fest für ganz Europa. Nun vereinige sich, versicherte man, die Sanftmut mit der Kraft und die bezaubernde Tugend des Weibes mit dem festen Sinn des Mannes; der Held, der so lange zerstörend auf der Erde gewaltet, werde nun, im Genuß der Liebe und des häuslichen Glücks, bauend, segnend und tröstend eine zweite Periode seines Lebens beginnen. Nie habe das Schicksal einem Menschen eine höhere Bestimmung angewiesen als dieser kaiserlichen Frau. Sie sei der Engel des Friedens, der, den Ölzweig in der Hand, in die Mitte der Völker trete und den Bedrängten den Anbruch eines neuen goldenen Zeitalters verkünde. Von nun an werden die Leidenschaften verstummen; alles, was vorübergegangen und verloren, werde vergessen sein; der Säemann werde wieder zum Pfluge, der Schnitter zur Sichel zurückkehren. Die von Napoleon geordneten Verhältnisse der Staaten werden sich festigen und ordnen; niemand werde es wagen, ihren Frieden zu stören; der in ihrem Innern zurückkehrende Wohlstand werde den Völkern die glücklich überstandenen Leiden zehnfältig vergüten. — Dichter, Redner und Gelehrte verkündigten treuherzigen Sinnes derartige Hoffnungen und Aussichten.

Napoleon schien jetzt alles erreicht zu haben, was seine Eitelkeit und seine Politik beanspruchten. So eng verbunden mit der Dynastie, welche seit Jahrhunderten in der Meinung der Völker für die erste der Welt gegolten hatte, fehlte seiner Person nun keine Art von Glorie mehr. Die, welche in ihm immer noch den Usurpator gesehen hatten, durften sich nun keinem Zweifel mehr an dem Bestande seiner Herrschaft und an der Festigkeit seines Throns überlassen, da Östreich jetzt nach der einen wie nach der anderen Richtung hin mit ins Interesse gezogen war.

Wenige mag es jetzt noch gegeben haben, welche die Ordnung der Dinge, wie sie von Napoleon aufgebaut war, für eine flüchtige Episode hielten. Selbst in den Ländern, wo man alles Denken und Streben daran setzte, um sich der ertötenden Umklammerung zu entziehen, verminderte sich zusehends die Zahl derer, welche nicht an die Dauer dieses Weltreichs glaubten. Jede Hoffnung auf baldige Änderung der Lage schwand mehr und mehr.

Dem hohen Verstande, dem scharfen Urteile Friedrichs konnte die Bedeutung der Ereignisse nicht verborgen bleiben. Seinem ganzen Streben, seiner Geistesanlage nach konnte ihn die Neuordnung der Dinge nicht befriedigen.

Wenn auch da und dort der Gedanke hervortrat, als habe man im Rheinischen Bund eine Zusammenfassung der deutschen Nation zu erblicken, so blieb das doch eine jedem gesunden Sinne fremdartige Selbsttäuschung. Um so mehr war es Friedrich daran gelegen, seinen Staat, jetzt wiederum durch bisher fremdartige Bestandteile vergrößert, zu einem geschlossenen Ganzen in gleichförmiger Weise durchzubilden. Mit unermüdeter, überall eingreifender, selbst die kleinsten Einzelheiten berührenden Thätigkeit, warf sich der König von neuem auf den Betrieb der inneren Verwaltung, auf die Schöpfung neuer zweckmäßiger Formen, Beschleunigung der Arbeiten, Abstellung eingelebter Mißbräuche. Nie sah man in der Regierung eine solche Energie und nie in ihren Werkzeugen einen solch ängstlichen Diensteifer.

Die Vergrößerung des Landes bedingte eine neue Territorialeinteilung: zwölf Landvogteien, denen die Oberamtsbezirke untergeordnet sind; Abgrenzung der Dienstverhältnisse beider Instanzen. Den Dorf- und Stadtgerichten wurde die bisher ausgeübte Gerichtsbarkeit entzogen; an ihre Stelle traten die neugeschaffenen Oberamtsgerichte als erste Instanz für Behandlung der streitigen Gegenstände. Zu derselben Zeit traf der König die Einrichtung eines Staatsrats, bestehend aus den Staatsministern und weiteren besonders ernannten Mitgliedern zur Beratung über allgemeine, das Ganze umfassende Staatsangelegenheiten.

Tiefeingreifend waren die vom König im Sommer 1811 aufgestellten neuen Prinzipien in Behandlung und Erledigung aller Verwaltungsangelegenheiten. Bisher fanden alle in die Verwaltung einschlagenden Geschäfte ihre Auseinandersetzung im Kollegium sämtlicher Räte; an Stelle dieser Art der Behandlung trat nunmehr durchaus das Büreausystem, nach welchem aus dem Kollegium eine Reihe von Sektionen gebildet wurde, jede mit einer speziellen Art von Geschäften betraut. Bei den Gerichten aber blieb das Kollegialverfahren beibehalten.

Alles was sein Land einschloß, unterwarf der König seinen Gerichten, seinen Verwaltungsbehörden, seiner obersten Aufsicht; aus dem Ungleichartigen ein geschlossenes gleichartiges Ganzes zu machen, war ja von vornherein sein Streben gewesen; darin fand er seine Befriedigung, seines Lebens Aufgabe. So mußte Manches verschwinden, was an persönliche, kommunale oder körperschaftliche Freiheit erinnerte neben den Auswüchsen feudaler Herrschaft. Zunächst empfand man nur die Verluste, man blickte mit einer gewissen Wehmut dem nach, was man bis daher besessen; die Wohlthaten eines aufgeklärten, geordneten und rührigen Regiments traten erst mit der Zeit zu Tage. — Aber eine Art von Revolution blieb immerhin die hastige und gründliche Beseitigung des Alten, die unvermittelte Aufstellung neuer Lebensformen. Was anderwärts mit einem einzigen donnergleichen Schlag sich vollzogen, ging hier ruckweise von statten. Gleichwohl blieb der gewaltthätige und rücksichtslose Charakter einer Art von innerer Umwälzung erkennbar. Aber nur so war es möglich, in absehbarer Zeit aus abgestorbenen Lebensformen herauszukommen.

So geschah es, daß des Königs Persönlichkeit bei allen Angelegenheiten in den Vordergrund trat. Die Kraft und Zuversicht, die er in sich selbst fand, zog unwillkürlich zu seiner Person hin, wirkte fesselnd auf diejenigen, welche in der Nähe sein klares, voraussehendes Auge beobachten konnten. Die augenblickliche Zuneigung der Gemüter, — Popularität mag nur selten gewonnen werden durch ein entschlossenes, durchgreifendes Wollen, durch die beharrliche Durchführung des Gewollten, aber gerne lehnt man sich an an den festen Mann, dessen ganzes Denken und Handeln so unbegrenzte Zuversicht zu sich und zwar zu sich allein ausspricht. Mit einem gewissen Stolz blickte man auf den König; man bewunderte, wie er alles durchzuführen verstehe, was er anfange, wie er einen Glanz entfalte, den kaum ein anderer Fürst zeige, wie er der beste Schütze sei weit und breit.

So besaß der König inmitten der Revolution, die er von oben aus durchführte, eine gewisse Art von Popularität, wenn er auch auf jene Art von Popularität verzichten mußte, die viele seiner Vorgänger besaßen und die wesentlich eben darin bestand, daß sie nicht beanspruchten, thatsächliches Oberhaupt des Staates zu sein. Mit Popularität allein aber konnte auch Friedrichs Werk nicht gelingen. Er mußte mehr dem Urteil der Nachwelt vertrauen, mußte auf die Geschlechter hoffen, die ernten konnten, was er gesäet.

In der hastig dahinströmenden Zeit traten notwendig den gleichzeitig Lebenden manche Härten unter die Augen, veranlaßt durch die Thä-

tigkeit des Königs. Denn der täglich und stündlich, oftmals Tag und Nacht arbeitende Fürst faßte mit seiner Schaffenslust alles an; an das Große, wie an das Kleine trat er mit raschem Geiste, mit eisernem Willen, mit derber Kraft. Und diejenigen, welche in seinem Namen zu handeln hatten, gewöhnten sich die Art des Königs an, ohne von demselben hellen Geiste erleuchtet zu sein, ohne dem Hang des keineswegs allezeit glücklich angelegten schwäbischen Gemüts zu widerstehen, aus eigener Machtvollkommenheit noch eine Härte oder Gewaltthat hinzuzufügen.

Den König selbst führte die natürliche Richtung seines Geistes und das lebendige Bewußtsein seiner löblichen Absichten vorerst zu der Überzeugung, daß nur dann gut regiert werde und nur dann die Lebensäußerungen des Staats, wie er ihn sich in seiner Vollkommenheit dachte, rasch, kräftig und gleichförmig vor sich gehen, wenn die *höchste Gewalt alles nach eigener Ansicht und mit freiem Willen* lenke, wenn sie an kein Gesetz gebunden sei, als an das, das sie sich selber gegeben.

Mit weit blickendem Auge und hellem Geiste seinem Zeitalter vorauseilend, *war und blieb der König* doch nach *Gewohnheiten* und *Lebensanschauungen ein Sohn der alten Zeit*; gerade aus dieser Doppelstellung läßt sich mancher Widerspruch in seiner Handlungsweise, in seinem Leben, in dem Auftreten gegen seine Organe, beim Jagdwesen, in der Rechtspflege erklären.

Friedrich hatte seine Ansichten über die Mitthätigkeit einer Volksvertretung vollständig nach den Erfahrungen gebildet, die er selbst gemacht. Seine Regierung war in früheren Jahren bei löblichen Absichten gehemmt worden; er selbst sah sich hintergangen; die Achtung vor jeder Äußerung der Volksvertretung wich bei ihm mehr und mehr, so daß er es schließlich für einen Grad der Vollkommenheit im Leben des Staats halten mußte, wenn weder das Volk in seiner Gesamtheit, noch der einzelne Unterhan eine Stimme in den öffentlichen Angelegenheiten hatte.

Die Mitlebenden aber blieben zunächst an dem hängen, was an die Oberfläche trat, an *Äußerlichkeiten*: an der Willkür der Günstlinge, dem rauhen Wesen der Beamten, dem Glanz des Hofes, der Ausdehnung der Jagd, der Beeinträchtigung der Einzelnen, der Privilegierten, durch die Gleichmachung. Das *tiefer Liegende*, nicht unmittelbar in die Augen Fallende wurde übersehen: das Hervorziehen des Verborgenen an die Öffentlichkeit, die Weckung neuer Kräfte, die Gleichheit vor dem Gesetz, die wachsende politische Bedeutung.

Man freute sich über die Größe des neuen Staats; aber man vergaß nur zu leicht, daß sein Bestand in der außerordentlichen Zeit durchaus abhängig sei von einem starken Heer, von der Verfügung über bedeutende Geldmittel. Das aber bedeutet Eingriffe in die Freiheit und den Besitz der Unterthanen. Solche Opfer bringt der Mensch nie aus Wohlwollen; aus innerer Überzeugung von der Notwendigkeit und dem Nutzen im nationalen Staat. Aber unter den damaligen Verhältnissen mußten jene Opfer dem Bürger mit Gewalt abgenommen werden; man fühlte nur die Lasten.

Es mußte anerkannt werden, daß der König für Armenwesen, für Kirchen, Schulen und insbesondere auch für die Universität Tübingen mit einem Geldaufwande sorgte, welchen die früheren Verwaltungen zu bestreiten nicht vermocht hatten[1]). Katholiken und Separatisten freuten sich der ihnen zuteil gewordenen Gleichberechtigung und alle Württemberger waren dankbar für die Ordnung, welche Friedrich hielt, für den Anstoß zu manchem bis daher wenig gekannten Erwerb, für die guten Straßen, die er anlegte, für die tüchtigen Truppen, welche er ausbildete.

Aber alles das kostete Geld und vermehrte die Lasten des Volks. Es galt die wenigen Kräfte zu Rate zu halten, die Bevölkerung in ihren Leistungen zusammenzufassen. Aus diesem Streben gingen hervor das Verbot der Auswanderung, die mannigfachen Erschwerungen, Gelder im Ausland anzulegen, die vielfachen Formen der Abgaben und Steuern. — Die ganze komplizierte Maschine erforderte naturgemäß eine strenge Aufsichtsbehörde. Es ließ sich deshalb die Regierung besonders auch die Ausbildung des Polizeiwesens angelegen sein, an dessen Spitze zeitweise ein besonderes Polizeiministerium stand. Auslandpolizei, Fremden- und Paßpolizei, unverhältnismäßig harte Strafen bei Polizeiübertretungen, Auskundschaftseifer der niederen Organe brachten eine Menge Unbequemlichkeiten und Beschränkungen mit sich. Zugleich wurde aber auch manchen tief gewurzelten Unordnungen und Mißbräuchen gesteuert und das neuerrichtete Landreiterkorps, zuerst mit Mißtrauen betrachtet, versöhnte bald mit sich durch die nützlichen Dienste, die es allenthalben leistete.

Zwei Stützen hatte sich der König für seine Regierung geschaffen: die Offiziere und die Beamten. Von beiden Korps verlangte er Tüchtigkeit in dem speziellen Dienst, unermüdliche Thätigkeit, Unbestechlichkeit und Diensteifer. Nicht leicht ließ er, selbst in untergeordneten Kreisen, einen Diener, der Geschick und Eifer zeigte, unbemerkt und unbelohnt.

[1]) Perthes, Politische Zustände ꝛc. I, 471.

Anspornungen fehlten nicht. Rücksichtslos aber verfuhr der König überall da, wo ihm Säumigkeit, Gedankenlosigkeit und Schlendrian bei seinen Beamten aufzustoßen schienen.

Mit besonderer Sorgfalt überwachte Friedrich die Thätigkeit seiner Oberamtleute. In der Hand dieser Kategorie königlicher Diener war allermeist das vereinigt, was zum Gedeihen der einzelnen Bezirke beitragen sollte. Teils auf seinen programmäßig durchgeführten Reisen, teils unversehens pflegte der König den Geschäftsbetrieb zu revidieren. Solches Eingreifen von oben herab, das an die Gewohnheiten der preußischen Könige erinnerte, hatte man bisher in württembergischen Beamtenkreisen nicht gesehen. Man begann die königlichen Besuche zu fürchten. Und mit Recht da, wo auch nur eine Spur von Nachlässigkeit oder falscher Auffassung der gegebenen Befehle an den Tag treten konnte.

Einer der Beamten, der in der Stellung als Oberamtmann in verschiedenen Bezirken des Landes wirkte, erzählt in den Erinnerungen aus seinem Leben[1]: kurz nach der Annektierung der oberschwäbischen Lande sei er Oberamtmann in Biberach geworden. Auf gute Verkehrswege habe der König besonders gesehen und gerade diese seien in den neuen Landen nicht im besten Zustande gewesen. „Ich hatte deshalb mein Augenmerk besonders auf die Herstellung von Straßen sowie auf die Pflanzung von Obstbäumen auf deren beiden Seiten gerichtet. Anfangs unterzogen sich meine Amtsuntergebenen diesem Geschäft nur ungern, aber bald hatten sie die Vorteile und den Nutzen beider eingesehen; und noch jetzt sollen, wie ich höre, die Bewohner Biberachs Gefallen an den Linden finden, welche ich auf den bei der Hauptkirche befindlichen freien Platz hatte setzen lassen. Von mir und von dem Obristen und Kommandanten des damals in Biberach in Garnison liegenden leichten Infanterieregiments, Freiherrn v. Brusselle, hatte die Anlegung einer Straße eine große Unannehmlichkeit abgewendet.

„Im Jahre 1808 waren am Vorabend des Fronleichnamsfestes, ohne daß er oder ich vorher davon in Kenntnis gesetzt worden wären, auf dem sogenannten weißen Thurme die daselbst befindlichen eisernen Kanonen abgefeuert und aus einer zur Unzeit angebrachten Bravour dabei nicht die gehörige Vorsicht gebraucht worden. Fünf Kanonen waren glücklich abgebrannt worden, allein die sechste und letzte zersprang in viele Stücke und tötete den städtischen Konstabler und einen Feldwebel jenes

[1]) Dizinger, Denkwürdigkeiten ꝛc. S. 218.

Regiments. Ein anderer Unteroffizier wurde schwer und einige andere Personen wurden leicht verwundet.

„Sobald ich von diesem Unglück Kunde erhalten, hatte ich auf der Stelle sowohl unmittelbar an den König, als an die übrigen betreffenden Behörden hierüber Bericht erstattet und den Hergang ganz so, wie er sich zugetragen, erzählt.

„Nach ungefähr acht Tagen war der König in Biberach eingetroffen; allein während seiner Anwesenheit war dieses Vorfalls mit keinem Wort erwähnt worden. Erst nachdem der König in den Wagen gestiegen und wieder abgereist war, hatte der damalige Oberstallmeister Graf v. Görlitz erzählt, daß er zugegen gewesen sei, wie der König meinen Bericht über den Unglücksfall am Vorabend des Fronleichnamsfestes erhalten, und, nachdem er ihn gelesen, ausgerufen habe: ich komme in wenigen Tagen selbst nach Biberach und dann werde ich dem Obristen und dem Oberamtmann die Köpfe zurechtsetzen. Wie aber der König auf die neuangelegte Straße von Ingerkingen über Warthausen nach Biberach gekommen sei, habe ihm diese so wohl gefallen, daß er einigemal gesagt habe: diese Straße ist zu schön, als daß ich dem Oberamtmann etwas Unangenehmes sagen könnte."

Von einem andern Königlichen Besuch erzählt derselbe Beamte: „Der König hatte sich lange mit mir über verschiedene Gegenstände unterhalten und dabei über die ehemaligen Reichsstädte, ihre Verfassung und die Verwaltung ihrer Einkünfte manche höchst interessante Bemerkung gemacht, und besonders auch über den damals in Deutschland, sowie in einem großen Teile von Europa herrschenden Geist gesprochen. — Unvergeßlich wird mir bleiben, wie der König unter anderem sehr bewegt und seine rechte Hand auf das Herz gelegt, zu mir sagte: „Auf meine Ehre, ich meine es gut mit meinem Volk, allein ich kann nicht immer handeln, wie ich gern wollte; auch werde ich nicht immer gehörig unterstützt. Meine Regierung ist zwar streng; aber muß man in Zeiten, wie die gegenwärtigen sind, wo den Menschen nichts mehr heilig ist, nicht strenge sein? Der Rechtschaffene hat sich jedoch nicht vor mir zu fürchten; der Weg zu mir steht ihm offen und er wird, wenn er sich an mich wendet und ihm Unrecht geschehen ist, stets Hilfe finden." —

Beschützer des Rechts zu sein und der Rechtspflege erkannte der König als einen Teil seines obersten Berufs[1]). „Väterliche Liebe, Milde,

[1]) Zeitung für die elegante Welt. Jahrg. 1817 N. 49 ff.: Züge zu einem Charaktergemälde des Königs Friedrich von Württemberg von J. G. Pahl.

Schonung, äußerte er, seien edle Züge im Charakter kleiner Fürsten, deren Sorge nur wenige Quadratmeilen Landes anvertraut sind; dem großen Regenten aber, versicherte er, dürfe es, in moralischer Beziehung, um keinen Ruhm zu thun sein, als um den der Gerechtigkeit."

Und Friedrich hat sich aufrichtig bemüht, diesen Ruhm zu erwerben.

Die Rechtsgesetzgebung und die Überwachung des richterlichen Amtes zählte er unter seine Hauptgeschäfte. Eigennutz, Parteilichkeit, Pflichtversäumnis verfolgte er mit unerbittlicher Strenge. Kein Ansehen der Person oder des Standes sollte vor dem Gesetz gelten. Nie störte er den Gang der Zivilrechtspflege. Er unterwarf sich selbst, in Streitigkeiten mit Korporationen und Individuen, den Erkenntnissen seiner Gerichtshöfe und er hat eine Menge Prozesse vor diesen Behörden verloren.

Sein Eifer für Gerechtigkeit, seine Hast, seine Ungeduld griffen aber nicht selten in die Kriminaljustiz ein. Er wollte auch hier nur gerecht sein, wenn sein Urteil von dem der Juristen abwich, und er handelte immer nach dem besten Gewissen, vermied aber dadurch Ungerechtigkeiten und Härten nicht. Sein Mißtrauen gegen die Menschen brachte ihn zu der Überzeugung, daß er durch Strenge und Schrecken seinen Geboten mehr Achtung verschaffen könne, als durch warnende Milde. Seine Gesetze erkannten in gewissen Fällen harte Strafen auch bei geringfügigen Vergehen; Spezialkommissionen traten zu Zeiten an die Stelle der ordentlichen Gerichte, nicht selten verschärfte der König die von den Behörden ausgesprochenen Urteile. In eingehender Weise verbreitete sich eine strenge Gesetzgebung besonders über Majestätsverbrechen, Landesverrat, Hofdiebstahl, Münzfälschung, Post-, Stempel- und Accisewesen, Konskription, Heerordnung.

Ein schlimmer Überrest aber aus der alten Zeit der Justizpflege verschwand, die Tortur (Dekret des Königs vom 23. April 1809). Niemals hat Friedrich geduldet, daß fremdes Recht, welches anderen deutschen Ländern aufgedrungen wurde, Eingang in sein Königreich finde.

Die Gleichstellung vor dem Gesetz, die Allgemeinheit der Staatsidee mußte besonders hart eine bis daher bevorzugte Gesellschaftsklasse treffen, den Adel. Wollte aber Friedrich nicht verzichten auf ein gleichartig geordnetes einheitliches Ganzes, so mußte er gerade hier rücksichtslos und rasch eingreifen. Das alte Herzogtum hatte nur kleinen Hof- und Militäradel gekannt, ohne politische Bedeutung. Nach den neuesten Vergrößerungen umschloß das Königreich hohen und niederen Adel in großer Zahl: die Reichsritterschaft, gräfliche und fürstliche Häuser. Es

handelte sich darum, den Adel überhaupt aufzuheben oder aber seine Ansprüche auf ein mit der Einheit des modernen Staatsbegriffs verträgliches Maß zurückzuführen.

Das Verhalten des unmittelbaren Adels dem Reiche und den gemeinschaftlich zu tragenden Lasten gegenüber vermochte nicht, zu seiner Hebung beizutragen. Ganz konsequent strebte deshalb der König dahin, den neuen Staatsbürgern ihre Pflichten zum Bewußtsein zu bringen, sie an ihr Unterthanenverhältnis zu erinnern. Es ist nicht zu läugnen, daß hier mehr als irgendwo die Handlungsweise des Königs von persönlichen Leidenschaften begleitet war.

So kam es, daß sich der Adel in manchen Dingen härter betroffen fand als die bürgerlichen Kreise; die Mitglieder des Adels waren gehalten, einen Teil des Jahres in Stuttgart zu wohnen; die Gesetze über Konskription verfuhren strenger mit den Adeligen als mit den Angehörigen des Bürgerstandes; jede Reise ins Ausland, fremde Dienste waren dem Adel verboten.

Anderes aber war notwendig wegen der Gleichheit vor dem Gesetz und konnten dahin zielende Einschränkungen keinen Gegenstand zu gerechter Beschwerde abgeben. Der moderne Staat verlangt gebieterisch das Aufgeben von Sonderstellungen. Überall entzog der König dem Adel die Gerichtsbarkeit, die Polizei, das Besetzungsrecht der Ortsschultheißenstellen und alle Einkünfte, welche, wie Zoll, Accise, Wegegeld, einen öffentlichen Charakter tragen; er legte allen Angehörigen des adeligen Standes in gleicher Weise wie den übrigen Unterthanen Steuern, Naturallieferungen, Einquartierung und Vorspanndienste auf. In so bedeutungsvoller und schwieriger Zeit konnte in der That der Staat auf die gesteigerte Mitwirkung einer so wichtigen Klasse von Angehörigen nicht verzichten.

Schon früher war die Gleichberechtigung aller christlichen Staatsbürger in Sachen der Religion ausgesprochen und durchgeführt worden. Dem Papste gegenüber erklärte Friedrich unumwunden, daß er Anordnungen des Auslandes über die inneren Verhältnisse des Königreichs nicht anerkennen werde. Der katholische Kirchenrat war dem Chef des geistlichen Departements im Staatsministerium unterstellt. Der evangelischen Kirche entzog die schon früher verfügte Verschmelzung ihres abgesondert verwalteten Vermögens (auf 30 Millionen Gulden geschätzt) jede weitere Möglichkeit, ihre Selbständigkeit geltend zu machen. Für die innere Verwaltung schuf der König im Jahr 1810 sechs Generalsuperintendenzen und 53 Dekanate samt einer Feldpropstei. — Die wenigen Bekenner der reformierten Kirche hatten ihr Dekanat in Cannstatt. Der katholischen Kirche fehlte noch ein

eigenes Bistum, sie war den Bistümern Augsburg, Konstanz, Speier, Worms, Würzburg und dem exemten Sprengel Ellwangen zugeteilt.

So lange ein Widerstand gegen die bürgerlichen Gesetze nicht stattfinde, sollen einer durch rein religiöse Zwecke begründeten Absonderung von der Landeskirche keine Hindernisse bereitet werden, setzten die milden königlichen Anordnungen fest. Unter ihrem Schutz führten zahlreiche Separatisten ein stilles Leben; nicht selten Vorbilder für alle ihre Mitbürger und Nachbarn. Der König selbst beobachtete die sich bildenden Vereine und ihre Bewegung mit Aufmerksamkeit. Recht im Unterschied zu „den Stillen im Lande" machte sich aber da und dort ein immer mehr verwildernder Separatismus geltend. Hauptsächlich in den Dekanaten Dürrmenz und Maulbronn. Der Bauer Georg Rapp aus Iptingen war der Hauptanführer. Sie verweigerten Militärdienst und Fahneneid. Die Wiederkunft Christi stehe mit nächstem bevor. Napoleon stand eben im Zenith seines Ruhms; das wirkte auf die phantastischen Köpfe wie der Sonnenstich. Das sei der wieder erschienene Messias, sagten sie: sie seien Napoleons Unterthanen; nichts gehe sie der König von Württemberg an; keinen Gehorsam haben sie seinen Behörden zu leisten. Sie beteten zu Napoleon wie zu Christus, verweigerten Steuern und Abgaben. Zum Abzeichen trugen Männer und Weiber dreifarbige Kokarden; die Männer ließen sich lange Bärte wachsen, trugen weiße Mützen. Vor Niemand entblößten sie das Haupt und duzten auch die Höchsten. Keine Ermahnung, keine Einkerkerung half; mit eiserner Stirn waren sie nachher wütender als zuvor und schimpften Hohe und Niedere.

Die widersetzlichen Männer wurden endlich auf den Asperg verbracht. Rapp selbst mit 700 seiner Anhänger war schon früher nach Amerika gegangen, wo er 1805 seine Niederlassung Harmony gründete, die er, mit unbeugsamer Strenge regierend, durch seinen Verstand und Unternehmungsgeist zu bedeutendem Wohlstand hob.

Wie im ganzen Dasein der Völker, so machte sich besonders im öffentlichen Leben ein vielfacher, oft willkürlicher Zwang geltend, der alles, was in früherer Zeit freier Bewegung sich erfreute, einer Menge von Einschränkungen unterwarf. Das ist eben der durchgehende Zug durch das gesamte öffentliche Leben, die öffentliche Meinung jener Tage, daß die von dem fremden Eroberer neu geschaffenen oder vergrößerten Staaten nicht, wie er meinte, geschichtlose, ein ganz neues Dasein beginnende waren, sondern rückwärts blicken konnten in eine durchaus anders

geartete Vergangenheit. Zunächst hatte man nur hoffend vorwärts geschaut; mit der Zeit kamen die Gegenüberstellungen. Die Vergleichung ließ den wehmütig resignierten Ton entstehen unter denen, die sich so gewaltsam und rauh aus der behaglichen, sorglosen Vergangenheit in dies eiserne Zeitalter versetzt sahen. Und den rückwärts Schauenden erschien das Verlorene in noch viel rosigerem Lichte, als es wirklich war. Die Zerstörung lieber Gewohnheiten der Vergangenheit, der Druck der Gegenwart ward jedem, das Werden einer neuen besseren Zukunft niemanden fühlbar. Überraschung, Schrecken, Betäubung verfehlten ihre Wirkung nicht.

Hatte man in erst kürzlich entschwundenen Jahrzehnten geklagt über „schnelle Läufe", wenn irgend eines der lang vorbereiteten Kriegsgewitter im Anzug war, so mußte man jetzt erleben, wie Schlag auf Schlag in wenigen Jahren die ganze alte Welt in Trümmer sank, wie neue Lebensbedingungen, neues Kraftaufgebot, neuer Zwang, neue Einschränkungen an jeden herantraten. Gelähmt erschienen so viele geistige Kräfte, die vordem sich bewegt; eine endlose Begriffsverwirrung machte sich geltend. Man überließ sich gerne dem Glauben, daß der große Gedanke, der den Gewaltthaten des französischen Kaisers zu Grunde liege, endlich doch noch als ein der Welt heilsamer zu Tage treten werde. Noch gab es eine andere Klasse von Resignierten, die sich mit dem Glaubenssatze zu trösten suchten: wie Rom einst zwar Griechenland mit den Waffen besiegt habe, von diesem aber durch Geist und Bildung unterworfen worden sei, so werde jetzt Deutschland durch die Tiefe seines Wissens und der geistigen Anschauungen seinen Siegern zu imponieren verstehen.

Im politischen Denken gewöhnte man sich daran, sich auf das nächstliegende zurückzuziehen. Das schwäbische Sonderbewußtsein war ja stets im Gefühlsleben des Volks zur Geltung gekommen. Jetzt sah man mit Befriedigung, wie um den schwäbischen Kern des altwürttembergischen Landes sich die Stammesgenossen fast alle angegliedert hatten zu gemeinschaftlicher politischer Existenz; alle unter einheitlichem Recht und Gesetz zusammengefaßt von der starken Hand des Königs, der aus Altwürttemberg hervorgegangen. Gerade die Männer, welche dem Dienste des Vaterlandes am treuesten ergeben waren, hatten sich zum Teil daran gewöhnt, die Wohlfahrt ihres Staates, dem sie dienten, ohne Rücksicht auf den ehemaligen Zusammenhang mit dem übrigen Deutschland als einziges Ziel zu verfolgen.

So kommt es, daß in dieser Periode mehr, als je zuvor sich ein kräftiger Partikularismus in Württemberg entwickelte. Und diesem Partikularismus erwuchs noch eine ganz besondere Kraft aus dem Stolz,

mit dem der Bürger auf die eigene Armee blickte, aus der die philisterhaften Elemente von ehedem verschwunden waren, um einem militärischen Geiste voll Selbstgefühl und Ehrgeiz Platz zu machen.

Eine gewisse Befriedigung mit der Gegenwart mochte sich geltend machen. Auf der anderen Seite gab es der täglichen Unbequemlichkeiten genug. Es wurde in Wirklichkeit viel zu viel regiert und angeordnet in Sachen der Polizei, des Post- und Sanitätswesens und anderer Einrichtungen, die mit dem täglichen Leben in unmittelbarem und oft sich wiederholendem Zusammenhange stehen. Die Rührigkeit und Rastlosigkeit des Königs gab den ersten Anstoß dazu. Die mannigfach belästigende Ausführung aber fiel weniger der Regierung, als dem knechtischen Diensteifer und dem Eigennutz ihrer Werkzeuge zur Last.

Die Macht der öffentlichen Meinung und der Presse insbesondere hatte man kennen gelernt zur Zeit der französischen Revolution Der Mann, welchem es gelungen, die Revolution selbst in Fesseln zu schlagen, war auch nicht schüchtern in der Wahl der Mittel, um die Erzeugnisse der Presse und den Austausch der Gedanken im öffentlichen Leben in seinem Interesse zu überwachen. Begreiflich ist es, daß in der Presse aller Staaten des Rheinischen Bundes sich nur solche Stimmen vernehmen lassen durften, welche den Kaiser mit Lob und Preis überschütteten. Bezahlte, verschüchterte und gemaßregelte Zeitungsschreiber drängten sich herzu. Nicht wenige Freiwillige fanden sich unter den Gelehrten. Das ganze System überwachten französische Agenten.

Vor kurzem hatte man in Württemberg noch freie Presse gekannt. Die demagogischen Bestrebungen zu Ende des 18. Jahrhunderts hatten sich ihrer besonders bemächtigt. Gegen derartige Ausschreitungen der verbitterten Demagogie mußte sich Friedrich gerade jetzt schützen; zugleich mußte er den gegen Gewaltthätigkeiten sich aufbäumenden Adel fürchten. Der König sah wohl, daß er und seine Regierung für die auswärtigen Agenten ein Gegenstand steter Beobachtung sei. Von seiten der Regierung ließ er daher in strengster Weise Aufsicht führen über alle litterarischen Erscheinungen aus dem Gebiete der Politik, Statistik, Geschichte und des Staatsrechts.

Am 18. Mai 1808 erschien eine umständliche Zensurordnung. Ein Zensurkollegium brachte die getroffenen Bestimmungen zur Ausführung. Die volle Strenge der Zensur erstreckte sich jedoch nur auf Werke politischen Inhalts; sonst ließ man allem, sofern die gesetzlichen Formalitäten hinsichtlich des Drucks beobachtet waren, so ziemlich freien Lauf[1]).

[1]) Pahl a. a. O.

Den Aufpasser- und Überwachungsdienst im speziellen versahen Bücherfiskale, die in den ansehnlicheren Städten des Landes aufgestellt waren. Sie behielten die Druckereien, den Buchhandel, die Lesegesellschaften im Auge; die Journale und Zeitungen erfreuten sich ihrer ganz besonderen Aufmerksamkeit.

Eine natürliche Erscheinung ist es, daß das gesellschaftliche Leben sich in einem Zustande der Befangenheit und Spannung befand einer Regierung gegenüber, die bei allem Guten, das sie beabsichtigte und wirklich schuf, doch in ein Vielregieren und in einen bevormundenden Ton verfiel. Die Staats- und Kriegsereignisse des Tags, wie wundersam sie sich auch drängten und die Gemüter erregten, Fragen der allgemeinen Politik durften wohl erwähnt, aber nicht in Zeitungen oder Broschüren besprochen und betrachtet werden, nicht einmal in öffentlichen Gesellschaften. So kam es, daß die der geistigen Mitteilung Bedürftigen sich in geschlossene Zirkel, eine Art geheimer Gesellschaften, zusammenthaten. Ein solcher Kreis weitblickender patriotischer Männer traf sich im Städtchen Marbach. Unter ihnen, die großenteils hochgestellt waren im Staats- und Militärdienst, lebte die Hoffnung fort auf den Anbruch einer neueren besseren Zeit, auf einen gewaltsamen Umschwung der Dinge. Abenteuerliche, weitaussehende Pläne entstanden in jugendlichen Gemütern. Eine Anzahl Tübinger Studenten kam in Untersuchung wegen Stiftung eines Geheimordens, Absicht, das unfreie Europa zu verlassen, eine Niederlassung in Otaheiti zu gründen u. s. f.[1]).

Schloß so die Regierung in der Presse alle Erörterungen über Politik und Gang der Tagesfragen aus, so brachte sie auf der anderen Seite darin Dinge zur öffentlichen Kenntnis, welche sich seither zumeist der allgemeinen Besprechung entzogen hatten. Es ist das Eingehen auf Fragen gemeinnütziger Natur. Die Aufforderung dazu lag nahe. Die Sperrung des ganzen Kontinents von Europa gegen die englischen Kolonialwaren, die hohen Zölle brachten eine ungemeine Teuerung aller zum täglichen Bedürfnis gewordenen Spezereien hervor. Chemiker und Ökonomen riefen alle Erfindungsgabe zu Hilfe, um der Not zu steuern. Die Regierung that das Ihrige, um namentlich alle die auftauchenden Pläne und Versuche für Zuckerbereitung zu veröffentlichen. So machte sie auf die Runkelrübenzuckerfabrikation, welche in Augsburg mit Erfolg betrieben wurde, aufmerksam im Jahre 1810. Andere wollten Zucker darstellen aus dem Saft des Zuckerahorns, aus Honig, aus Trauben, Kartoffeln.

[1]) Haffner, Württ. Vierteljahrshefte IX. 1886 S. 81 ff.

Preise waren ausgesetzt für die Auffindung von Porzellanerde. Weitere Spalten der Zeitungen beschäftigten sich im Auftrag der Regierung mit dem Feuerlöschwesen und mit der allgemeinen zwangsweisen Versicherung der Gebäude.

Des Königs besonderer Wille war es, daß jede mutvolle That, jedes edle Einsetzen des eigenen Lebens für Rettung eines anderen öffentlich in den Blättern erwähnt werde. Er pflegte selbst jeden einzelnen Fall zu prüfen und die Würdigen mit der Zivilverdienstmedaille zu belohnen. Hieran schlossen sich öffentliche Belehrungen über Hilfeleistung in Notfällen, über Verhalten in verzweifelter Lage, über Vermeidung giftiger Pflanzen und anderes Gemeinnützige.

Es ist richtig, die Bildung des Königs hatte einen französischen Schnitt; sein ganzer Gedankengang verfolgte eine durchaus praktische Richtung; man weiß aber auch, daß er sich lebhaft für die idealeren Gegenstände des Wissens interessierte, wie er denn in der klassischen Philologie und der Theologie nicht unbewandert war. Er schätzte und beförderte insbesondere diejenigen Wissenschaften, deren Lehrsätze und gewonnenen Resultate unmittelbar ins Leben eingreifen. So nahm das geistige Leben nach vielen Richtungen hin einen neuen Aufschwung. — Die Universität Tübingen verlor freilich ihre selbständige rechtliche und finanzielle Stellung; die Professoren erhielten einen recht bescheidenen Rang; den Studierenden war der Besuch auswärtiger Lehranstalten verboten. Dafür aber errichtete der König auf der heimischen Universität neue Lehrstühle, ordnete strenge Prüfungen und Preisausteilungen an. Die klinische Anstalt, das anatomische Theater, die Naturaliensammlung, der botanische Garten, das Münzkabinet wurden teils von ihm gestiftet, teils wesentlich verbessert und erweitert. — Die Verordnung des Königs über die Reorganisation des Volksschulwesens hat sich als ein treffliches Werk bewährt; das hergebrachte Gute ließ er bestehen, brachte aber noch neuere Ideen hinzu, geartet nach der Weise Pestalozzis. Als Pflanzschule für Lehrer sollte das 1811 errichtete Hauptschullehrerseminar Eßlingen dienen.

Die katholische Kirche und Schule hatten besondere Fürsorge notwendig. Den nächsten Bedürfnissen dieser Kirche kam der König durch die Errichtung eines Priesterseminars in Ellwangen entgegen, wobei er zugleich dafür sorgte, daß in der neuen Anstalt ein versöhnlicher, freisinniger, echt wissenschaftlicher Geist einkehrte.

Vom ersten Tage der Regierung an ging eine der Hauptsorgen des Königs auf Hebung des materiellen Wohls seiner Unterthanen. Er

wußte wohl, was ihnen not that in Landwirtschaft und Gewerbe. Allein seinen Bemühungen stand großenteils das System Napoleons im Wege. — Als der übermütige Sieger am 21. November 1806 das berüchtigte Dekret von Berlin erließ, kraft dessen in allen unter seiner mittelbaren und unmittelbaren Herrschaft stehenden Ländern der Handel mit englischen Waren verboten und alle Erzeugnisse der englischen Fabriken und Kolonien für gute Prise erklärt wurden, hatte es das Ansehen, daß diese Maßregel genommen sei, um den Handel und die Industrie Englands zu Grunde zu richten, die Geldausflüsse, die sich bisher vom Festland auf die britischen Inseln ergossen, zu hemmen und auf solche Weise den Starrsinn und den Stolz dieses mit den Waffen nicht erreichbaren Feinds zu brechen.

Man hat diese Sperre, unter dem Namen des Kontinentalsystems, oft als eine der glänzendsten Ideen Napoleons gepriesen, als ein untrügliches Mittel, das feste Land von dem Meere unabhängig zu machen und es von der Besteuerung zu befreien, die ihm das ferne Ausland durch die Einfuhr seiner Natur- und Kunstprodukte auflegt. In Wirklichkeit verloren Millionen Menschen Arbeit und Brot; Betriebsamkeit und Verkehr kamen allenthalben ins Stocken. In den kleinen Verhältnissen Württembergs ebenso wie in den Seeplätzen und großen Städten. — Der französische Tarif vom 5. August 1810 setzte die Eingangszölle für eine Reihe von Kolonialwaren fest; an diesen anschließend bestimmt ein Erlaß vom 10. Oktober 1810 den Eingangszoll nach Württemberg, falls ein solcher für die betreffende Ware nicht schon anderwärts entrichtet ist. Beispielsweise für einen Zentner:

Amerikanische Baumwolle	180 fl.
Zucker in Hüten	90 „
Thee Hayfan	202 „
Grüner Thee	135 „
Kaffee	90 „
Indigo	202 „
Kakao	225 „
Cochenille	450 „
Pfeffer	135 „
Feiner Zimmt	450 „
Muskatnüsse	450 „

Nach französischem Vorbild behielt die Regierung für sich als Monopol den ausschließlichen Handel mit Tabak, Salz, Eisen, Nanking.

Unermüdlich war der König im Bereisen des Landes. Überall inspizierte er selbst die zahlreichen neu zu erbauenden Straßen, die Obstanlagen. Mit eigenen Augen wollte er sich von den Bedürfnissen, von der Thätigkeit und dem Eifer seiner Organe überzeugen, alles dem eigenen Urteil unterwerfen.

Längst war er aufmerksam geworden auf die wichtige Position am Bodensee. Die Förderung des Speditionshandels nach der Schweiz und nach Italien war geeignet, dem stockenden Verkehr aufzuhelfen. Noch fehlten aber die geeigneten Hafenanlagen. Eine Reise des Königs im Sommer 1811 gab den ersten Anstoß dazu. — „Am 16. Juli in der Frühe verließen Seine Königliche Majestät das Schloß Tettnang und begaben sich auf den südlichsten Grenzpunkt des Königreichs jenseits Kreßbronn am Bodensee und von da über Langenargen zu Wasser nach Hofen. Nachdem Allerhöchstdieselben von der Lage der Häfen von Langenargen, Buchhorn und Hofen und deren Handelsverhältnissen nähere Einsicht genommen hatten, beschlossen Allerhöchstdieselben, daß der bisherige Ort Hofen mit der von der Krone Bayern abgetretenen Stadt Buchhorn dergestalt vereinigt werde, daß künftighin beide nahe aneinander gelegene Ortschaften gleiche Rechte und bürgerliche Gerechtsame unter dem Namen Schloß und Stadt Friedrichshafen genießen sollen; zugleich wurden die auf diese Art vereinigten Häfen der Stadt Friedrichshafen zu Freihäfen erklärt. Zu Emporbringung derselben, sowie zur Ausbreitung und Verschönerung der Stadt Friedrichshafen haben Seine Königliche Majestät neben mehreren Handelsbegünstigungen aus Allerhöchstihrer Chatouille die Summe von 48 000 Gulden anzuweisen geruht."

Den weiteren Ausbau und das Aufblühen der neuen Hafenstadt begünstigte der König fortwährend. — Eisen- und Stahlwerke entstanden in Friedrichsthal; die Erweiterung und Verbesserung des Schmelzwerks in Wasseralfingen wurde in Angriff genommen. Zur selben Zeit sind zu verzeichnen die Eröffnung des Salzwerks in Friedrichshall, die Vervollkommnung der Haller Salzproduktion, die Einrichtung der Gewehrfabrik zu Oberndorf.

Schwer verständlich bleibt es in unseren Tagen, wie der König, mit seinem Geiste so viel umfassend, mit seinem Auge so sorgsam wachend über dem Wohl des Landes, es mit seiner Wirksamkeit vereinigen konnte, den Wohlstand zu schädigen durch die hochgetriebene Pflege der Jagd. Das hier beliebte Verfahren erinnert an die alten Zeiten, in denen der Jagdluxus zum Glanze des Hofes gehörte. Jetzt erscheint die kostspielige Jagdpflege wie ein Anachronismus, hereinragend in eine Zeit, in der alle

Kräfte des Volks zu weit ernsteren Zwecken zu verwenden waren. Eine ganze Reihe von Schäden der mannigfachsten Art hatte das Jagdunwesen in seinem Gefolge. Der Aufwand des Hofs steigerte sich dadurch ungemein; in weiten Kreisen war äußerste Verbitterung erregt durch den hochfahrenden Ton des oberen Jagd- und Forstpersonals, durch das rohe Wesen der niederen Bediensteten, die bis zu den Hundejungen herab sich eine Menge Gewaltthätigkeiten erlaubten. Brachte schon die Hege des Wilds und der Betrieb der Jagd an sich für Feld und Wald Schaden genug, so wurde dieser noch gesteigert durch die nicht eben seltenen und lang andauernden Jagdfrohnen. Materielle Schädigung, Kummer, verhaltener Grimm waren die natürlichen Folgen bei den betroffenen Klassen der Bevölkerung.

Erklären läßt sich das Verfahren einigermaßen durch die Betrachtung der geschichtlichen Entwicklung des Jagdwesens im alten Herzogtum. Als Grundherr erschien der Fürst zugleich als alleiniger Besitzer der Jagd für den größten Teil des Landes; die Begriffe von Grundherrlichkeit und den Rechten als Jagdherr blieben im Bewußtsein der Fürsten vereinigt [1]). Mit der Entwicklung der Staatshoheit und der Hoheitsrechte des Fürsten fiel es zusammen, daß das Jagdrecht als ein Hoheitsrecht, als ein Regal betrachtet wurde. Diese Regalität des Jagdrechts übte einen bestimmenden Einfluß auf den ganzen Betrieb des Jagdwesens. Nur auf wenigen Strecken des Landes erhielt sich die freie Pürsch. — Seit alten Zeiten hing mit dem Jagdrecht der Herzoge zusammen die Verpflichtung der Unterthanen zu Jagdfrohnen. Diese Art der Dienstleistung lastete meist auf den Bauern; die Verpflichtung selbst ist außerordentlich dehnbar, rechtlich nicht genau begrenzt. Um der steten Belästigung zu entgehen, dachte man da und dort an Ablösung durch Geld, selten führte man sie durch. Mit dem Luxus der Jagdfeste, mit dem Anwachsen der Masse des nachzuführenden Jagdzeugs stieg die Last der Frohnen. — Daraus entstanden zu allen Zeiten häufige Klagen; kaum ist je ein Landtag gehalten worden, auf dem nicht Beschwerden wegen des Jagdwesens laut wurden. Mit der fortschreitenden Zeit aber ergab sich ein immer größerer Widerspruch des ganzen Verhältnisses gegenüber den herrschenden Anschauungen; und dazu gesellten sich noch die Klagen über den mit der steigenden Kultur des Bodens empfindlicher berührenden Wildschaden. Aus all dem entwickelte sich allmählich ein förmlicher Haß gegen alle Jagd

[1]) v. Wagner, Das Jagdwesen in Württemberg unter den Herzogen. Tübingen 1876.

und allgemein stand die Überzeugung fest, nur mit gänzlicher Beseitigung dieser und des Wilds seien erträgliche Zustände zu hoffen.

Seit den Zeiten des Herzogs Christoph, der wie in allem, so auch im Jagdwesen, Ordnung zu schaffen suchte, hatte sich der Betrieb der Jagd selbst sehr verändert. — Mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts wurden die Jagden zu Hoffesten gestempelt. Sie waren seltener als früher, weil jede einzelne sehr umständliche Vorarbeiten und sehr viel Wild verlangte. Alles vollzog sich ohne alle Zufälligkeit genau nach dem Programm, wie solches ein Hoffest verlangt. — Herzog Karl Eugen verzichtete nach Maßgabe der Bestimmungen des Erbvergleichs teilweise auf die Jagd im Freien und legte eine Reihe von Wildparken an. Das Institut der Gemeindewildschützen wurde eingeführt; in den Jahren 1789 und 1790 erfolgte der allgemeine Abschuß. Kaum war jetzt noch im Freien ein Häslein aufzutreiben.

Kurz nach seinem Regierungsantritt hatte Herzog Friedrich durch Erlaß vom 17. März 1798 verfügt, daß das Wild im Freien durch die Gemeindewildschützen gänzlich beseitigt werden dürfe. Es sollte nur noch in Parken gejagt werden. Nach einer Reihe von Jahren jedoch wollte der König nicht länger auf die Lust der Jagd im Freien verzichten. Das Edikt vom 5. Juli 1806 hob die freie Pürsch und das Institut der Gemeindewildschützen auf. Rasch vermehrte sich der Wildstand und die Jagd erstand wieder, wenn auch in bescheideneren Grenzen als vorher[1]). Bei dem Umschwung aber, der in wenigen Jahren vor sich gegangen in allen Zuständen, Dingen und Werten, blieb der Schaden immerhin noch ein unermeßlicher.

Neigung zur Jagd zeigten von jeher alle Fürsten und Prinzen aus dem Hause Württemberg; den König Friedrich aber brachte diese Vorliebe durch eine Reihe von Jahren seiner Regierung in vollständigen Widerspruch mit seinen übrigen Bestrebungen und entfremdete ihm Tausende von Herzen. Freilich wird es niemals an Leuten gefehlt haben, die sich ein Geschäft daraus machten, dem König das Übel so viel als möglich zu verbergen. So ist es denkbar, daß Friedrich die ganze Schwere der Last nicht in ihrem vollen Umfange kannte.

Alles zusammengefaßt, zeigt sich die geistige und materielle Wohlfahrt jener Zeit nicht gerade im Niedergang begriffen; immer noch auf-

---

[1]) v. Wagner, a. a. O. S. 521.

recht erhalten, aber doch unsicher und schwankend; das öffentliche Leben mannigfach verbittert, dem Zwang und der Willkür unterworfen. Die Stimmung im Volke selbst ohne bestimmt ausgesprochenes Gepräge, ohne fest gesteckte Ziele für die Zukunft; die allermeisten nur für den Augenblick, für das Einzelne lebend. Fest gegründet und großartig sich entwickelnd erschien nur ein Bau, die Armee mit allen ihren Einrichtungen, die auf Erziehung aller Waffenfähigen zum Heeresdienst abzielten.

Mit der Annäherung an die allgemeine Wehrpflicht hatte der König einen ungemein geschickten Griff gethan. Die Teilnahme der Bevölkerung an den Geschicken der Armee vermehrte sich; die Gefühle des ganzen Volks, alle Interessen befanden sich mit im Lager. In früheren Zeiten hatte man kalt und ohne besonderes Mitgefühl die gedungenen Kriegsknechte aus- und einziehen lassen; jetzt stand die ganze Bevölkerung am Wege und an den Thoren zu feierlichem Empfang, wenn die Krieger aus dem Felde zurückkehrten; die heißesten Wünsche folgten nach bei neuem Ausmarsch der Söhne des Volks. Erstmals können die öffentlichen Blätter Verzeichnisse veröffentlichen der Liebesgaben, welche in großem Maßstab für verwundete und kranke Soldaten zusammenfließen.

Nicht bloßer Zwang führte zum Dienste; auch die Freude, die allgemeine Lust an dem zur Pflicht gewordenen Waffendienst, an dem veredelten, ruhmvollen Waffenhandwerk trug das Ihrige bei. Noch weiter machte der Name Napoleons seine Wirkung geltend. Bei der idealistisch gesinnten Jugend war hier und da an die Stelle kosmopolitischer Schwärmerei ein wahrer Napoleonskultus getreten[1]), der über der Verehrung des Genies übersah, daß die Riesenkraft des Bewunderten sich seit Jahren hauptsächlich im Zerstören groß erwiesen hatte. Sogar einer aus dem Freundeskreise Uhlands fehlte nicht unter denen, welche mit feuriger Begeisterung[2]) an den Heereszügen Napoleons teil nahmen und fest an seinen Stern glaubten.

Auch König Friedrich verehrte und bewunderte das Genie Napoleons;

---

[1]) Wohlwill, Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben. Hamburg 1875 S. 55 f.

[2]) Der Oberlieutenant v. Harpprecht, gefallen in Rußland 1812. Des poesiereichen, ideal angelegten tapferen Soldaten Leben und Gedichte hat Uhland herausgegeben (Denkmal Friedrichs v. Harpprecht, Stuttgart 1813). Auf Harpprechts Tod ist in Ludwig Uhlands Gedicht „Die Überfahrt" hingewiesen. — Eine andere Art von Napoleonsverehrung, ebenso tief innerlich, doch nicht ohne mystische Beigabe, trat zu Tage in dem Gemüt des frommen Pfarrers Hosch (Barth, Süddeutsche Orginalien. Stuttgart 1828).

doch vergaß er niemals die eigene Hoheit, die Pflichten gegen seine Unterthanen, welche von ihm gegen fremde Eingriffe zu schützen waren.

Es war nach dem Feldzug 1809; die französischen Regimenter zogen aus Östreich durch Württemberg der Heimat zu[1]). In Feuerbach war auf Befehl eines französischen Obersten, der auf dem Rückmarsch nach Frankreich daselbst mit seinem Regiment einquartiert war, ein dortiger Bürger, welcher bezichtigt wurde, daß er einem französischen Soldaten eine silberne Uhr gestohlen habe, verhaftet und ihm gedroht worden, daß man ihn den andern Tag als Gefangenen dem Regiment nachführen werde.

„Auf den hierauf nachts um 10 Uhr von mir erstatteten Bericht hatte ich den Befehl erhalten, daß ich mich sogleich nach Feuerbach verfügen und dem Obersten das höchste Mißfallen des Königs darüber zu erkennen geben solle, daß er es gewagt habe, einen seiner Unterthanen, statt sich an dessen Obrigkeit zu wenden, verhaften zu lassen. Zugleich soll ich ihm erklären, daß der König bereits den Kommandanten von Stuttgart, Ludwigsburg und Asperg den Befehl erteilt habe, auf den Fall, daß er mir den Verhafteten nicht auf der Stelle übergebe, ihn, den Obersten, samt seinen Leuten gefangen zu nehmen.

„Ich war ungefähr nachts 1 Uhr in Feuerbach eingetroffen; allein schon die Erklärung, daß der König, mein Herr, jenen Schritt sehr ungnädig aufgenommen habe, hatte bewirkt, daß mir der Verhaftete sogleich übergeben wurde, welchen ich dann zu weiterer Untersuchung durch Landdragoner nach Stuttgart abführen ließ. Zugleich hatte mich der Oberst sehr dringend gebeten, den König in seinem Namen um Verzeihung zu bitten. Am andern Tage war der Oberst selbst nach Stuttgart gekommen, um diese Bitte zu wiederholen."

Mit dem neuen Anwachsen des Staats, mit der Zunahme der Bevölkerung sah sich der König veranlaßt, auch die Streitkräfte, immer am alten Stamme weiterbauend, zu vermehren. Den Anschauungen der Zeit vorauseilend lag dem König alles daran, die allgemeine Wehrpflicht noch mehr zu verwirklichen, gleiches Recht und gleiche Pflicht für alle zu schaffen, die Organisation der Landwehrbataillone zu erweitern und Handwerker durch die Aushebung sich zu gewinnen.

Die Konskriptionsordnung vom 20. August 1809[2]) erklärt:

[1]) Dizinger, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und meiner Zeit. Tübingen 1833. S. 302.

[2]) Reyscher, Sammlung der württ. Gesetze. Bd. XIX. Tübingen 1850.

„Friedrich, von Gottes Gnaden König von Württemberg ꝛc. ꝛc.

Wir haben durch mehrfältige Wahrnehmungen die Überzeugung erhalten, daß die in Unserer Konskriptionsordnung vom Jahr 1806 enthaltenen Exemtionen einzelner Unterthanenklassen von der Verbindlichkeit zum Kriegsdienst mit dem hohen Zweck dieses Dienstes, welcher jedem Staatsbürger Sicherheit der Person und des Eigentums gewährt, aber auch von jedem eine thätige Mitwirkung fordert, sich nicht vereinigen lassen."

Die hauptsächlichsten Bestimmungen lauten:

„Jeder Unterthan Unseres Königreichs, ohne Unterschied des Rangs und der Geburt, ist militärpflichtig und der Konskription unterworfen.

„Das Los ist durchgehends verboten; militärische Diensttüchtigkeit entscheidet allein für die Aushebung.

„Im allgemeinen bleibt es untersagt, durch Stellung eines anderen Mannes sich von der Militärpflichtigkeit zu befreien. Ein jeder, den die Aushebung trifft, muß auch selbst die Pflicht zu dienen erfüllen, es wäre denn, daß Wir aus ganz besonders obwaltenden Gründen eine Ausnahme Allerhöchstselbst gestatten wollten."

Dauer der Militärpflicht vom 18. bis 40. Lebensjahr; in erster Linie stehen der Aushebung zur Verfügung die Leute vom 21.—24. Lebensjahr. Dauer der Dienstzeit bei der Infanterie 8, bei der Kavallerie und Artillerie 10 Jahre.

Nur den ehemaligen unmittelbaren deutschen Reichsfürsten und Grafen wird Befreiung von der Militärpflicht zugestanden. „Wir versehen uns aber zu ihnen, daß sie, eingedenk des hohen Berufs, als die Ersten und Edelsten Unseres Reichs Unseren übrigen Unterthanen mit ihrem Beispiel voranzugehen, sich von selbst aufgefordert fühlen werden, sich und die Ihrigen, besonders in Fällen dringender Gefahr, an die Verteidiger des Vaterlandes anzuschließen und dadurch eine der ehrenvollsten Staatsbürgerpflichten zu erfüllen."

Das Militärinstitut wird erweitert; ohne Rücksicht auf Geburt und Stand sollen diejenigen zu Offizieren befördert werden, welche besondere Kenntnisse und Fähigkeit zeigen, welche sich durch Tapferkeit und treue Pflichterfüllung hervorthun.

Über Studierende wird besonders erkannt; die Erlaubnis zum Studieren im allgemeinen erschwert.

Des weiteren werden Versorgungen, Belohnungen, Zivilanstellung in Aussicht gestellt; die Aushebungskommissionen mit gemessenen Instruktionen versehen.

Die gesamte stehende Armee war in folgende Garnisonorte verteilt: Stuttgart, Ludwigsburg, Eßlingen, Heilbronn, Mergentheim, Ulm, Ehingen, Schorndorf, Gmünd, Ellwangen, Crailsheim, Ravensburg, Rottenburg, Rottweil, Neuenstadt, Vaihingen, Heidenheim, Hohenasperg. Im April 1811 war ein Infanterieregiment mit etwas Artillerie nach Danzig als Besatzung abgegangen.

Die gutherzigen Menschen zu beiden Seiten des Rheins gaben sich der Hoffnung hin, die atemlose Zeit werde endlich zum Stillstand kommen, der weitere Umsturz werde gehemmt werden; Napoleon werde befriedigt sein, mit dem alten Kaiserhause verwandtschaftlich verbunden, über ein Reich gebietend, das die Nordsee, die Ostsee und das Mittelmeer bespült. Dem Allgewaltigen aber war es nicht gegeben, zu rasten. Noch war er nicht gesättigt von all den Wundern und Überraschungen, die er der Welt bereitet. Noch gab es Kriegszüge zu berichten, die geeignet waren, auf die Phantasie der Menschen mit noch gewaltigerem Zauber zu wirken als die seinigen. Warum sollte er nicht auch nach Indien ziehen und mit Einem Schlage alles erreichen, was er ersehnte: den höchsten Kriegsruhm, der alles andere in Schatten stellte und die Geldquelle der verhaßten Engländer?

Die Engländer zu verderben, ihren Widerstand zu brechen, ihren Wohlstand zu ruinieren, hatte Napoleon das Kontinentalsystem erfunden. Ein vielmaschiges Netz warf sich diese Einrichtung über alle Festlandstaaten, den Verkehr überall hemmend und den eigenen Wohlstand auf das bedenklichste bedrohend. Überaus lästig mußten die Bestimmungen des gehemmten Schiffahrtsverkehrs mit England gerade denjenigen Festlandstaaten fallen, deren eigene Kräfte, wie in Rußland, noch wenig entwickelt waren, die sich für ihre Bedürfnisse auf das industriereichere Ausland angewiesen sahen. Man suchte sich aus der erstickenden Umgarnung herauszuwickeln. Ein Gesetz vom Ende des Jahres 1810 erleichterte in Rußland die Bestimmungen des Kontinentalsystems. Das gab Veranlassung zu den ersten Zwistigkeiten. In Rußland wagte man zu widersprechen. Napoleon aber war entschlossen, keinen Widerstand zu dulden; über Moskau, von den Ufern der Wolga aus, mochte für ihn der Weg nach Indien führen.

Neue Auseinandersetzungen kamen dazu, als die Anverwandten der russischen Kaiserfamilie bei der Annexion eines Teils von Norddeutschland an Frankreich mit aller Rücksichtslosigkeit behandelt wurden. Schon

im Sommer des Jahrs 1811 lag es klar vor aller Augen: die Freundschaft Rußlands mit Frankreich, in Tilsit geschlossen, in Erfurt erneuert, war gründlich erschüttert, ohne jegliche Hoffnung auf Wiederherstellung ins Gegenteil verkehrt.

Man rüstete sich zu einem Weltkampfe um die Herrschaft in Europa. Es war kühn von Rußland; denn seine Streitkräfte betrugen zunächst nur ein Dritteil derjenigen des über so viele Völker gebietenden Imperators. — Napoleon lebte sich rasch in den Gedanken an den Krieg hinein [1]), an einen neuen Krieg, der neue Lorbeeren bringen, den peinlichen spanischen Krieg endigen und eine ruhmreiche Perspektive eröffnen sollte. Er machte sich selber glauben, das Schicksal wolle es so; er spiegelte sich vor, ihm sei die Mission geworden, Europa von den Barbaren zu befreien. Das alles in unendlicher Verblendung über die Stimmung der Völker, über die Schwierigkeiten, die zu überwinden waren.

Alles, was die Welt je gesehen, sollte überboten werden durch die Zahl und das Auftreten der großen Armee, die zum Kriege gegen Rußland bestimmt war. Der alte Glanz sollte allen Völkern unter die Augen treten und zu dem alten sollte neuer hinzukommen. Die Besten aller Völker von der Mitte, vom Süden und Westen Europas stellten sich unter die Fahnen, um den Ruhm des französischen Kaisers in die fernsten Lande zu tragen. Mit dem Frühjahr 1812 zogen die langen Kolonnen durch die deutschen Staaten, durch Preußen nach der nordöstlichsten Ecke, da wo der Niemen die Grenze bildet zwischen Rußland und dem westlichen Europa. Wundersam mag es den Bewohnern zu Mut geworden sein, wenn sie täglich die fremdartigen Erscheinungen, die vielsprachigen Kriegsvölker durch ihre Thore dem fernen Ziel entgegen strömen sahen.

Besonderen Luxus entfalteten die Hauptquartiere und die Fürsten des Heeres; sinnreiche und nach menschlichem Ermessen hinreichende Vorkehrungen waren für Verpflegung und Bequemlichkeit getroffen; man hatte vorgesorgt, bei längerem Aufenthalt im fremden Land auch Kulturzwecke verfolgen zu können. Zu all dem kam ein Neues: Preußen und Östreich schlossen sich durch besondere Verträge vom Februar und März 1812 der Heeresfolge Napoleons an. — Am 9. Mai hatte dieser Paris verlassen; in Mainz und Dresden hielt er glänzendere Fürstentage als jemals zuvor; am 22. Juni erfolgte sein Aufruf an die Armee, daß der „zweite polnische Krieg" begonnen.

[1]) Heigel, Neue histor. Vorträge und Aufsätze. München 1883 S. 109.

Mit dem Übergang über den Niemen gedachte Napoleon den Feldzug zu eröffnen. Auf dem linken Ufer sammelte sich die Armee des Zentrums, um auf drei Brücken bei der ersten feindlichen Stadt Kowno den Fluß zu passieren. Der Feind war von der Grenze ins Innere zurückgewichen schon als die Vorhut anrückte. Am 24. und 25. Juni erfolgte der Übergang. Der kühne Eroberer sah hier die Blüte Europas an sich vorüber marschieren; da waren alle denkbaren Waffengattungen und Uniformen vertreten; fast alle Sprachen und Völker: Franzosen, Deutsche aller Art und von allen Stämmen; die Leute von den äußersten Grenzen der Napoleonischen Machtsphäre, Neapolitaner und Portugiesen; Kroaten, Illyrier, Schweizer; die Italiener aus dem mittleren und oberen Italien, Polen, Holländer.

Es wird erzählt, Napoleon habe gehofft, daß der Gegner schon beim Anblick der großartigen Machtentfaltung sich besiegt geben werde. Er stand jetzt, in den letzten Tage des Juni, auf russischem Boden; der Krieg hatte begonnen.

Nach drei Richtungen breitete sich Napoleons gewaltige Armee aus. Auf dem linken Flügel, längs der Düna bis nach Riga, die Korps von Oudinot, St. Cyr, Macdonald; letzteres Armeekorps, aus Preußen und Franzosen bestehend, am weitesten links in den Ostseeprovinzen. — Der rechte Flügel, die Armeekorps Reynier und Schwarzenberg, Östreicher, Sachsen, Franzosen, drang nach Wolhynien vor.

Das gewaltige Zentrum der großen Armee, über 300000 Mann stark, von Napoleon selbst geführt, schlug den Weg nach Moskau ein auf der Straße, die dahin führt über Wilna und Smolensk. Es waren die Armeekorps Davoust, Ney, Vizekönig von Italien, Poniatowski, Junot, Victor, Augereau, die Kaisergarde unter Mortier und Lefebvre; außerdem vier Kavalleriekorps unter Murat. —

Schon seit Anfang des Jahres 1812 hatte König Friedrich die Mobilmachung seiner Truppen begonnen. „Wir sind in voller Thätigkeit" schreibt er von der Mitte des Februar 1812 an seine Tochter [1]). Gegen das Frühjahr zog er die Truppen in der Nähe von Öhringen zusammen, um sie nochmals einer eingehenden Musterung zu unterwerfen und dann zur großen Armee abgehen zu lassen. Es war der erste März; vorzüglich ausgerüstet, von gedienten erfahrenen Offizieren befehligt, standen die wohl ausgebildeten Regimenter in Parade, getragen von den weitgehendsten Hoffnungen. Dem Wunsche des Vaters gemäß führte Kronprinz Wil-

[1]) v. Schloßberger, Briefwechsel ꝛc. III, 178.

helm das Kommando über das gesamte Armeekorps. Dasselbe bestand aus 4 Kavallerieregimentern: Chevauxlegersregiment Nr. 1; Leibchevauxlegersregiment Nr. 2; Jägerregiment Nr. 3 Herzog Louis; Jägerregiment Nr. 4 König; — zwei reitende Batterien. Infanterie: eine Division unter dem Generallieutenant v. Scheler; eingeteilt in drei Brigaden mit zusammen 12 Bataillonen. Dazu kam noch im Verlaufe des Kriegs das in Danzig garnisonierende Infanterieregiment und das Ergänzungsregiment mit zusammen 4 Bataillonen. — Mit der Infanterie marschierten 2 Fußbatterien aus. In allem 15800 Mann, 3400 Pferde, 32 Geschütze.

Nur mit Widerwillen, der verwandtschaftlichen Verhältnisse wegen, nahm König Friedrich am Kriege teil. Es wird erzählt, daß der König, als er auf dem Paradefeld bei Öhringen die Front der Regimenter entlang fuhr, besonders ernst gestimmt die Reihen gemustert habe. Mit seinem durchdringenden Geiste, mit seiner reichen Erfahrung in Beurteilung russischer Zustände, russischen Landes und russischer Zähigkeit, mag er wohl mehr Gefahren und Schwierigkeiten in der Zukunft erblickt haben, als der übermütige, unersättliche Eroberer.

Unter den Massen der großen Armee verschwand das württembergische Armeekorps, das am 11. März von der Heimat aufgebrochen war, als 25. Division, welche mit der 10. und 11. Division das dritte Armeekorps unter dem Marschall Ney bildete. — Eine besondere Einteilung erfuhr die Kavallerie. Das Jägerregiment Nr. 3 Herzog Louis wurde ganz vom dritten Korps getrennt und dem zweiten Kavalleriekorps Montbrun überwiesen, wo es mit preußischen Ulanen und polnischen Husaren die 16. leichte Brigade (brigade etrangère) bildete. Die beiden Chevauxlegersregimenter, samt der reitenden Batterie Breithaupt unter dem General v. Breuning stehend, blieben stets beisammen beim dritten Korps, mit dem 4. französischen Jägerregiment als 14. leichte Kavalleriebrigade unter General Beurmann. Es bildete diese Brigade die Avantgarde des gesamten dritten Korps. Im dritten Korps war verblieben, aber mit zwei französischen Reiterregimentern der 9. Brigade des General Mouriez zugeteilt, das Jägerregiment Nr. 4 König.

Als Militärbevollmächtigter befand sich im französischen Hauptquartier der Flügeladjutant des Königs, Oberst Graf v. Beroldingen.

Voll frohen Muts, zusammengeschart mit den erprobtesten Kriegern, waren die Württemberger zu Felde gezogen; an ernstlichen Widerstand dachte man kaum. Niemand zweifelte an der raschen Niederlage Rußlands.

Bei der Unzulänglichkeit der vorhandenen Streitkräfte hatte Scharnhorst dem Kaiser Alexander geraten, den Krieg nach Partherweise zu

führen, nirgends eine entscheidende Schlacht zu bieten, den Feind in immer weitere Räume zu locken und ihn endlich hilflos untergehen zu lassen; die Bauern, religiös fanatisiert und in den fremden Eindringlingen Heiden erblickend, faßten instinktiv diesen Gedanken auf. Gläubig und vaterlandsliebend führten sie den Krieg auf eigene Faust nach ihrer Weise. Die Herden und Vorräte flüchteten sie weit ab von der Heerstraße in die Wälder, die Fremden fanden nur die leeren Holzhütten vor und fiel einer von ihnen einzeln und versprengt den Bauern in die Hände, ward er gemartert und erschlagen.

So ging es nach dem Übergang über den Niemen Tag für Tag ins menschenleere, öde Land hinein. Kein Feind ringsum, an den man sich hätte halten können; da und dort am Horizont ein paar lauernde Kosaken; in langer Zeit einmal ein bedeutungsloses Vorpostengefecht. Der Mut begann zu sinken, tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich auch der hoffnungsreichsten und frohesten Gemüter. Dazu der Beginn der äußeren Not. Man hatte gehofft, die Vorräte da und dort ergänzen zu können; man hatte auf Viehherden sich Rechnung gemacht, auf die Vorräte dieser reichen Kronländer. Und jetzt alles ausgeleert, verbrannt, geplündert.

Kaum daß die ausgesandten Streifkommandos noch einiges auftreiben konnten, weniger zum Vorteil für alle, als zur Stillung augenblicklicher Not für die Finder selbst. Der sich abschließende Egoismus, die Notwehr des Einzelnen gegen alle, Erscheinungen, welche bei der höchsten Höhe des menschlichen Elends selbst ihren Gipfel erreichten, begannen sich jetzt schon da und dort zu zeigen.

Die schneidenden Gegensätze zwischen den brennend heißen Tagen und der Kälte bei Nacht, zwischen austrocknender staubvoller Dürre und aufweichenden, Weg und Feld grundlos machenden Regengüssen äußerten ihre Einflüsse und erzeugten im Bunde mit der ungeregelten Verpflegung Ruhr und Typhus.

Fast ohne einen Abgang nachgewiesen zu haben, in fest geschlossenen dichten Reihen war am 25. Juni über die Brücken marschiert worden. Immer dünner, immer lockerer zeigten sich die Glieder nach wenigen Wochen. Dazu die heillose Lage der württembergischen Infanteriedivision, welche von Anfang an verurteilt war, fast immer am Ende der Kolonnen des dritten Armeekorps zu marschieren. Da war auch der glückliche Zufall ausgeschlossen, hie und da noch einen guten Fund an Lebensmitteln machen zu können. Viel besser waren die beiden Chevauxlegersregimenter daran, welche stets mit der Avantgarde vorauszogen und als die ersten am Platze manches erhaschten.

Am 28. Juni war Napoleon in Wilna eingezogen. Staffelweise rückte die Armee nach. Die Richtung auf Moskau wurde hier für sie festgestellt. Man hoffte bald auf eine Entscheidungsschlacht und dann auf den glänzenden Einzug nach Moskau, in die goldene heilige Stadt. — Aus der Umgegend von Wilna brach die große Armee am 16. Juli auf. Das nächste Ziel sollte Witebsk sein, dann Smolensk.

Die württembergische Division war nicht in die Stadt Wilna gekommen; sie hatte abseits biwakiert. Einige Tage ward verweilt in Raskimosi bei Braslav; gegen 20 Mann starben im Biwak an Entkräftung. Hier blieb auch der Kronprinz krank zurück und mußte ins Spital nach Wilna verbracht werden; das Oberkommando übernahm zunächst General v. Scheler.

Weiter schleppte sich der Marsch Witebsk zu, von einer verlassenen Wohnstätte zur anderen. Die Not der Verpflegung wuchs mit jedem Tage. Selbst die Soldaten hatten angefangen, wie der Kronprinz vom Anfang Juli meldet, das Pfund Brot um einen Gulden begierig vom Marketender zu kaufen. Eine wahre Errettung war es unter diesen Umständen, als am 17. Juli der im April vom König aus der Heimat nachgeschickte Transport von 52 Wagen mit Zwieback eintraf. — Bei Witebsk erwartete man eine große Schlacht; alles trieb zur Eile, um am 28. Juli auf dem vermuteten Schlachtfeld zu sein. Ein Zusammenstoß mit der russischen Arrieregarde war alles, was man erreichte.

Dem Urteil Napoleons entzog sich hier das Bedenkliche seiner Lage keineswegs. Da und dort begann sich die Disziplin zu lockern; die Reihen lichteten sich zusehends und noch war kein ernstes Gefecht geliefert, nicht einmal in Aussicht; die Pferde, längst auf grünes Futter gesetzt, fielen in Masse. Alles Vorgesorgte erwies sich als unzulänglich. — Napoleon zeigte sich geneigt, in Witebsk Halt zu machen, seine Armee zu reorganisieren und nach Umständen Unterhandlungen zu eröffnen. — In und bei Witebsk lagerte die große Armee, der weiteren Dinge harrend, vom 29. Juli bis 11. August; die Württemberger bei Liozma. Hier im Lager, am 7. August, übernahm General Marchand an des Kronprinzen Stelle das Oberkommando der Division, welche kaum noch 4500 Mann unter dem Gewehr zählte.

Murat und Davoust sollen es besonders gewesen sein, welche den unruhigen Geist Napoleons schürten, um ihn immer weiter zu treiben zu endlicher Entscheidung. Es waren in Witebsk keine günstigen Nachrichten eingelaufen. Rußland hatte mit der Türkei jetzt eben Frieden geschlossen und eine weitere Armee konnte somit auf den Kriegsschauplatz marschieren,

von der Moldau her. Allein dem rastlosen Geiste Napoleons kam das Vorwärtsdrängen dennoch gelegen.

Kaum war er eine Woche in Witebsk, als er alle Gedanken an Haltmachen aufgab und ausrief: „Wir müssen weiter, wir können hier nicht bleiben. Wir müssen eine große Schlacht haben, eine Schlacht vor Moskau. Die Einnahme von Moskau wird die Welt in Erstaunen setzen. Wir haben noch fast drei Monate gute Jahreszeit; ich habe für Austerlitz und Tilsit nicht so viel gebraucht. — Wir müssen marschieren, wir müssen handeln. Es muß ein Ende nehmen mit diesem Fieber des Zweifels."

So setzte man sich nun entschieden wieder auf die Straße nach Moskau. Am 12. August brach das dritte Korps aus dem Lager bei Liozma auf und hatte am folgenden Tag bei Komino das Ufer des Dniepr erreicht; die württembergische Division jetzt zu ihrer großen Genugthuung an der Spitze der Kolonne. — Am oberen Dniepr liegt Smolensk, eine der heiligen Städte der Russen, nach alter Weise befestigt. Nicht ohne Kampf gedachten sie die alte Stadt dem Feinde zu überliefern. — Am 16. August war die Armee des Zentrums vor Smolensk angekommen; Napoleon selbst ordnete die Truppen zum Angriff: auf dem rechten Flügel der Vizekönig von Italien mit dem 4. Korps, in der Mitte Davoust mit dem 1., auf dem linken Flügel Ney mit dem 3. Korps; die Württemberger den linken Flügel eben dieses Korps bildend, indem sie unterhalb Smolensk an den Dniepr anstießen auf dessen linkem Ufer[1]).

Die Russen hatten das Vorterrain der Festung besetzt; unter Barklay etwa 160000 Mann stark. So standen sich die beiden Armeen am 17. August morgens in Schlachtlinie gegenüber. Das Gefecht begann auf dem äußersten linken Flügel, wo die Württemberger den Befehl erhalten hatten, sich der auf dem linken Dnieprufer liegenden Vorstadt Stasnaja zu bemächtigen. Schon am Vormittag gelang es den Württembergern hier einzudringen; mehrmals wogte der Kampf in den Gassen und in dem anliegenden durchschnittenen Gelände hin und her; doch nach der Mittagszeit hatten die Angreifer an mehreren Punkten die Umfassung der inneren Stadt erreicht. In gleicher Linie mit der 25. Division fochten die beiden anderen Divisionen des dritten Korps, Ledru und Razout. Napoleon hatte den Befehl zum allgemeinen Angriff gegeben und die Russen waren allenthalben auf die innere Umfassung der Stadt

[1]) M. v. Miller, Darstellung des Feldzugs der französischen verbündeten Armee gegen die Russen im Jahr 1812. I. Stuttgart und Tübingen 1822.

zurückgedrängt worden. Gegen die Württemberger jedoch drangen die Russen noch am Abend mit Überlegenheit vor und nahmen ihnen den größten Teil der Vorstadt Stasnaja wieder ab. An die Spitze der Weichenden stellte sich der General v. Scheler. Unter seiner Führung wurde abermals die vielumstrittene Vorstadt erstürmt und in der Nacht behauptet; die Truppen blieben auf dem Boden, auf dem sie tagüber gefochten, stehen, ihre Vorposten an dem Bach, der die Vorstadt durchschneidet.

In der Nacht vom 17. auf den 18. verließ der Feind Smolensk; als in der Frühe am 18. die Franzosen vorrückten, fanden sie nur rauchende Trümmer und verlassene Häuser. Am jenseitigen Ufer schien die Arrieregarde des Feinds zu stehen. — Unterhalb der Stadt war eine Furt aufgefunden worden, vier Fuß tief. Die Württemberger standen dieser am nächsten. Sie erhielten deshalb den Auftrag, durch die Furt zu waten und den Feind vom jenseitigen Ufer zu vertreiben. Ein halbes Bataillon Portugiesen kam zu Hilfe. — Mit der größten Kaltblütigkeit von Seiten der Führer, bei voller Hingebung der Mannschaften war es in der That ermöglicht, den erhaltenen Auftrag auszuführen; nach langem, hin- und herwogendem Straßenkampf mußte der Feind die Vorstadt räumen und sich auf die benachbarten Höhen zurückziehen.

Während des Gefechts der Württemberger in der Petersburger Vorstadt waren Brücken über den Dniepr geschlagen, die abgebrochenen wieder hergestellt worden. Am 19. begann der Übergang und Marsch durch die zerstörte Petersburger Vorstadt. Dort am Thor scheiden sich die Straßen nach Petersburg und nach Moskau. Die letztere wurde eingeschlagen; in der Avantgarde die Württemberger; hinter ihnen die Divisionen Ledru und Razout. Am 17. und 18. August hatten die Württemberger, die 4000 Mann stark in die Gefechte gerückt waren, 729 Mann verloren, darunter 45 Offiziere. Der Verlust Napoleons im ganzen aber betrug 15000 Mann gegen 10000 bei den Russen.

Stets fechtend zog die russische Nachhut sich zurück in die Stellung hinter Valutina Gora, entschlossen, eine Schlacht anzunehmen; vor sich hatte sie den Kolowdnabach mit einem vielfach durchschnittenen und bedeckten Thal, seit undenklichen Zeiten das heilige Thal genannt.

Die Division Razout eröffnete den Angriff auf die Höhen jenseits des Thals, ohne aber Boden gewinnen zu können. Gegen Abend kam das erste Korps auf den rechten Flügel der Division Razout. Mit dem ersten Korps sollten auch die Württemberger vorgehen; die Division Ledru stieß zu Razout. Endlich gegen 10 Uhr abends hatte die Tapfer-

keit der Anstürmenden gegen die Hartnäckigkeit der Verteidiger gesiegt. Auf dem Schlachtfeld wurde gelagert. Es wird angegeben, die Russen seien hier mit 40 000 Mann gegen 30 000 Angreifer gestanden; auf beiden Seiten zählte man 6000 Mann Verlust.

Nochmals mag der Gedanke aufgestiegen sein, in dem Vorwärtsstürmen Halt zu machen. Die Streitmittel hatten sich in erschreckender Weise gemindert; beinahe alle Hilfsmittel waren erschöpft. Aber in dem zerstörten Smolensk konnte doch des Bleibens nicht sein und jetzt stand man auch Moskau schon viel näher. Und Moskau bedeutete den Frieden. Eine rechte Friedenssehnsucht machte sich geltend.

Man hatte jetzt den Boden Altrußlands betreten. Im Volke wuchs der nationale und religiöse Eifer. Je weiter der Feind vordrang, je größer die Opfer der Bevölkerung wurden, desto mehr steigerte sich ihre Hingebung. Dazu kam, daß man von Tag zu Tag klarer sah, in welch schwieriger Lage die Franzosen sich befanden, und die, welche mit ihnen zogen. Keine strammen Gestalten wie ehedem; eingefallene, bleiche Gesichter, kummervoll nach Nahrung ausschauend. Die Märsche schwankend und kurz; die Reihen immer lichter; Tote, Kranke und Verzweifelte an allen Enden und Ecken. Der Mut und der Widerstand wuchs. Und ein Altrusse, Kutusow, erhielt jetzt den Oberbefehl an Stelle des Fremden, Barklay de Tolly. Man war entschlossen zur Entscheidungsschlacht, um das heilige Moskau zu schützen.

Napoleon gab seinen Truppen einige Tage Ruhe in der Nähe des Schlachtfeldes vom 19. August. Hierauf Weitermarsch auf der großen Straße nach Moskau. Dorogobusch, Wiazma sind — rauchende Trümmer — in den letzten Tagen des August erreicht. Am 1. und 2. September sammelte Napoleon die ganze Armee oder vielmehr die Reste derselben in der Nähe von Gschatsk, um sie kampfbereit zu machen und den Russen entgegenzuführen, die, wie es hieß, bei Borodino sich zu einer Hauptschlacht anschicken.

Wenn hier, nach nur wenigen, ob auch mörderischen Schlachten der Eroberer seine Schaaren überblickte, so mußte er sich gestehen, daß ihre Zahl fast auf die Hälfte reduziert war, jetzt schon, noch bevor eine entscheidende Schlacht vorgefallen. Am meisten gelitten hatten die Südländer, die Portugiesen besonders. Beinahe noch vollzählig waren dagegen die kaiserlichen Garden.

Die Reiterei aller Völker und Kontingente rückte etwa noch mit zwei Drittteilen ihrer Stärke aus; die Hälfte ihrer Mannschaften unter den Waffen zählten das 1., 4., 5. und 8. Korps; die zwei französischen Divisionen Ledru und Razout des 3. Korps unter Ney kann man als unter die Hälfte des Bestands gebracht annehmen; die württembergische Division war auf ein Fünftel zusammengeschmolzen. So kam es, daß bei den Württembergern eine neue Einteilung und Formation notwendig wurde. Die ganze Infanterie, noch 1456 Mann, sah sich zusammengestellt in drei Bataillone; die vier Reiterregimenter behielten ihre Formation bei, zählten aber nur noch 762 Mann ausrückend. Am meisten vollzählig blieb die Artillerie mit sämtlichen 32 Geschützen und 418 Mann. Die nicht eingeteilten überzähligen Offiziere bildeten von hier ab ein besonderes Anhängsel der Armee.

So verfügte Napoleon im Biwack bei Gschatsk am 4. September noch über 160000 Mann Infanterie, 30000 Reiter und 800 Geschütze. — Die russische Armee unter Kutusow mag in allem 130—140000 Mann gezählt haben.

Seit dem 1. September war Kutusow bei Borodino[1]) hinter der Kologa mit Vorbereitungen beschäftigt, um sich für energischen Widerstand einzurichten. Wo der Kologafluß in die Moskwa einmündet, erheben sich auf dem rechten Ufer der Kologa Höhen, welche der Verteidigung alle Vorteile bieten. Auf diesen Höhen setzte sich Kutusow; den rechten Flügel bei Maslowo an die Moskwa angelehnt, das Zentrum auf den Höhen von Gorka; linker Flügel etwas vorgenommen bei Semenofskoe und Schewarino. — Fast uneinnehmbar wurde die Stellung des rechten Flügels durch Schanzen; eine Stütze für das Zentrum schaffte eine Reihe von weiteren Befestigungen, namentlich die Rajeffskyschanze; der linke Flügel, am meisten exponiert, erhielt als Stützpunkt die weitvorgeschobene Schanze auf der Höhe von Schewarino.

Kutusow hatte die gesamte Armee in dieser Stellung vereinigt; die erste Armee unter Barklay auf dem rechten Flügel, die zweite unter Bragation auf dem linken. Bald erkannte Bragation das Mißliche seiner Lage, wie sehr sein linker Flügel, vorgebogen, in der Luft stehe. Er setzte es durch, daß er mehr zurückgenommen wurde gegen Semenofskoe und schuf sich hier überaus starke Stützen durch Anlegung dreier Schanzen,

[1]) M. v. Miller, Darstellung ꝛc. I, 102 ff. — Tagebücher aus den zehn Feldzügen der Württemberger. Ludwigsburg 1820. — Die Württemberger in Rußland. Eßlingen 1838. — v. Ditfurth, Die Schlacht von Borodino, Marburg 1887.

der Bragationschanzen. Immerhin war hier der schwache Punkt der Stellung zu suchen. Kutusow erkannte das auch und suchte die ungleichen Verhältnisse auszugleichen dadurch, daß er Truppenmassen nach links schob, eine Maßregel, die aber zum Teil erst während der Schlacht des 7. September zur Ausführung kam.

So befand sich nunmehr der Grund des Kologaflusses noch vor dem rechten Flügel und dem Zentrum; der linke Flügel war ohne den schützenden Thalgrund vor sich, hatte auch in der Nachbarschaft den Wald von Passarewo; vor der Mitte der Stellung, im Grunde des Kologaflusses liegt Borodino; durch Borodino führt die neue Heerstraße von Smolensk über Gschatsk nach Moskau. Quer über diese Straße stand die russische Armee; am linken Flügel vorüber bei Passarewo führt die alte Straße von Smolensk nach Moskau.

Am 4. September brach Napoleon mit der großen Armee aus dem Lager von Gschatsk auf; am 5. begannen die Feindseligkeiten gegen den linken Flügel Bragations; die vorgeschobene Schanze bei Schewarino wurde genommen; der 6. September, ein Sonntag, galt den Vorbereitungen zur Schlacht, am 7. sollte der allgemeine Angriff erfolgen.

Den ganzen 6. September verwendete Napoleon dazu, um persönlich die Stellung des Gegners zu rekognoszieren, wobei er wiederholt vom Pferde stieg und unbekümmert um das feindliche Tirailleurfeuer unterhalb Borodino die Kologa durchwatete und zur Gewinnung einer freien Umsicht das jenseitige Ufer erkletterte. Die ziemlich weit vorgeschobenen Vorposten der Russen gestatteten ihm jedoch nicht, die eigentliche Beschaffenheit des Geländes zu ermitteln und die unrichtigen Angaben der Karten berichtigen zu können.

Nach dem Ergebnisse seiner Rekognoszierung disponierte Napoleon: Der Hauptangriff wird gegen den linken Flügel gerichtet; dieser muß rasch über den Haufen gerannt und über die neue Moskauer Straße zurückgedrängt werden, um solchergestalt die gesamte feindliche Streitmacht von der Straße ab nach der Moskwa zu drängen und in eine allgemeine Katastrophe zu verwickeln.

Zu dem Ende ward Poniatowski angewiesen, mit dem 5. Korps den linken Flügel des Feindes zu umgehen auf der alten Moskauerstraße von Passarewo nach Utitza, sodann einzuschwenken und Flanke und Rücken anzugreifen. Mittlerweile waren vier große Batterien bestimmt, den linken Flügel der Russen und das Zentrum zu erschüttern; 62 Geschütze sollten ihr Feuer gegen die Bragationschanzen eröffnen, 40 Stücke gegen das Dorf Semenofskoe, 24 gegen die Rajeffskyschanze im Zentrum und

eine gleiche Anzahl gegen das Dorf Borodino. Gehörig vorbereitet hatte dann der Angriff auf den linken Flügel des Gegners zu erfolgen. Die Bedrohung des Zentrums und des rechten Flügels der Russen war das dem Vizekönig von Italien gesteckte Ziel mit seinem bedeutend verstärkten 4. Armeekorps (italienische Garde, Franzosen, Italiener, Dalmatiner, Kroaten, Spanier).

Seine übrige Armee stellte Napoleon noch während des 6. September dem feindlichen linken Flügel gegenüber so auf: das erste Korps unter Davoust (Franzosen, Hessen, Badener, Mecklenburger, Spanier) zwischen dem Dorfe Schewarino und dem Holze von Passarewo. Hinter Davoust das dritte Korps des Marschalls Ney (Württemberger, Franzosen, Illyrier, Portugiesen); links von Ney das 8. Korps, lauter Westfalen; in Reserve die gesamte Garde; die vereinigte Reiterei unter Murat (Franzosen, Italiener, Polen, Preußen, Sachsen, Württemberger, Bayern) in der Nähe der am 5. genommenen Schanze bei Schewarino.

Hier auf weitblickender Höhe nahm auch Napoleon seinen Platz in der Frühe um 2 Uhr am 7. September. Die Marschälle und Befehlshaber der Korps waren um ihn versammelt, die letzten Befehle zu empfangen.

Um 5 Uhr trat die gesamte Armee unter die Waffen. Es war eine schöne militärische Sitte in dem damaligen Kaiserheere, einen Schlachttag wie einen Ehrentag zu begehen und sich in so glänzenden äußeren Stand zu setzen, als es eben die Umstände erlaubten. Das Beste, was man noch besaß, ward hervorgezogen und angelegt; die Garden bedeckten sich mit den hohen, federbuschgeschmückten Bärenmützen. Um 6 Uhr rief Trommelschlag die Regimenter und Korps zusammen; der Tagesbefehl Napoleons, seine Anrede an die große Armee sollte verlesen werden.

General v. Hügel sammelte die dünnen Reihen der drei württembergischen Bataillone um sich; die guten Kameraden, die wetterharten Gesellen, die allem Ansturm bis daher getrotzt, lauschten jetzt den Worten, die der große Soldatenkaiser zu ihnen sprach:

„Soldaten! Die Schlacht, welche ihr so sehr gewünscht habt, wird nun beginnen! Der Sieg liegt in eurer Hand; er ist uns notwendig; er bringt uns Überfluß in guten Winterquartieren und eine schnelle Rückkehr ins Vaterland.

„Fechtet wie bei Austerlitz, Friedland, Witebsk und Smolensk, und die späteste Nachwelt wird euer Benehmen rühmen. Man sage von euch: er war in der großen Schlacht unter den Mauern von Moskau."

Vive l'empereur! schallte es zurück aus der Mitte der meisten Truppenteile.

Und schon donnerten die Geschütze; um 6 Uhr gab die große Batterie auf dem äußersten rechten Flügel durch ihr Feuer auf die Bragationschanzen das Zeichen zum Beginn der Schlacht.

Davoust rückte gegen die äußerste der Bragationschanzen vor; Poniatowski mit seinen Polen setzte sich in Marsch zur Umgehung auf der alten Moskauer Straße; der Vizekönig ließ gleichzeitig im Zentrum das Dorf Borodino angreifen, die Kologa durchwaten und gegen die Rajeffskyschanze vorrücken.

Kurz darauf setzte sich auch das dritte Korps in Marsch mit der Richtung auf die Bragationschanzen, zur Unterstützung des ersten Korps; voraus zog die Division Ledru, darauf folgten die drei Bataillone der Württemberger und dann Division Razout. Am Fuß der Anhöhe, auf welcher die äußerste Bragationschanze lag, hatte schon das Schützenfeuer begonnen. Nach einer Stunde war die Redoute vom ersten Korps genommen; zur Rückeroberung führte Bragation Verstärkungen herbei, namentlich Artillerie und Kavallerie. Dieser warf sich die Reiterbrigade Beurmann entgegen, welche aus den beiden württembergischen Chevauxlegersregimentern und einem französischen Jägerregiment bestand.

Dieses letztere, an der Spitze der Brigade, wurde von den Russen geworfen und zwar mit solchem Ungestüm, daß es sich in größter Unordnung durch das unmittelbar darauf folgende württembergische Leibchevauxlegersregiment drängte und dadurch auch dieses zum Weichen brachte. Allein das erste württembergische Chevauxlegersregiment unter dem Obersten von Falkenstein, welches die Brigade schloß, öffnete sich schnell rechts und links, ließ die fliehenden französischen Jäger durch die Öffnung hindurch, schloß sich wieder, griff vereint mit dem Leibchevauxlegersregiment, das sich wieder gesammelt hatte, die russische Reiterei an und schlug sie zurück.

In demselben Augenblick war die Spitze des dritten Armeekorps mit der Division Ledru bei der Schanze angekommen; rasch war diese besetzt vom 57. französischen Linienregiment; das erste Korps wandte sich nach links zur zweiten Bragationschanze. Gegen das 57. Regiment in seiner Schanze aber rückten neue russische Kolonnen an. Marschall Ney warf die zwei württembergischen Chevauxlegersregimenter wiederum dieser russischen Kolonne entgegen. Beide Regimenter griffen im stärksten Kartätschenfeuer an, hieben in die russische Infanterie ein und nahmen zwei Kanonen. Da sie aber im entscheidenden Augenblicke und bereits des günstigen Erfolgs versichert, durch die russischen Kürassiere in Flanke und im Rücken angegriffen wurden, so mußten sie den kaum errungenen Sieg aus den Händen lassen und sich eilig hinter die Schanze zurückziehen.

Die Redoute hatte an der Kehle auf der Seite gegen die russische Front nur ein schwaches Profil ohne Graben und war mit breiten Eingängen versehen, weßhalb eine entschlossene Reiterei dieselbe angreifen konnte. Dies geschah auch wirklich von einem Teil der russischen Kürassiere.

Eben war das 57. Regiment im Begriff, dem russischen Ansturm gegenüber die Redoute zu räumen, als General v. Scheler an der Spitze der württembergischen drei Bataillone bei der Schanze ankam. Sobald er den Rückzug der Franzosen wahrnahm, gab er Befehl, daß das erste Bataillon der Württemberger in die Redoute eindringen solle, um sie zu behaupten. Zu gleicher Zeit befahl er, daß das zweite Bataillon rechts, das dritte links der Redoute deployieren und ersteres seinen linken, letzteres seinen rechten Flügel an dieselbe anlehnen solle.

Oberst v. Stockmayer führte diese Befehle unverzüglich aus.

Das erste Bataillon drängte sich durch die einzelnen fliehenden Franzosen in die Schanze, griff die russischen Kürassiere, die sich noch mit einigen württembergischen Chevauxlegers, welche sich in die Schanze geflüchtet hatten, herumhieben, mit dem Bajonett an und stieß sie von den Pferden. Die französischen Offiziere, beschämt durch das Verhalten der württembergischen Truppen, benützten den Augenblick, ihre mutlos gewordenen Leute zu neuem Vorrücken anzufeuern, indem sie ihnen zuriefen, ein Beispiel an dieser Infanterie zu nehmen und ihr nicht an Mut und Standhaftigkeit nachzustehen; dieser Aufruf erreichte seinen Zweck. Zugleich war das 72. Regiment noch als Verstärkung in die Schanze geworfen.

Die russischen Kürassiere waren indessen an der Schanze vorbeigestürmt, im Verfolgen der Brigade Beurmann begriffen; jetzt kehrten sie um und griffen das zweite und dritte württembergische Bataillon im Rücken an. Dieser Angriff wurde jedoch durch die seltene Ruhe und Entschlossenheit des Obersten v. Stockmayer, welcher im Augenblick das zweite Glied des zweiten Bataillons kehren und Rottenfeuer auf die russischen Kürassiere machen ließ, zurückgewiesen, während das dritte Bataillon und die Regimenter der Division Ledru, welche Vierecke formiert hatten, diese Kürassiere im Rücken und in der Flanke beschossen.

Die württembergische reitende Batterie, welche bei dem zweiten Angriff der Chevaulegersregimenter zur Unterstützung gefolgt war und durch das Kartätschenfeuer der Russen viel gelitten hatte, mußte bei dem schnellen Rückzug der württembergischen Reiter die Kanonen stehen lassen, nachdem die Hälfte der Mannschaft von den eindringenden Kürassieren

zusammengehauen worden war. Kaum aber hatten sich die beiden Chevauxlegersregimenter hinter der Infanterie des dritten Korps wieder formiert, als sie sich aufs neue auf die durch das Feuer der Infanterie zum Weichen gebrachten russischen Kürassiere warfen, sie gänzlich zurückschlugen und ihnen die eben verlorene Batterie wieder abnahmen.

Bei diesem dritten Angriff der württembergischen Chevauxlegers befand sich Murat, der König von Neapel, selbst an ihrer Spitze und kam auf dem schnellen Rückzuge, wobei er einer der letzten war, sehr ins Gedränge. Beinahe umringt von russischen Kürassieren, sprang er bei der Redoute vom Pferde und begab sich in diese unter den Schutz der württembergischen Infanterie, welche ihn durch ihre rühmliche Ausdauer von einer unvermeidlichen Gefangenschaft befreite. In dieser Zeit hatte sich die russische Infanterie wieder gesammelt und stürmte nun zum zweiten Mal mit ungestümer Wut gegen die Redoute.

Das 72. französische Linienregiment fing bei diesem Sturm bereits zu wanken an, worauf das zweite württembergische Bataillon sich durch die einzelnen zurückweichenden Franzosen in die Schanze drängte und sie vereint mit dem ersten Bataillon, welches bisher standhaft ausgehalten hatte, trotz der wiederholten Angriffe behauptete. Das dritte württembergische Bataillon stand noch außerhalb der Schanze.

So auf dem rechten Flügel Napoleons das Hin- und Herwogen des Kampfes, mit dem Erfolg, daß die äußerste Schanze Bragations genommen war.

Wie oben gesagt, hatte sich Davoust mit dem ersten Korps weiter nach links gewandt; es gelang dort, auch die zweite Bragationschanze zu erobern; Davoust ging nunmehr auf das Zentrum der russischen Stellung los, gegen das Dorf Semenofskoe. Es war um die Mittagszeit; noch hatte man keine Erfolge des Vizekönigs gegen Borodino und die Rajeffskyschanze erfahren. Man mußte warten. Es galt, die zwei eroberten Schanzen bis 4 Uhr Nachmittags zu halten; sie wurden den drei württembergischen Bataillonen anvertraut; das erste und zweite Bataillon in der ersten Schanze, das dritte in der zweiten Schanze, die Divisionen Ledru und Razout dienten als Rückhalt.

Noch war die dritte Bragationschanze und das Dorf Semenofskoe in den Händen der Russen; während des Nachmittags wurden sie von den Truppen Davousts erstürmt.

Endlich kamen auch gute Nachrichten von Napoleons linkem Flügel, vom Vicekönig, der gegen das russische Zentrum focht. Im ersten Anlauf hatte er das Dorf Borodino genommen und stürmte längs der

großen Moskauer Straße über die Kologa hinüber nach den Höhen von Gorka. Entschlossen aber traten hier die Verteidiger den Stürmenden entgegen und warfen sie in den Grund von Borodino zurück. Der Vicekönig ließ nun oberhalb Borodino die Kologa überschreiten, um die Rajeffskyschanze, recht im Zentrum der russischen Stellung zwischen den Dörfern Gorka und Semenofskoe gelegen, zu nehmen.

Die ersten Angriffe mißlangen. Allein jetzt war eben Davoust im Begriff, das Dorf Semenofskoe zu erobern; Murat ersah den günstigen Moment und schickte eine Kürassierdivision in die Lücke zwischen Rajeffskyschanze und Semenofskoe. Die Kürassiere warfen die erste russische Linie, stürmten an der Schanze vorüber und drangen von hinten in dieselbe ein. Zu gleicher Zeit hatten sich die Divisionen des Vicekönigs den Weg in die Schanze gebahnt. Es war vier Uhr nachmittags; zu gleicher Zeit waren Rajeffskyschanze und Dorf Semenofskoe genommen worden.

Kutusow aber war nicht gewillt, auf den Besitz von Semenofskoe zu verzichten; er schickte Bragation beträchtliche Verstärkungen, auch Garderegimenter, zu Hilfe. In dichten Massen rückte so Bragation gegen das verlorene Semenofskoe vor. Allein schon hatte der rührige Murat eine Batterie von 80 Geschützen formiert; Ney vereinigte ebenfalls alle seine Batterien. Fast zwei Stunden lang beschossen mehr als 100 Geschütze die dicht gedrängten russischen Infanteriemassen, welche trotz aller Todesverachtung und Hartnäckigkeit das Verlorene nicht wiederzuerobern vermochten. Hier erlitten die Russen den größten Teil ihres Verlustes.

Es ging gegen Abend; allmählig machte sich Ermüdung geltend; auf Seiten der Russen waren Bragation und die meisten Generale verwundet. Bragations Truppen begannen gegen Moskau zurückzufluten. Erst während des Abends konnten sie auf der Straße von Mojaisk wieder geordnet werden. Unerschüttert aber stand noch das russische Zentrum und der rechte Flügel auf den Höhen hinter Gorka an der neuen Straße nach Moskau. Kutusow ließ hier das vierte Infanteriekorps und die Garden Stellung nehmen. Er erfuhr um diese Zeit gegen Abend, daß Poniatowski auf der alten Straße nach Moskau im Vorrücken begriffen sei. Der russische linke Flügel war somit vollständig umgangen. Kutusow mußte allmählig abziehen, um nicht abgedrängt zu werden. Was auf den Höhen hinter Gorka stand, sollte als Deckung des Rückzugs und als Arrieregarde dienen, — viertes Korps und russische Garde.

Die ganze Macht der Franzosen richtete sich jetzt gegen diese Truppen und auf die Höhen hinter Gorka. Nach wiederholten Angriffen und nach

einem äußerst hartnäckigen und mörderischen Kampfe, in welchem alle Waffen mit größter Anstrengung fochten und die Entscheidung oft hin und her schwankte, gelang es den Franzosen, die Höhen zu erstürmen; gleichwohl hatten ihre heftigen oftmaligen Angriffe auf das vierte russische Korps keinen günstigen Erfolg, weil die russische Reiterei nach öfterem Glückswechsel am Ende auf diesem Punkt die Oberhand behielt.

Erst in der Frühe des 8. September vor Tagesanbruch verließ die russische Nachhut ihre Stellung, die sie noch am Abend des 7. behauptet hatte und ging bis hinter Mojaisk zurück. In vollkommen guter Haltung, in kleinen Märschen erreichte Kutusow Moskau. Am 13. September nahm er Stellung zwei Werst westlich von der Hauptstadt.

Jede der beiden Armeen hatte an 30000 Mann verloren; viele Generale auf beiden Seiten tot und verwundet; unter den letzteren auch General v. Scheler.

Die Württemberger zählten ihren Verlust mit 44 Offizieren und 581 Unteroffizieren und Mannschaften; die Infanterie hatte 18 Prozent verloren, die Kavallerie 41, wobei das Leibchevauxlegersregiment am stärksten beteiligt war.

Die ermattete Armee Napoleons verblieb den 8. September auf dem mit Toten, Verstümmelten und Trümmern übersäeten Schlachtfeld, die Avantgarde unter Murat war bis Mojaisk vorgerückt. — Die große Armee brach am 9. auf; am 10. war Mojaisk erreicht; am 13. Klein-Wiazma und am 14. September erblickten die Sieger von Borodino von den Höhen der Sperlingsberge herab das Häusermeer von Moskau mit seinen unzähligen Kuppeln.

Die große Schlacht, nach der Napoleon sich so sehr gesehnt, war geschlagen. Die Entscheidung fehlte; eine Katastrophe herbeizuführen, wie es in der Absicht Napoleons gelegen, war nicht gelungen. Die russische Armee stand noch ungebrochen im Feld. Auf eine zweite Schlacht vor Moskau aber hatte Kutusow verzichtet und sich durch die Stadt auf der Straße nach Tula zurückgezogen. Der Friede lag so fern wie jemals. Auch der Besitz von Moskau war jetzt nichts wert ohne den Frieden. Die Stadt mußte verteidigt werden; die Zahl der Feinde schwoll täglich an. Napoleons Kriegsvölker waren wieder um 30000 Mann vermindert.

Das mögen Napoleons Erwägungen gewesen sein, als er keineswegs mit den Gefühlen eines großen Siegers, an der Spitze einer friedensbedürftigen Armee am 14. September seinen Einzug in Moskau hielt und im Kreml seine Residenz nahm. — Menschenleer und öde waren Plätze und Häuser; nur da und dort schlichen Verstoßene und Elende

durch die Gassen. Bald zeigte sich in seinem ganzen Umfange, zu welcher Höhe der opferwillige Fanatismus sich aufzuschwingen vermochte. Noch war der fremde Eroberer im Kreml nicht zur Ruhe gekommen, als die große Stadt an unzähligen Punkten anfing zu brennen. Napoleon mußte den Kreml wieder verlassen. Man suchte dem riesigen Brande Einhalt zu thun. Als er nachließ, am 19. und 20. September, lagen mehr als zwei Dritteile der Stadt in Asche. Der Kaiser der Franzosen kehrte in die Residenz im Kreml zurück und die Truppen zogen ein, um die ihnen zugewiesenen Stadtteile zu beziehen. Den Württembergern war die Kasanische Vorstadt angewiesen worden; von der Infanterie waren am 15. September noch 1137 Mann ausrückend, Kavallerie 421, Artillerie 373 Mann; dazu in allem 95 Offiziere.

Den ausgestandenen Strapazen gegenüber konnte man den Aufenthalt in Moskau fast behaglich nennen. Von einer Menge brauchbarer Dinge fand sich genügender Vorrat, an manchem herrschte Überfluß. Nur Brot und Fleisch waren selten; Fourage kaum aufzutreiben. Die ausgesandten Streifkommandos liefen die größte Gefahr; überall stießen sie auf Feinde, die immer zahlreicher, kühner wurden. Auf den Straßen nach Tula, Kaluga, Koloma hatten die russischen Armeen Stellung genommen. In dieselben Richtungen waren von Moskau aus Vorposten geschoben.

Schönes Herbstwetter begünstigte die Erholung der in Moskau untergebrachten Armee; Mangel machte sich kaum fühlbar; die Kranken genasen; den Gesunden begannen die früheren Kräfte zurückzukehren; die dünnen Reihen begannen sich wieder etwas zu füllen; für die Württemberger traf ein Marschregiment von 1000 Mann ein, zusammengebracht aus den verschiedenen Spitälern an der großen Heerstraße, die ihre Genesenen entließen. — Napoleon hatte sich seinen Hof im Kreml eingerichtet; hier weilte er die schönen Herbsttage hindurch und wartete nicht ohne Ungeduld und Bangigkeit auf den Frieden.

Zum zweiten Teil, erster Abschnitt.

1. Königin Katharina von Westfalen.

Als zweites Kind Friedrichs ist Katharina geboren den 21. Febr. 1783 zu Petersburg. Schon im Alter von vier Jahren kam das reizende vielversprechende Kind von Petersburg weg an den kleinen Hof der Großeltern nach Mömpelgard, wo insbesondere die Großmutter, Herzogin Sophie Dorothee von Württemberg, eine Nichte Friedrichs des Großen, die Erziehung leitete. Bald war Katharina der Liebling der Großeltern und bedurfte sie dieser fürsorgenden Liebe um so mehr, als sie schon früh, am 27. September 1788, ihre Mutter verlor.

Zehn Jahre genoß Katharina die ausgezeichnete Erziehung ihrer Großmutter. Auch diese starb am 9. März 1798. Durch Friedrichs zweite Vermählung mit der Prinzeß Royal Charlotte Mathilde von Großbritannien hatte indessen Katharina im Jahre 1797 wiederum eine Mutter erhalten. Schwer fand sich die lebhafte jetzt fünfzehnjährige Prinzessin in die neuen Verhältnisse, der ernsten, auf strenge Etikette haltenden Stiefmutter gegenüber. Sie fühlte sich mehr zu ihrer heiteren und originellen Tante Henriette hingezogen, einer geborenen Prinzessin von Nassau-Weilburg und Gemahlin des Herzogs Ludwig von Württemberg, eines Bruders ihres Vaters. In dieser Zeit mag es wohl gewesen sein, daß der außerordentlich selbstlose, bei aller bezaubernden Weiblichkeit doch entschiedene Charakter Katharinas sich herausbildete. — In ziemlich einförmiger Weise vergingen die Jugendjahre der in nicht gewöhnlicher Schöne sich entwickelnden Prinzessin in den Residenzen zu Stuttgart und Ludwigsburg, bis im Jahre 1807 die Vermählung mit dem zum König von Westfalen bestimmten Prinzen Jerome ihrem Leben eine durchaus veränderte Gestaltung gab.

Damit begannen Tage des äußeren Glanzes, eine kurze Spanne von kaum sechs Jahren, auf welche Tage der Entsagung und unsteter Irrfahrten folgten. Während dieser ganzen Zeit ist Katharina bis zu des Vaters Tod mit diesem in ununterbrochenem zärtlichem Briefwechsel geblieben, indem sie dem väterlichen Berater alles erschloß, was ihr der Stolz des Weibes und die eigene Seelengröße zu erschließen erlaubten.

Als die Ereignisse des Jahres 1812 und zu Anfang 1813 die Schöpfungen Napoleons wegzufegen begannen, verließ Katharina am 10. März 1813 die Residenz Cassel für immer, um sich nach Frankreich zu begeben. Jerome und Katharina, das Paar, dem am 1. Januar 1808 in Cassel gehuldigt worden war, fanden sich wieder zu Ende des Jahres 1813 in Compiegne. — Nach dem ersten Frieden von Paris waren die Gatten gezwungen, Frankreich zu verlassen. In ihrer Not wandte sich Katharina zunächst an den Berater in guten und bösen Tagen, an den königlichen Vater. Friedrich verlangte, sie solle, dem Beispiel Marie Louisens folgend, sich von ihrem Gatten trennen. Damit war der erste Konflikt zwischen Vater und Tochter ausgebrochen.

Je näher die Not trat, desto fester hing Katharina an ihrem Gemahl. Während des Jahres 1814 hielt sich das Paar teils in der Schweiz, teils in Steiermark und in Triest auf. Hier am 24. August 1814 erfolgte die Niederkunft Katharinas mit dem Prinzen Jerome (gestorben 1847). Bald darauf mußte Katharina Triest verlassen und erhielt Graz als Aufenthaltsort angewiesen.

Um einen besseren Zufluchtsort zu erhalten, wurden wieder Verhandlungen mit König Friedrich eröffnet. Sie führten zu dem erwünschten Ziele. „Ehe ich aber das württembergische Land betrete, sprach die hochgesinnte Frau, wiederhole ich meinen Schwur: keine Gewalt der Erde wird mich von meinem Gatten trennen." — Am 26. Mai 1815 kam Katharina glücklich im Schlosse zu Göppingen an; wenige Monate später vereinigte sich hier Jerome wieder mit ihr. Dem entthronten Königspaar wies aber im September 1815 Friedrich das Schloß Ellwangen als künftigen Aufenthalt zu. Bis zum 7. August 1816 verblieben die Gatten hier. Die Verpflichtungen jedoch, welche Friedrich betreffs der Überwachung des ehemaligen Königs von Westfalen den Mächten gegenüber übernommen hatte, mußten mit der Zeit notwendig zu Reibungen führen und den Wunsch fördern, dieser eigentümlichen Art von Gefangenschaft ein Ende zu machen.

Im Mai 1816 gab König Friedrich mit Zustimmung der Mächte dem ausgesprochenen Wunsche einer Übersiedlung auf östreichisches Gebiet nach. Demzufolge ging die Übersiedlung von Ellwangen zunächst nach Hainburg bei Wien vor sich, nachdem König Friedrich wegen des Titels des entthronten Königspaares noch einer Anforderung des östreichischen Hofes nachgekommen; er verlieh dem Schwiegersohn den Titel eines Fürsten von Montfort. — Zu Ende September 1816 war Katharina in Hainburg angekommen; von hier aus schrieb sie den letzten ihrer Briefe an den Vater.

Erlau, Schönau, Triest waren die nächsten Aufenthaltsorte. In letzterer Stadt erblickte das zweite Kind Katharinas am 27. Mai 1820 die Welt, Prinzessin Mathilde und am 9. Sept. 1822 das dritte, Prinz Napoleon. Vom Jahr 1823 ab lebten die Gatten in Rom, später in Florenz. — Längere Zeit schon hatte Katharina gekränkelt; es begann eine Brustwassersucht sich

auszubilden. Mit Beginn des Sommers 1835 rieten die Ärzte, ein zuträglicheres Klima aufzusuchen. Florenz wurde vertauscht mit einem Landhaus in der Nähe von Lausanne. Das Übel Katharinas verschlimmerte sich, mit gewohnter Seelenstärke aber ging sie dem Tod entgegen; in der Nacht vom 27. auf den 28. November 1835 beschloß die hohe Frau ihr an Mühsalen reiches Leben.

(v. Schloßberger, Briefwechsel der Königin Katharina ꝛc. mit dem König Friedrich von Württemberg. Stuttgart 1886 f.)

2. Herzogin Henriette von Württemberg.

Nur wenige Persönlichkeiten gab es, welche König Friedrich in sein Vertrauen zu ziehen pflegte; nur wenige Gemüter waren in seiner Umgebung vorhanden, denen er sich innerlich ganz aufschloß. Unter die wenigen zählt Herzogin Henriette, der es gelang, durch ihre Charakterstärke, ihren Edelmut, ihre Seelengröße die volle Anerkennung und das unbegrenzte Vertrauen des Königs, ihres Schwagers, zu erobern. — Henriette war geboren als Prinzessin von Nassau-Weilburg zu Kirchheim-Bolanden am 22. April 1780. Frühe der Eltern beraubt, wurde sie samt ihren jüngeren Geschwistern von dem ältesten Bruder erzogen. Mit aller Sorgfalt sah sich Henriette in Wissenschaften und Sprachen eingeführt und gewann eine besondere Vorliebe für Geschichte.

Von dem kleinen väterlichen Hofe aus an der Grenze Frankreichs war man gewissermaßen Zeuge der Greuelthaten der Revolution und der ersten Ausschreitungen der Republik. Für ihr ganzes Leben faßte Henriette aus jenen Tagen einen Widerwillen gegen alles republikanische und französische Wesen und gegen das Volk, das in seinem Übermute alle anderen Nationen zu knechten suchte. Die zunehmenden Unruhen in Frankreich und seine drohende Haltung veranlaßten die herzogliche Familie, den heimischen Herd zu verlassen und ihren Aufenthalt in Baireuth zu nehmen. Hier befand sich als Generalgouverneur der alte Herzog Friedrich Eugen von Württemberg, nicht selten von seinen zahlreichen Söhnen, die sich in verschiedenen Diensten befanden, besucht. Der zweite der Söhne, Herzog Ludwig, preußischer Generalfeldmarschall, warb hier, nachdem er schon 1792 seine erste Ehe mit der Fürstin Czartoryska gelöst, um die junge Henriette, mit der er sich auch im Januar 1797 vermählte.

Indessen hatte Herzog Ludwigs Schwester als Maria Feodorowna an der Seite ihres Gatten, des Kaisers Paul, den russischen Czarenthron eingenommen. Dies veranlaßte den Herzog Louis, russische Dienste zu nehmen, in denen er bis zum Jahre 1806 verblieb. Henriette knüpfte während ihres Aufenthaltes in Rußland (Herzog Ludwig war Gouverneur von Riga ge-

worden) ein enges Freundschaftsbündnis mit der Kaiserin Maria Feodorowna und mit der Großfürstin Katharina, welche nachmals Königin von Württemberg geworden ist. Vier Töchter wurden dem Herzog Ludwig hier geboren: Maria Dorothea, Amalie, Pauline, Elisabeth und ein Sohn, der Prinz Alexander.

Nach einigen Jahren begann Henriette zu kränkeln; die Ärzte rieten eine vollständige Änderung des Klimas. So verließ Herzog Ludwig den russischen Dienst und zog zunächst nach Nassau. Im Jahr 1806 aber trat er als General der Kavallerie in den Dienst seines älteren Bruders, des Königs Friedrich. Um dieselbe Zeit war außer diesem ältesten Bruder Friedrichs noch ein jüngerer, Herzog Wilhelm, in das Stammland zurückgekehrt und als General der Infanterie in des Königs Dienst getreten. — Den Herzog Ludwig, gewöhnlich Herzog Louis genannt, stellte der König zunächst an die Spitze eines Jägerregiments zu Pferd, das unter dem Namen Louisjäger auf allen Schlachtfeldern sich unvergänglichen Ruhm erwarb.

Henriette, die hochgebildete, geistreiche Frau, bei aller Charakterstärke voll weiblicher Sanftmut und getragen von ernster Frömmigkeit, war eine gern gesehene Erscheinung am Hofe in Stuttgart und Ludwigsburg, wo sie insbesondere mit Prinzessin Katharina bald eng befreundet war. Je weniger der König mit seinem Bruder Ludwig harmonieren konnte; desto mehr schloß er sich an die Schwägerin an; in allen Lebenslagen bewährte sich Friedrich als überaus treuen Bruder, als Freund der Herzogin, der kam und ging, um Rat zu erteilen und solchen für sich zu holen. Nie machte Henriette ein Geheimnis aus ihrem Widerwillen gegen die Franzosen und gegen alle französische Sitte und Herrschaft. Gerade Friedrich wußte solche Offenheit zu schätzen.

Dem Bruder und seiner Familie räumte der König vom Jahr 1811 an das Schloß in Kirchheim zum ständigen Wohnsitz ein. Rege aber blieb der Verkehr zwischen den beiden hochbegabten Naturen, Friedrich und Henriette. Oft verweilte die Herzogin als Gast im Schlosse zu Stuttgart. Endlich durfte sie erleben, daß die gerechte Sache dem Welteroberer gegenüber siegte. Bald darauf aber verlor sie den königlichen Freund und Berater. Ein Jahr später, am 20. Sept. 1817 starb Herzog Ludwig, ihr Gemahl. Von da ab hat sie vierzig Jahre lang im Witwenstand gelebt, segensreich wirkend in ihrer Familie und an den ihr Nahestehenden, eine treue, gottesfürchtige Helferin der Armen und Verlassenen von nah und fern. — Glück um Glück kehrte damals im herzoglichen Schlosse zu Kirchheim ein. Noch vor des Vaters Tode hatte sich die Tochter Amalie mit dem Herzog Joseph von Sachsen-Altenburg vermählt; einige Jahre später trat die älteste Tochter Maria in den Ehebund mit dem Erzherzog Joseph, Palatin von Ungarn; im Jahre 1820 warb König Wilhelm von Württemberg um der Herzogin dritte Tochter Pauline, die nach ihrer Vermählung am 15. April 1820 eine wahre Mutter

des Landes und unermüdliche Wohlthäterin geworden ist. Die jüngste Tochter Elisabeth verband sich im Jahre 1830 mit dem Markgrafen Wilhelm von Baden und Prinz Alexander war östreichischer General der Kavallerie geworden. Voll mütterlichen und großmütterlichen Stolzes war Henriette bald da bald dort im Kreise der Ihrigen zu sehen, niemals freudiger bewegt, als an dem Tage, da ihre Tochter Pauline dem Kronprinzen Karl das Leben gab. Seit 125 Jahren war erstmals wieder am 6. März 1823 für Württemberg ein Thronerbe auch wirklich auf dem Throne geboren worden.

Um ihrem Dank und ihrer herzlichen Freude nach ihrer Art Ausdruck zu geben, stiftete die herzogliche Großmutter zur Feier jenes Tages die heute noch in Kirchheim bestehende und blühende Paulinenpflege für arme und verwahrloste Kinder. — Diese eine Stiftung war gewissermaßen nur der Vorläufer für die Gründung einer ganzen Reihe von wohlthätigen Anstalten. Der Elendeste war der unermüdlichen Helferin immer der Nächste. — Ihr Haus in Kirchheim galt weit und breit als Vereinigungspunkt für eine große Anzahl geistreicher und gottesfürchtiger Männer, als Wallfahrtsort für Verlassene und Bedrängte. Mit zunehmendem Alter hatte die Herzogin ihr geliebtes Kirchheim nicht mehr verlassen. Zu Ende des Jahres 1856 stellten sich mehr und mehr Krankheit und Beschwerden bei ihr ein. Mit dem ersten Tage des neuen Jahres wurde ihr Zustand immer bedenklicher; sie entschlief am 2. Januar 1857; am 7. Januar wurde sie in der Stiftskirche zu Stuttgart beigesetzt.

(Ledderhose, Die Herzogin Henriette von Württemberg, Heidelberg 1867. — Merz, Christliche Frauenbilder, Stuttgart 1869. II. 350 ff. — A. Knapp, Nachruf an die Frau Herzogin Henriette von Württemberg.)

3. Herzog Wilhelm von Württemberg.

Keiner von den Brüdern stand dem König Friedrich so nahe, wie Herzog Wilhelm, ein Mann, hervorragend durch seinen Charakter und durch menschenfreundliche Denkweise. — Unter den acht Brüdern ist Wilhelm geboren als der vierte am 27. Dezember 1761. Kaum zum Jüngling herangewachsen, trat er in dänische Kriegsdienste; der Erzieher der Söhne, v. Maucler, geleitete ihn nach Kopenhagen. Der junge Herzog wurde bald Oberst und Kommandeur der Leibgarde zu Fuß; 1788 bezog er als Generalmajor und Gouverneur von Kopenhagen das Schloß Christiansborg. Beim Brand des Schlosses 1794 verlor Wilhelm einen großen Teil seiner Habe. Bald darauf wurde er krank und suchte Erholung im Bade Pyrmont und bei den Eltern.

Dänische Dienste waren nichts Neues im Hause Württemberg. Schon zu Ende des 17. Jahrhunderts und zu Anfang des 18. hatten als berühmte

Heerführer württembergische Prinzen dem dänischen Heere angehört: die Herzoge Ferdinand Wilhelm und Karl Rudolf, Söhne des Herzogs Friedrich von Württemberg-Neuenstadt. — Nach Wiederherstellung seiner Gesundheit kehrte Herzog Wilhelm im Jahre 1799 nach Kopenhagen zurück und wurde zum Generallieutenant ernannt. Im nächsten Jahre finden wir ihn in Berlin, wo er sich am 23. August 1800 mit der Hofdame der Herzogin Franziska, der Freiin Wilhelmine von Rhodis, Burggräfin von Tunderfeld, vermählte.

Ausgezeichnet durch die Verleihung des Elephantenordens, verließ Herzog Wilhelm bald darauf den dänischen Dienst und kehrte nach Württemberg zurück. Als General der Infanterie und als Kriegsminister leistete er seinem Bruder, dem König, der ihm stets mit besonderem Vertrauen entgegenkam, hervorragende und gewissenhafte Dienste bei den vielfachen Neuformationen und wiederholten Mobilmachungen. Durch besonderen Vertrag vom Jahr 1805 wurden die Kinder des Herzogs als Grafen und Gräfinnen von Württemberg anerkannt; unter anderen waren das Graf Alexander und Graf Wilhelm, später Herzog von Urach, und die nachmalige Gräfin Marie von Taubenheim.

Nach Beendigung der Kriege gegen Frankreich zog sich der vielerfahrene Soldat vollständig in ländliche Stille zurück, um sich seinen Liebhabereien und dem Triebe nach werkthätiger Nächstenliebe widmen zu können. Schon vom Jahr 1811 ab war seiner Familie Schloß Stetten im Remsthal überlassen worden; wenige Jahre nachher siedelte der Herzog ganz dahin über.

In dieser ländlichen Abgeschiedenheit besuchte ihn im Jahre 1819 Jean Paul. Der Dichter war dazu veranlaßt worden durch Matthisson, der unter König Friedrich Mitglied der Hoftheateroberintendanz und Oberbibliothekar gewesen war. Mit einigen Freunden ging es von Stuttgart hinüber nach Stetten zum Herzog und zur Herzogin Wilhelm. Jean Paul schreibt: „Der Herzog Wilhelm ist leicht geschildert als ein Mann voll handelnder Arzneikunde, Physik und Menschenliebe.“ — Im Jahr 1822 verlor der Herzog seine Gemahlin. Dann und wann kam er noch nach Stuttgart, hauptsächlich um den Sitzungen der Kammer der Standesherren anzuwohnen. Am 10. Aug. 1830 erlag er einem nervösen Fieber. Beim Trauergottesdienst, welcher der Beisetzung in der Stiftskirche voranging, bewies die Menge der herbeigeströmten Landleute, wie sehr der edle Menschenfreund und ärztliche Berater in der ganzen Umgegend ob seiner Güte in Ehren gehalten wurde.

(Notizen aus dem K. Haus- und Staatsarchiv. — Württ. Jahrbücher 1830. — J. Hartmann, Stimmen über Stuttgart aus vier Jahrhunderten. Schwäb. Chronik 1879, Nr. 105.)

4. Julius Simon Nördlinger.

Ein Mann, der ein halbes Jahrhundert lang die Seele der württembergischen Forstverwaltung war, durch eigene Kraft sich emporschwingend, schon in seinen ersten Arbeiten durch König Friedrich als seltenes Talent erkannt und in seinen Bestrebungen gefördert. — Nördlinger ist in Pfullingen geboren am 28. September 1771, wo der Vater Bortenmacher war. Nachdem dieser bald nach Tübingen gezogen, besuchte der Knabe hier die Lateinschule. Gerne hätte er studiert, allein die Ungunst der Verhältnisse trieb ihn zum väterlichen Handwerk. In freien Stunden aber, in heimlicher Kammer, vielfach bei Mondschein, ging der begabte junge Mann den Wissenschaften nach; Sprachen, Mechanik, Mathematik, Zeichnen waren seine Lieblingsbeschäftigungen.

Eine Reise fürs väterliche Geschäft führte den jungen Bortenmachergehilfen nach Straßburg. Einige Zeit hielt er sich hier auf, von den ersten Regungen der Revolution mächtig ergriffen, aber nach der Hinrichtung des Königs gründlich ernüchtert. Nach der Heimkehr sah Nördlinger sich da und dort herumgeworfen; es litt ihn nicht mehr im väterlichen Geschäft. Sein Entschluß, sich einer Prüfung in Mathematik und im Zeichnen zu unterwerfen, hatte guten Erfolg. Zunächst trat er bei einem Forstgeometer ein. Ein längerer Aufenthalt in Königsbronn führte den strebsamen Mann zur Chemie, Mineralogie, Hüttenkunde. Eine nach Lehmannscher Manier ausgeführte Terrainkarte von Heidenheim und ein grundlegender Aufsatz über Waldwertberechnung lenkten die Augen des Landesherrn auf ihn, der so gern das Talent förderte und das Verdienst auszeichnete. Es war im Jahr 1804. Nördlinger erhielt von Friedrich ein ansehnliches Reisestipendium und Urlaub auf zwei Jahre, um in fremden Landen sich weiter auszubilden und das Erlernte in der Heimat zu verwerten; überall sollte er die Forstkulturen vergleichen und seinem Landesherrn Bericht darüber erstatten.

Österreich und Ungarn, Böhmen, Sachsen, Thüringen, den Harz durchwanderte der ganz besonders rüstige Fußgänger aufmerksam beobachtenden Auges. Im Oktober 1806 erfolgte Nördlingers Rückkehr in die Heimat, nachdem ihn der König, der mit den Bestrebungen des tüchtigen und gelehrten Forstmanns ganz außerordentlich zufrieden war, zum Berg- und Forstrat ernannt hatte. Im Lauf der nächsten Jahre erhielt Nördlinger einen überaus ehrenden Ruf nach Österreich, allein die Dankbarkeit gegen König Friedrich bewog ihn, im württembergischen Dienst zu verbleiben. Wie König Friedrich beehrte auch König Wilhelm den treuen Beamten mit seinem vollsten Vertrauen und zeichnete ihn auf mannigfache Weise aus.

Von 1818 an war Nördlinger als Oberfinanzrat, später als vorsitzendes Ehrenmitglied in der Forstdirektion thätig und hat in bahnbrechender Weise durch seine forstorganisatorischen Arbeiten gewirkt. Erst 1857, von

einem Schlaganfall betroffen, mußte sich der ungewöhnlich rüstige Mann von den Geschäften zurückziehen und starb am 28. Juni 1860 in Stuttgart.

(Allg. deutsche Biographie. — W. Menzels Denkwürdigkeiten. Bielefeld und Leipzig 1877.)

5. Johann Heinrich Dannecker.

In den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts fand sich in einem geräumigen Hause der untern Königsstraße zu Stuttgart, dem jetzigen Cafe Marquardt, regelmäßig ein Kreis von Künstlern, von im Staate hochstehenden Männern, von angesehenen Gästen zusammen. Der Mittelpunkt des ganzen geistreichen Cirkels war der Bildhauer Dannecker, der unter dem Schutze des Königs Friedrich hier, manchfach von dem kunstsinnigen Regenten gefördert, sich ein sorgenfreies Heim gegründet hatte. Da sprachen die hervorragenden Stuttgarter Künstler jener Zeit ein: Scheffauer, der Kupferstecher Müller, Zumsteeg und andere; Gelehrte, Dichter, Staatsmänner traten dazu; zugereiste Gäste wurden eingeführt, wie Baggesen, Schelling, Rückert.

Als der Sohn eines herzoglichen Stallknechts war Dannecker am 15. Oktober 1758 in Stuttgart geboren. Eigener Trieb veranlaßte ihn, sich zur Aufnahme in die herzogliche Militär- und Kunstpflanzschule auf der Solitude zu melden. Der bewegliche Knabe war zunächst zum Tänzer bestimmt. Endlich gelang es ihm, sich den Übertritt zur Bildhauerabteilung zu erwirken. Mit dem 18. Lebensjahr erhielt er einen Preis für die erste Arbeit. Enge Freundschaft verband ihn mit seinen Altersgenossen und Mitschülern, vor allen mit Schiller, Scheffauer, Müller.

Im Jahr 1780 verließ er die Karlsschule und fand Anstellung als Hofbildhauer. In den nächsten Jahren finden wir ihn in den Kunststätten zu Paris und Rom. Seine begeisterte Richtung auf die Antike brachte den schwäbischen Künstler in nähere Berührung mit dem damals schon hoch angesehenen Canova, der den stets heiteren Berufsgenossen lieb gewann und ihm den Beinamen il beato schöpfte.

Nach Stuttgart zurückgekehrt, begann Dannecker an seinen ersten Marmorwerken zu arbeiten. Zugleich war ihm als Professor an der hohen Karlsschule eine Lehrthätigkeit übertragen. Auch hatte er die Ehrenmitgliedschaft der Akademieen zu Mailand und Bologna erworben. — Schillers Besuch in der Heimat 1793 gab Veranlassung, daß der Freund die Büste des Dichters lebensgroß modellierte und in Marmor ausführte. Die Kolossalbüste Schillers hat Dannecker im ersten Schmerze über den Tod des Freundes 1805 begonnen, aber erst 1819 ausgeführt; sie steht im Museum der bildenden Künste in Stuttgart.

Nach Aufhebung der hohen Karlsschule war Dannecker ganz in die Privatthätigkeit zurückgetreten, von Friedrich durch dauernde Gunst unterstützt und wie der ganze Künstlerkreis von ihm durch Aufträge und manchfache

Auszeichnungen hervorgehoben. Zu Ende des Jahrhunderts ging aus den Händen des Künstlers eine liegende Sappho hervor, welche zunächst in den Besitz der Königin Mathilde kam, jetzt bei Bankier Schulz in Stuttgart. Etwas später entstand in Friedrichs Auftrag die Statue der trauernden Freundschaft für das Mausoleum des Grafen Zeppelin.

Innige Zuneigung hatte Dannecker schon früher mit dem kunstsinnigen Hofrat und Hofbankdirektor Heinrich Rapp verbunden. Die Schwester des Freunds führte im Jahre 1808 der Künstler als Gattin heim und mit ihr begründete er sein gastliches Haus in der unteren Königsstraße. Seine Schaffensfreudigkeit konnte sich jetzt recht entfalten inmitten des trauten Künstlerkreises, angeregt durch Berührung mit vielen geistreichen Männern, unter die auch Goethe zählte. Hier war es, wo sich Dannecker mehr und mehr einen Ehrenplatz unter den Wiederherstellern der modernen Plastik neben Canova und Thorwaldsen erwarb.

Im Auftrag des Königs Friedrich entstand zunächst 1809 das Modell der Gruppe einer Wasser- und einer Wiesennymphe, über lebensgroß in Sandstein von Danneckers Gehilfen Distelbarth ausgeführt, jetzt den Stuttgarter Schloßgarten zierend. Das großartige Werk ist leider niemals in Marmor ausgeführt worden. Ein jugendlicher Faun mit einem Weinschlauch folgte und eine niederhockende Wassernymphe, für einen Brunnen in der Neckarstraße bestimmt. Endlich war 1816 nach zehnjähriger Arbeit die vielberühmte Ariadne auf dem Panther vollendet, welches Marmorwerk dem Meister neben der Schillerbüste den weitreichendsten Ruhm erworben hat; jetzt im Besitz des Bankier Bethmann in Frankfurt a/M. — Von den durch Danneckers Hand geschaffenen Büsten mögen besondere Erwähnung finden diejenige Lavaters, die Büsten der Könige Friedrich und Wilhelm, der Königin Katharina, des Erzherzogs Karl, der Musiker Zumsteeg und Gluck.

Wie sich der Künstler mannigfacher Förderung und Anregung durch König Friedrich zu erfreuen hatte, so war ihm auch König Wilhelm gewogen. Dannecker wurde Hofrat und Direktor der Kunstschule. Früher aber, als es von seinem Lebensalter zu erwarten gewesen wäre, schon Ende der zwanziger Jahre, befand sich der Meister im Rückgang. Der Schaffensdrang, die Schaffensqual griffen die Gesundheit an und schwächten namentlich das Gedächtnis. Bis an sein Ende aber genoß er die höchste Verehrung in seiner Vaterstadt, wo er am 8. Dezember 1841 gestorben ist.

(Wintterlin in der Allg. deutschen Biographie; A. Seubert, Künstlerlexikon.)

6. Johann Gotthard Müller.

Herzog Karl Eugen war auf den Gedanken gekommen, in seinem Lande und in seiner Kunstakademie auch die Kupferstecherei einheimisch zu machen. Mit richtigem Blick, unterstützt von dem verdienstvollen Professor Guibal,

wählte der Herzog zu Anfang des Jahres 1770 für den neuen Kunstzweig unter den verschiedenen Kunstzöglingen der Schule gerade den Gotthard Müller heraus, um ihn in Paris heranbilden zu lassen. — Gotthard Müller, der also ausgezeichnete Eleve, war am 4. Mai 1747 in Bernhausen auf den Fildern geboren als Sohn des dortigen Schultheißen. Ursprünglich war der Junge zur Theologie bestimmt; natürlicher Hang führte ihn der herzoglichen Kunstakademie zu. Nach dem Willen des Herzogs studierte er vom Sommer 1770 an in Paris unter Leitung des vortrefflichen Meisters Wille die Kupferstechkunst. Die Malerei gab er fast ganz auf und lernte bald meisterhaft den Stichel und die Radirnadel handhaben. Bald trat die „erste Platte" ans Tageslicht; die härteste Lehrzeit war überwunden. Der junge Meister durfte sich sehen lassen. Von verschiedenen Seiten ergingen die schmeichelhaftesten Anerbietungen an ihn.

Aber er würde in der That unrecht und undankbar an seinem Landesherrn gehandelt haben, wenn er dessen Zurückberufung keine Folge geleistet hätte. Als Professor der Kupferstechkunst widmete sich Müller nun für die nächsten Jahre der Heranbildung junger Kräfte in Stuttgart. Aus dem verhältnismäßig engen Kreise suchten ihn neue Anträge zu verlocken. Schon früher war er Mitglied der Akademie zu Paris geworden; jetzt wollte man ihn ganz dahin verpflanzen. Die Anhänglichkeit an sein Vaterland hielt ihn aber ab, in die Ferne zu ziehen. Dazu war noch mit dem Jahr 1777 ein weiteres Band gekommen, seine Verheiratung mit einer Stuttgarterin, dem bildschönen siebzehnjährigen Lottchen Schnell, deren Eltern damals den auch aus der Geschichte Schillers und Schubarts als Sammelpunkt der schönen Geister Stuttgarts bekannten Gasthof zum Adler besaßen.

Mit seiner Frau reiste Müller im Frühjahr 1781 nach Paris, um die erste größere Platte, die er in Stuttgart gestochen, dort drucken zu lassen. Es war der Stich: Alexandre vainqueur de soi-même, nach dem Gemälde von Govaert Flinck. Die Reise gestaltete sich verhängnisvoll für den Künstler; seine junge Frau wurde ihm in Paris durch ein tödtliches Fieber weggerafft. Er setzte der schönen, liebenswürdigen Gattin ein unvergängliches Denkmal in seinem Stich: La tendre mère nach einem Gemälde seines Freundes Tischbein. — Die Kupferstecherschule in Stuttgart kam indessen immer mehr in Zug; des Leiters und Meisters Name ward in immer weiteren Kreisen gefeiert; ehrenvolle Aufträge wurden ihm zu teil; im Jahr 1793 auf 94 stach er auch das Bildnis Schillers nach Graffs Ölbild.

Indessen aber war die Grundlage seines ganzen Schaffens untergraben, die sorgenfreie Existenz in Frage gestellt durch Aufhebung der hohen Karlsschule. Wie er sich auch verwenden mochte, sein Gehalt und seine Stellung waren dahin. Jetzt lag für Müller die Nötigung vor, seinen Stab in die Fremde zu setzen. Das Verdienst, den Meister für Württemberg erhalten zu haben, gebührt dem damaligen Erbprinzen Friedrich, der sofort nach seiner

Thronbesteigung als Herzog dem verdienten Landsmann einen Gehalt aussetzte und ihm vorteilhafte Verwendung versprach. Auch als König hat Friedrich den Meister nicht aus den Augen gelassen. — Die nächste größere Arbeit war der Stich nach einem Gemälde von Trumbull: Die Schlacht bei Bunkershill. Goethe fand Müller an diesem Stich, als er 1797 Stuttgart besuchte und mit Danneckers Schwager, dem kunstsinnigen Heinrich Rapp, einen Rundgang durch die Stuttgarter Ateliers machte. Die Schlacht bei Bunkershill zählt zu Müllers gelungensten Blättern.

Zu Anfang des Jahrhunderts finden wir den Künstler wiederum auf einem Gange nach Paris. Er wählte sich hier für seinen nächsten großen Stich Raphaels Madonna della Sedia aus. Zu Hause beschäftigte er sich jetzt vornehmlich mit der Heranbildung seines Sohnes Friedrich, der ihm von Paris aus die Zeichnung zum Stich der hl. Cäcilia nach Domenichino lieferte. — Vielfach hatte der König den Künstler geehrt; so im Jahr 1808 durch Verleihung des Zivilverdienstordens. Bald sah sich Müller als Ehrenmitglied der Akademieen zu Wien, München und Kopenhagen aufgenommen. Seine Arbeiten hatten ihm einen bleibenden Ruhm gesichert und nirgends wird sein Name fehlen, wo irgend von den Meistern der Kupferstechkunst die Rede ist.

Vom Jahre 1819 ab begannen die Augen des Künstlers schwächer zu werden. Manche Schicksalsschläge hatten ihn getroffen; keiner härter als der frühe Tod seines Sohnes Friedrich (berühmt durch seinen Stich der Sixtinischen Madonna in Dresden). Noch versuchte sich der greise Meister, um überhaupt den Augen angemessene Beschäftigung zu heben, in Lithographie. Am 14. März 1830 beschloß er in Stuttgart sein an Arbeit und Ehren reiches Leben.

(V. Pfeiffer in den Württ. Vierteljahrsheften IV. 1881; Wintterlin in der Allgemeinen Deutschen Biographie.)

7. Scheffauer, Thouret, Seele, Hetsch.

Eine ganze Reihe von Künstlernamen knüpfen sich an die Figuren Danneckers und Müllers, an den Protektor Aller, den König Friedrich, der die Kräfte zu ehren und zu heben wußte, zu deren Heranbildung der geistvolle Oheim Karl Eugen den Anstoß gegeben. —

Jak. Philipp Scheffauer, geboren zu Stuttgart 1756, erhielt seine künstlerische Ausbildung in der Karlsakademie. Schon 1780 war er zum Hofbildhauer ernannt und wanderte mit dem Freunde Dannecker, der ihm stets ein gefährlicher Nebenbuhler blieb, 1783 zu Fuß nach Paris, um die Studien zum Abschluß zu bringen. Auch in Rom war er mit Dannecker zusammen und sicherte sich bald einen Namen durch seine Arbeiten. Nach seiner Rückkehr in die Heimat finden wir Scheffauer von 1789 an als Professor an der hohen Karlsschule, ob seiner durch ideale Komposition hervorragenden

Werke manchfach ausgezeichnet. Eine schlafende Venus befindet sich in Kassel; aus seiner Hand gingen weiter hervor Büsten der Kleopatra, Keplers, der Herzoge Karl Eugen und Friedrich Eugen (im Stuttgarter Schloß). Mitten aus seinem Schaffen heraus wurde am 13. Nov. 1808 der Künstler durch ein Brustübel weggerafft.

Der König, der seinen Künstlerkreis so hoch in Ehren hielt, Scheffauer auch unter die Mitglieder des Zivilverdienstordens aufgenommen hatte, bezeichnete in einem Brief an seine Tochter den Tod des Meisters als einen besonderen Verlust für die Kunst.

Im Sept. 1746 war zum neuen Stuttgarter Schloß der Grundstein gelegt worden. Der Entwurf rührt von Geheimerat Bilfinger und Major Leger her. Seine lange Rede bei der Grundsteinlegung faßte Bilfinger in die Reime zusammen:

Ein Haus, nach Baukunst aufgeführet,
Soll fest, bequem und schöne sein.
Des Bauherrn Stand und Will regieret
Die Massen und teilt Alles ein;
Der Herzog Karl bestimmt den Ort
Und giebt dabei das Fürstenwort,
Das wir nun in den Grundstein schreiben:
Hier soll die Residenz verbleiben!

Eine große Anzahl von Künstlern und Baumeistern arbeiteten an dem Werk. Der rechte Flügel war im November 1762 niedergebrannt. Noch unfertig kam der Bau ins neue Jahrhundert hinüber. Friedrich ging deshalb 1805 energisch an die Fertigstellung, äußeren und inneren Ausbau. Als Baumeister berief er den genialen Thouret.

Nik. Friedrich Thouret, 1767 zu Ludwigsburg geboren, erhielt wie die Künstler des Landes alle seine Vorbildung auf der Karlsschule. In Rom bildete er sich weiter aus in Architektur und Malerei. Nach seiner Rückkehr wurde er Hofbaumeister und leitete als solcher auch die Anlage des Stuttgarter Schloßgartens neben dem Ausbau des Schlosses selbst. In der Folge ward er auf Goethes Veranlassung nach Weimar berufen und baute hier das Theater. Neben seinen architektonischen Leistungen zeigte Thouret sich groß im Entwurf von historischen und mythologischen Gegenständen. — In späteren Jahren kehrte er nach Stuttgart zurück und war thätig als Oberbaurat und Vorstand der Kunstschule, als welcher er im Jahr 1845 starb. Von ihm ist erbaut das Katharinenhospital, die Trinkhalle in Cannstatt und das Badgebäude in Wildbad.

Einen gewandten und geistreichen Darsteller militärischer Scenen und historischer Bilder hatte König Friedrich an dem Hofmaler Joh. Baptist Seele. Er war 1775 zu Meersburg geboren und erhielt seine erste Ausbildung als

Karlsschüler. Sein Bild: Übergang der Russen über die Teufelsbrücke, ragt hervor durch geistvolle und wahrheitsgetreue Darstellung, gute Zeichnung und frisches Kolorit. — Im Jahr 1804 ernannte ihn Friedrich zum Hofmaler und Privatgalleriedirektor. Als solcher malte er besonders die Thaten der württembergischen Truppen in den Feldzügen 1806 und 1809 in einer Reihe von Bildern, die sich im K. Schloß befinden. Gute Porträts von ihm sind vorhanden von Erzherzog Karl, König Friedrich und von Großherzog Karl Friedrich von Baden. Er starb in Stuttgart im Jahre 1814.

Um der Musik sich zu entziehen, um seinem Hang zur Malerei nachgehen zu können, floh in seinem 15. Lebensjahre Philipp Friedrich Hetsch aus Stuttgart nach der Solitude, wo er auf eigene Faust sich für die Künstlerschule anmeldete. — Er war am 10. Sept. 1758 geboren als Sohn eines Stadtzinkenisten, der ihn sich als Gesellen heranziehen wollte. — Mit Dannecker gehörte Hetsch in der hohen Karlsschule zu den näheren Vertrauten Schillers. Bald ging er von der Landschaftsmalerei zur Historienmalerei über. Im Jahr 1780 wurde er zum Hofmaler ernannt, sofort aber für eine Reihe von Jahren nach Paris und Rom beurlaubt. Jos. Vernet und David waren die Meister, deren Schule am nachhaltigsten auf ihn einwirkte. Im Jahr 1787 brachte Hetsch das Diplom als Ehrenmitglied der Akademie zu Bologna mit nach Hause.

Zunächst wirkte Hetsch als Professor an der Karlsschule; er ging nochmals nach Rom, wo er ein seinerzeit berühmtes Bild, Herzog Ludwig von Württemberg zu Pferde, malte. Als herzoglicher Galleriedirektor wurde Hetsch 1801 Mitglied der preußischen Akademie der Künste. — Die Stoffe zu seinen Werken entnahm Hetsch mit Vorliebe der antiken Sage und der Geschichte. Seine Werke sind zumeist im Besitze der königlichen Familie und des Staats. Er starb in Stuttgart den 31. Dez. 1839. Besonders ehrenvoll erwähnt König Friedrich in einem zu Ende des Jahres 1808 geschriebenen Briefe eine von Hetsch gemalte und für die Hofkirche bestimmte Himmelfahrt Christi. Bekannt ist auch das Genrebild: König Friedrich und sein Gefolge vor dem Schlosse Monrepos; ein Bild, in welchem der Künstler seine Meisterschaft im Porträt- und Landschaftmalen zeigte. — Ein Sohn von Hetsch, 1864 in Kopenhagen gestorben, hat sich dort als Professor der Baukunde und Architekturmaler ehrenvoll hervorgethan.

(Wintterlin in der allg. deutschen Biographie; Seubert, Künstlerlexikon; J. Hartmann, Chronik der Stadt Stuttgart; v. Schloßberger, Briefwechsel der Königin Katharina mit dem König Friedrich. Band III.)

Zweiter Abschnitt.

Sturz der Fremdherrschaft.

Als der Lärm verklungen war, den die durchziehenden Kriegsvölker auf den Heerstraßen, in Dörfern und Städten verursacht, als alle den Niemen passiert hatten, als sie insgesamt der unermeßliche russische Boden gleichsam verschlungen hatte, als die ersten prahlerischen Bulletins erschienen waren, lagerte sich eine erwartungsvolle Stille über die Völker des mittleren Europa. Der staatliche Mechanismus, das ganze System arbeitete ruhig weiter. Man ging seinen gewohnten Geschäften nach, gab sich mit mehr oder weniger Geschmack den hergebrachten Vergnügungen hin und wartete auf die guten Nachrichten von der großen Armee, die man wie eine fernstehende, besondere Welt betrachtete.

Und in der That, diese große Armee stellte eine Welt für sich allein dar, ferngerückt den Völkern, aus denen sie hervorgegangen, durch weite zwischenliegende Länderräume, durch die Langsamkeit des Nachrichtendienstes, durch die absichtlichen Fälschungen aller Berichte; und ihr Geschick war es auch, so unterzugehen als eine Welt für sich, abgeschnitten und isoliert wie der Nordfahrer im eisigen Meere.

Wenige mag es gegeben haben, die so sicher wie der Freiherr v. Stein auf den Untergang der französischen Macht rechneten. Er stand eben damals in Petersburg an der Spitze des deutschen Komites und betrieb die Ausrüstung der russisch-deutschen Legion. An ihn klammerte sich Kaiser Alexander an, wenn er durch die Friedensanerbietungen Napoleons in Versuchung geführt wurde. — Da und dort mag man sich wohl etwas zugeraunt haben über den schlimmen Ausgang des himmelstürmenden Unternehmens.

Lange ehe der Krieg ausgebrochen, schon im Februar 1812, hat König Friedrich seiner Tochter gegenüber geklagt, wie sehr ihn die Aussichten auf diesen Krieg betrüben und mit unheilvollen Befürchtungen erfüllen[1]). Kaum habe man wieder mit den Friedensgeschäften begonnen und angefangen, die Last sich zu erleichtern, so komme eine neue Katastrophe, um das öffentliche Elend zu vermehren. „In meinem Alter schmerzt nichts so sehr als der Verlust der Hoffnung, am Glücke seines Volkes arbeiten zu können."

Aber im ganzen, in den breiten Massen des Volks, in den höheren Ständen und bei den Gelehrten hatte man sich daran gewöhnt, an den Stern Napoleons zu glauben, und man rechnete als selbstverständlich auf die Niederlage Rußlands, auf neue Triumphe des gewaltigen Imperators.

Den erlogenen Bulletins über glänzende Waffenthaten und über das Wohlbefinden der ganzen Armee schenkte man unbedingten Glauben; man befand sich vollständig im Bann der geknechteten Presse. Etwas mißtrauisch war man da und dort geworden infolge von Privatnachrichten; aber von dem wirklichen Stand der Sache hatte niemand eine Ahnung.

Am 17. Dezember 1812 verkündeten die öffentlichen Blätter der schwäbischen Hauptstadt: „Die unter den unmittelbaren Befehlen Seiner Majestät des Kaisers von den verschiedenen Korps der großen Armee binnen fünf Tagen ausgeführten Manöver sind am 28. November durch eine große Niederlage des Feinds bekrönt worden. Das unter dem Namen der Moldauarmee bekannte und von dem Admiral Tschitschagoff kommandierte Korps und die von dem General Grafen von Wittgenstein angeführte Armee hatten sich an der Beresina, unweit Borisow, vereinigt. Sie sind geschlagen worden und haben 9—10 000 Mann an Gefangenen, 12 Kanonen und 8 Fahnen verloren."

Und am 18. Dezember die wichtige Nachricht: „Am 14. Dezember morgens 3 Uhr trafen ganz unerwartet Seine Majestät der Kaiser und König Napoleon in Dresden ein, stiegen bei dem kaiserlich französischen Gesandten ab und reisten um 7 Uhr über Leipzig nach Paris wieder ab. — Die sämtlichen alliierten Armeen haben nach dem glorreichen Sieg am 28. November die Winterquartiere bezogen und werden jene dem Vernehmen nach durch des Königs von Neapel Majestät kommandiert."

So weit schien alles gut zu stehen. Allein schon am 18. Dezember erschien Napoleon in den Tuilerieen, neue Heere und Mittel zu

[1]) v. Schloßberger, Briefwechsel ꝛc. III, S. XV u. a. a. O.

verlangen; am Tage vorher brachte der Moniteur das 29. Bulletin mit der Nachricht: Die große Armee in Rußland ist vernichtet. —

Der Herbst war mehr und mehr vorgerückt und der Kaiser der Franzosen in seiner Residenz im Kreml in Moskau wartete immer noch umsonst auf den Frieden. Seine Unterhändler wurden empfangen, aber nirgends ließen sich Friedensneigungen und Konzessionen spüren; auch als der trotzige Mann sich überwand und mit Zugeständnissen entgegenkam, wußte man das nicht zu schätzen.

Die Lage der eingedrungenen Eroberer ward mit jedem Tag mißlicher. Täglich schränkte sich das Requisitionsgebiet mehr ein; aus allen Enden des weiten Reichs waren jetzt die Hilfsvölker bei den russischen Heeren eingetroffen, die entfernteren Stämme der Kosaken, Kirgisen, Kalmüken, meist wohl beritten, mit Lanze, mit Feuergewehr, oder mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Umschwärmt von diesen Horden, konnten die Kommandos Lebensmittel nur mit ihrem Blute erkaufen.

Das allgemeine Murren, die Sorge vor einbrechender Hungersnot kam zu Napoleons Ohren. Er war ein zu erfahrener Soldat, um nicht zu wissen, daß er sich hier im Innern Rußlands nicht länger halten könne; um sich herum ein bewaffnetes Volk, genötigt, nach allen Weltgegenden Front zu machen, ohne Magazine, ohne hinreichende Munitionsvorräte, mit einer einzigen, ganz verwüsteten Verbindungsstraße, das ist keine Lage, in der man überwintern kann.

Zu dem kam noch, daß die Flügel der großen Armee weit zurückgeblieben waren; sie hatten dem raschen Lauf nicht folgen können und waren jetzt nicht im Stande, zu Hilfe zu eilen. Rechts waren weit zurück die Korps von Reynier (durchaus Sachsen) und Schwarzenberg (Östreicher und Neapolitaner); links die Korps von St. Cyr (durchaus Bayern), Oudinot (Franzosen, Schweizer, Portugiesen und Kroaten), Macdonald (Preußen, Franzosen, Westfalen und Polen). Das Korps des Marschalls Victor (Franzosen, Polen, Bayern, Badener, Hessen und Berger) war seit den letzten Tagen des September nach Smolensk gerückt und bildete somit die nächste noch ziemlich geschonte Truppe, auf deren Unterstützung man bei einem Rückzug zählen konnte.

Und zum Abmarsch mußte bald das Zeichen erfolgen; der Winter nahte. So ward denn der Rückzug aus Rußland angetreten am 17. und 18. Okt. 1812, gerade ein Jahr vor den Tagen der Völkerschlacht bei Leipzig.

Am 18. Oktober hielt Napoleon im Kreml noch große Parade über die Garden, das erste und dritte Armeekorps, wobei er sich sehr heiter

und herablassend mit den Truppen unterhielt. Vorzüglich gnädig benahm er sich gegen die Württemberger. Sie standen da in Reih und Glied, durch die nachgerückten Genesenen wiederum 2300 Mann stark; die Infanterie 20 Offiziere und 1500 Mann, Artillerie 17 Offiziere 460 Mann mit 30 Geschützen; das erste Chevauxlegersregiment 7 Offiziere und 160 Mann, das Regiment Leibchevauxlegers 8 Offiziere und 120 Mann; von den beiden meist anderwärts verwendeten reitenden Jägerregimentern das eine samt Offizieren 30 Mann, das andere 64 Mann stark.

Napoleon hatte schon früher mehrere württembergische Generale und andere Offiziere mit dem Kreuze der Ehrenlegion ausgezeichnet; heute bewilligte er dem Offizierkorps eine Dotation von jährlichen 100000 Franken Renten, wovon er 20000 Franken jährlich für den Generallieutenant v. Scheler bestimmte, den er zugleich zum kaiserlich französischen Reichsgrafen ernannte, um zu zeigen, wie sehr er die ausgezeichneten Dienste des Generals anerkenne.

Durch die Ernennung des Marschalls Ney zum Fürsten von der Moskwa bewies Napoleon, daß er die Entscheidung dieses blutigen Tags dem dritten Armeekorps verdanke; und Ney selbst hatte sich vor Napoleon dahin geäußert, daß er ohne die württembergischen Truppen seine Aufgabe zu lösen nicht im Stande gewesen wäre.

Am 19. Oktober brach Napoleon selbst von Moskau auf und marschierte zunächst auf der Straße von Kaluga vor. Fruchtlos aber blieben die Versuche, südwärts auszubiegen und die überaus zerrüttete Heerstraße von Smolensk zu vermeiden. In den letzten Tagen des Oktober sah sich die große Armee auf dieselbe Straße zurückgedrängt, welche sie nach Moskau gezogen war, indem sie ringsumher alles Genießbare an sich gezogen. Man fand sich wieder in den bekannten Plätzen von Gschatsk und Wiazma, um über Dorogobusch nach Smolensk zu marschieren.

Von Wiazma aus hatte die zurückweichende Armee stets die russischen Verfolger auf den Fersen; den General Miloradowitsch auf der einen, den Kosakenhetman Platow auf der andern Seite. Die Märsche wurden immer beschwerlicher, weil die ungünstige Witterung die ohnehin schlechten Wege mit jedem Tage verschlimmerte. Hiedurch sah man sich gehindert, die vorgeschriebenen Märsche in der gehörigen Zeit zu vollführen; man konnte den Tag über nicht mehr abkochen und abfüttern; natürliche Folge war die Ermattung der Menschen und Pferde. Dieses allgemeine Elend wurde dadurch noch vergrößert, daß in der Nacht vom 4. auf den 5. November eine empfindliche Kälte eintrat und es zu schneien begann. Die jammervolle Lage, sowie auch die schreckliche

Aussicht, sich nicht so bald aus derselben errettet zu sehen, wirkte auf das Gemüt und den Körper des Soldaten gleich niederdrückend und zerstörend.

Da das dritte Korps seit Wiazma stets die Nachhut hatte, so lastete auf ihm das Elend doppelt.

Durch alle Etappen des Vormarsches, durch die gänzlich ausgesogene Gegend führte der Rückweg. Überall gedachten die Armen Halt und Rettung zu finden: in Smolensk, in Witebsk, in Minsk, in Wilna. Doch die nachstürmenden Verfolger erhielten sie stets im Laufen und suchten den Weg an die rettenden Ufer der Weichsel und Oder zu verlegen. Da und dort mußten die Entkräfteten sich mit Gewalt den Weg durch den Feind bahnen und nochmals gelang es der altbewährten Tapferkeit, den Feind zum Stehen zu bringen und auf die Seite zu drängen. Auch die bis daher stets geschonten Kaisergarden, welche in der Mordschlacht bei Borodino noch Zuschauer gewesen, mußten jetzt an den Ernst der Lage glauben und ihre letzten Kräfte daran setzen.

Am 11. November war Smolensk erreicht; die Württemberger mögen noch 7—800 Mann gezählt haben. Hier kurzer Halt bei unzulänglichen Vorräten. Am 14. November setzte Napoleon die Armee wieder in Marsch; das dritte Korps folgte am 17. als Nachhut.

Der allgemeine Jammer steigerte sich; wozu alle Formen des menschlichen Elends aufzählen: das Hinsterben in Hunger und Wahnsinn, das Verkommen in Kälte und Feuersbrunst? Nur wenige hielten noch in bewaffneten Trupps zusammen; die meisten auf der Heerstraße und deren Nebenwegen als unbewaffnete Wanderer vorwärts drängend und wankend, nur von dem einen Wunsche beseelt, diesem alles verschlingenden Elend zu entgehen. Rührend ist es zu hören, wie die Fahnen noch sorgfältig verwahrt worden; die Kanonen mitgeführt, so lange noch ein Strang hält, so lange die Kräfte der Menschen und Pferde zureichen.

Tausende von Gefangenen, unendliches Material fielen den Russen in die Hände. Hundertweise wurden die Siechen und Entkräfteten von den lauernden Bauern eingeholt und niedergemacht.

Man näherte sich der Beresina; hier stand schon ein feindliches Korps am Übergang von Borisow, um den Weg zu verlegen. Allein auch Napoleon war verstärkt worden. Vom linken Flügel her waren angerückt die Korps von Oudinot, Victor, Dombrowsky mit verhältnismäßig noch dienstüchtigen Truppen, welche verwundert auf die zu Grunde gerichteten Trümmer der großen Armee schauten. Von der Weichsel kamen einige frische Truppen nach, darunter auch das württembergische Regiment, das seither in Danzig gelegen.

So gelang es, den Feind auf die Seite zu drängen, durch geschickte Manöver die russischen Korps von Tschitschagoff und Graf Wittgenstein zu täuschen und auf zwei in der Eile bei Studenki geschlagenen Floßbrücken über die Beresina zu setzen am 26., 27., 28. und 29. November. — Noch hielt eine Schaar Württemberger bewaffnet zusammen, in allem 57 Mann, welche am 28. November in den Reihen des dritten Armeekorps kämpften. Marschall Victor mit dem 9. Korps (Trümmer der sächsischen, bergischen, badischen, hessischen Kontingente, einige Bataillone Franzosen und Polen) hatte bis zuletzt stand gehalten. Dennoch machten die Russen an den Brücken unermeßliche Beute; 15000 Gefangene fielen in ihre Hände; 12000 Tote und Verwundete deckten auf eine halbe Stunde Entfernung den Raum um die Brücken; 5000 hatten die Fluten verschlungen. Am 29. November mittags waren die beiden Brücken zusammengeschossen.

Nach dem Übergang über die Beresina lösten sich die Korps, welche bis jetzt noch mit dem kleinen Rest ihrer Truppen stets in militärischer Ordnung ihren Marsch fortgesetzt hatten, vollends auf und man sah nur Haufen unbewaffneter Menschen, welche sich auf der großen Straße und zu beiden Seiten derselben fortwälzten. Die Kälte erreichte einen ungewöhnlichen Grad. Kurz war der Halt in Wilna. Zwischen dem 7. und 9. Dezember war diese Stadt von den verschiedenen Haufen der großen Armee erreicht; am 10. überfielen sie die Russen und machten wiederum eine Menge Gefangener. — Schon einige Tage vorher, am 5. Dezember, als das Hauptquartier in Smorgoni war, hatte Napoleon die Armee verlassen, um nach Paris abzureisen, nachdem er das Oberkommando an Murat abgegeben.

Die Trümmer der Armee wälzten sich weiter und hatten am 13. Dezember Kowno erreicht, wo der Niemen die Grenze Rußlands bildet. — Vor sechs Monaten war der Fluß mit den größten Hoffnungen, mit der Entfaltung höchster Macht und höchsten Glanzes passiert worden; jetzt zogen am 13. und 14. Dezember etwa noch 15000 Mann hinüber und von diesen hatten nur die wenigsten Moskau gesehen; voraus waren die Garden marschiert, nur 300 Mann stark, aber immer noch geschlossen, bewaffnet und in stolzer Haltung. — Am 16. Dezember zogen die Russen unter Platow in Kowno ein; Kaiser Alexander nahm am 20. Dezember sein Hauptquartier zu Wilna.

Über die preußische Grenze strömten in den letzten Tagen des Dezember 1812 die abgehetzten Reste der französischen Armee und ihrer Bundesgenossen. In manchem Gemüte mochte jetzt der Gedanke auf-

steigen, ob die Stunde gekommen sei, die Fremden ganz vom preußischen und deutschen Boden zu vertreiben. Doch auch die Verfolger, die Russen, waren abgemattet, durch Strapazen und Kälte auf verhältnismäßig geringe Stärke zurückgebracht. Überall in den patriotischen Kreisen Preußens, in dem rührigen russisch-deutschen Komite besonders, war man der Ansicht, daß die Zeit zu handeln gekommen sei, daß Kaiser Alexander an die Westgrenze seines Reiches rücke, um mit dem König von Preußen ein Bündnis zu schließen.

Am wenigsten gelitten hatte das Korps unter Macdonald, das den Russen in den Ostseeprovinzen gegenüber gestanden. Die preußische Division unter York zählte noch 13000 Mann. Am 28. Dezember stand Macdonald mit den Franzosen und Preußen auf dem linken Ufer des Niemen. Man hatte sich, gerade hier in Ostpreußen, an den Gedanken gewöhnt, die Russen als Befreier zu betrachten von jahrelanger Unterdrückung und Mißhandlung. York hatte sich der Gesinnungen der russischen Führer schon zum voraus versichert; und so sprach er denn zu seinen Offizieren das entscheidende Wort: „Unter göttlichem Beistand möge nun das Werk unserer Befreiung beginnen und sich vollenden!“ — Die Folge war die am 30. Dezember geschlossene Konvention in der Poscherunger Mühle bei Tauroggen, kraft deren das Korps York in dem Landstrich zwischen Memel und Tilsit Kantonierungen beziehen und bis auf weitere Bestimmung des Königs neutral bleiben sollte.

Die That schien voreilig, allein in die Massen warf sie den Gedanken, daß es nötig sei zu handeln, daß die Unbesiegbarkeit des Eroberers eine Einbildung. Napoleon selbst achtete diese ersten Regungen nur gering; er hatte in seiner wilden Leidenschaft, in seiner Verblendung und Menschenverachtung keine Vorstellung von der Erbitterung und dem Haß, die in Norddeutschland besonders entstanden waren durch die fortgesetzten Verletzungen aller Gefühle, durch die Demütigungen und Mißhandlungen jeder Art, durch die Willkür und das Aussaugungssystem.

Von einem möglichen Umschwung der Geister und Gemüter hatte er keine Ahnung. Da ließ ihn sein Genie im Stiche. Die verborgen schlummernden Mächte kannte er nicht, den Manneszorn über erlittene Unbill, das erwachende Gefühl für nationale Ehre. — Kurz vor Beginn des russischen Feldzugs entgegnete Napoleon auf die Warnungen von seiten Davousts, Napps und seines Bruders Jerome: „Was soll denn zu fürchten sein von einem so maßvollen, so vernünftigen, so kalten, so duldsamen Volke, dem jede Ausschreitung so ferne liegt, daß noch niemals einer meiner Soldaten während des Kriegs gemordet wurde?“ Und

noch im März 1813 sprach der französische Kaiser: „Die Preußen sind keine Nation, sie haben keinen nationalen Stolz, sie sind die Gascogner von Deutschland. — Der Deutsche ist nicht genug Mörder, um Revolution zu machen [1])."

Indessen war ein Teil von Ostpreußen schon von den Franzosen geräumt, und hier begann jene vorbereitende Thätigkeit, welche bald auch Pommern, Schlesien, Brandenburg teilten, um die Fremden ganz vom heimischen Boden zu vertreiben. Am 1. Januar 1813 standen die Reste der französischen Korps an der Weichsellinie; es schien, als ob Anstalten getroffen würden, die Oder oder die Elbe für die weitere Vertheidigung zu gewinnen. Die russische Armee war nicht in der Lage, ernstlich nachzudringen.

Die Württemberger sahen sich dem achten Korps zugeteilt, das in Thorn sich sammelte; den Württembergern speziell war das Städtchen Inowrazlaw angewiesen. Hier sammelten sich neben einer größeren Anzahl von Offizieren mehrere hundert Mann Infanterie; von Kavallerie und Artillerie 278 Mann und 132 Pferde. Von der Infanterie mußten rasch auf Befehl des Korpskommandanten die dienstfähigen Leute ausgesucht, in zwei Kompagnien formiert und nach Posen entsendet werden. Es waren 182 Mann mit 7 Offizieren. Von Posen kamen sie bald nach Küstrin und mußten im Laufe des Jahres 1813 diese Festung gegen die Preußen verteidigen helfen, auch nachdem König Friedrich sich auf die Seite der verbündeten Monarchen gegen Napoleon gestellt hatte.

Am 11. Januar 1813 erhielt General Graf v. Scheler den Befehl vom König, die völlig aufgelöste Reiterei und die Kadres der aufgelösten Infanterieregimenter unverzüglich ins Königreich zurückzuschicken, um die Regimenter aufs neue formieren zu können. Im ganzen waren 14 000 Mann zu Grunde gegangen, ein Prozent der Bevölkerung des Landes.

Die wenigen Hunderte, welche von den ursprünglich Ausgezogenen zurückgekehrt, erfuhren in manigfacher Weise die Gnade des Königs durch Belohnungen und Gnadenbezeugungen. Vorzüglich war der König besorgt für die Witwen und Waisen. — Den kommandierenden General Grafen v. Scheler erhob Friedrich zugleich in den Grafenstand des Königreichs und zeichnete ihn durch eine Dotation aus.

Im südlichen Deutschland, auch in Württemberg hatte man längst Kunde erhalten von dem Umschwung, der sich in manchen Teilen Nord-

[1]) Oncken, Östreich und Preußen im Befreiungskriege. Berlin 1876. I. 89.

deutschlands vollzogen. Schon früher sprach man in Stuttgart von einem geheimen Orden, der den Namen Tugendbund führe und den Zweck habe, deutsche Redlichkeit wieder herzustellen und zu erhalten und zur Vaterlandsliebe und zu anderen Bürgertugenden zu ermuntern. Auch sprach man bereits von einer großen Anzahl angesehener und verständiger Männer, welche für diesen Zweck gewonnen worden seien. Sichere Nachrichten fehlten, aber die Gärung in ganz Norddeutschland, die Stellung des preußischen Staats konnten nicht verborgen bleiben. In Süddeutschland selbst aber lag man der inneren Machtsphäre Frankreichs viel zu nahe, man war von den Entscheidungen Östreichs allzu abhängig, um auf eigene Hand Politik treiben zu können.

Wegen des rücksichtsvolleren und in den Grenzen der Verträge sich bewegenden Verhaltens von seiten der Franzosen hatte sich in Süddeutschland kein so gespannter Haß, keine derartige Erbitterung gesammelt, wie dies unter allen Ständen in Norddeutschland der Fall war. Man hatte viel zu leisten, aber man wurde nicht willkürlich verletzt. — Dem Sinne des Königs, seinem ganzen Charakter entsprach es auch keineswegs, auf den ersten Anstoß hin von einem Vertrage zurückzutreten.

Um für alle Eventualitäten mit Mitteln ausgerüstet zu sein, sah sich der König genötigt, eine allgemeine Vermögens-, Besoldungs- und Pensionssteuer auszuschreiben am 30. Dezember 1812. Ausgenommen von dieser Steuer sollten nur sein die im Jahr 1812 ausmarschierten Militärpersonen. In einem Manifest setzte der König seine Motive auseinander:

„Liebe Getreue! Um den großen Aufwand bestreiten zu können, welchen der durch die neuesten Kriegsereignisse erlittene bedeutende Verlust herbeiführt, sehen Wir Uns gezwungen, um so mehr zu außerordentlichen Hilfsmitteln zu schreiten, als die Ausgaben, die seit dem Anfang des gegenwärtigen Kriegs auf Unserer Staatskasse haften, die gewöhnlichen Einnahmequellen erschöpfen.

„Wenn Wir hiedurch Unsern guten und getreuen Unterthanen unverschuldete neue Lasten aufzuerlegen genötigt sind, so fühlen Wir nur zu sehr, wie schwer ihnen unter den gegenwärtigen Verhältnissen diese Opfer werden müssen.

„Wir haben daher zum Beweis, daß Wir die notwendig gewordenen Entbehrungen mit ihnen teilen und nichts fordern wollen, was nicht unentbehrliches Staatsbedürfnis ist, bei Unserer Königlichen Hofhaltung, dem Marstall und den übrigen dahin gehörigen Behörden die größte Sparsamkeit angeordnet und auch in allen Zweigen der Staatsadmini-

stration solche Vorkehrungen getroffen, wodurch die Ausgaben nur auf das Notwendigste beschränkt werden."

Der Wortlaut dieses Erlasses wurde Napoleon hinterbracht; er zeigte sich empfindlich darüber, als könnte man aus den Worten einen Vorwurf gegen Frankreich herauslesen. Es gab das Veranlassung zu einem äußerst interessanten Briefwechsel[1]).

Napoleon sagt zunächst in einem Schreiben an den König vom 18. Januar 1813, daß er an dem Gebrauche festhalte, bei wichtigen Veranlassungen ihm die ganze Lage der Dinge darzustellen. Napoleon geht sodann ausführlich ein auf seine Handlungsweise im Feldzuge gegen Rußland, auf die Lage nach demselben und was zunächst zu thun sei. Alles das aber habe ein anderes Gesicht bekommen durch den Verrat des Generals York. Es gelte jetzt nicht nur, den gemeinschaftlichen Bund zu verteidigen gegen die von außen eindringenden Feinde; man müsse auch im Innern auf der Hut sein vor dem Geist der Anarchie und Revolte. Derartige Agitationen gehen von dem Kaiser von Rußland aus durch den eben von ihm zum Staatsminister ernannten Herrn v. Stein. Die Souveräne müssen ihre Völker bewachen. Dabei, das sage er aber nur im höchsten Vertrauen, fährt Napoleon fort, sei ihm aufgefallen, daß der König in seinem Manifest, mit dem er die Vermögenssteuer begründe, einen Vorwurf auf Frankreich zu werfen scheine, indem er auf die mißlichen Umstände hinweise, welche eine neue Last notwendig machen. Er fordere den König auf, keine Verbindung seiner Unterthanen mit Rußland zu dulden, die Gesellschaften zu unterdrücken, welche auf Umsturz umgehen und seinen Unterthanen Gefühle der Freundschaft gegen Frankreich einzuflößen.

Napoleon hatte eben die ungeheure Zeit nicht begriffen; er mag wohl gerade jetzt von seinen Berichterstattern im Stiche gelassen worden sein. Für vereinzelte Agitationen, für anarchische Anwandlungen, von Rußland aus genährt, hielt er immer noch den Aufschwung der Geister in Norddeutschland, den Umschwung aller Anschauungen.

König Friedrich hatte in dem Manifest vom 30. Dezember 1812 wie ein Vater zu seinem Volk gesprochen, der ungern, aber der Not weichend, harte Forderungen stellt; wie ein Fürst, der in dieser Zeit der Leiden sich eins fühlt mit den Seinigen, der gemeinschaftlich mit ihnen das Unabwendbare tragen will. Allen Prunk der Worte, alle Erhebungen Frankreichs und Napoleons hatte er freilich vermieden. Er wollte offen-

[1]) v. Schloßberger a. a. O. II, 47 ff.

bar sein Volk, das so viel getragen, damit nicht verletzen; er wollte nicht reden, was seinem Gefühle nicht entsprach.

Nun galt es, dem fremden Kaiser zu erwidern, als ein König, dessen Haus mit Jahrhunderte alten Wurzeln eben diesem Volk angehört, mit dem er sich eins fühlt. Mit dem Freimut des geistreichen Fürsten, der von dem lebhaften Gefühl der Pflichten gegen sein Volk geleitet wird, schreibt Friedrich unter dem 26. Januar 1813 an Napoleon:

Der französische Kaiser sei von denen, welche ihm über die Regierungen und die Völker Deutschlands Bericht zu erstatten haben, nicht wohl bedient. Der Deutsche habe ein ganz anderes Temperament als der Franzose. Er verlange von seinen Fürsten Aufrichtigkeit und Überlegung. Dann aber schenke er auch unbedingtes Vertrauen und sei bereit, alles zu tragen. „Ich will hier nur von der Treue meines Volkes und der benachbarten Völker sprechen. Seit 800 Jahren an die Familie ihrer Fürsten gewöhnt, ist ihre Treue über jeden Zweifel erhaben; davon konnte ich mich überzeugen, als in den letzten Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts die revolutionäre Regierung in Frankreich die Völker gegen ihre Fürsten aufzuwiegeln suchte; in Württemberg hat sich nicht ein einziges Dorf, nicht ein einziger Weiler dazu hergegeben, den Wünschen der Aufwiegler zu willfahren. Ich regiere jetzt vierzehn Jahre, während welcher sechs auf einander folgende Kriege mich genötigt haben, außerordentliche Auflagen vorwegzunehmen, bedeutende Rekrutierungen anzustellen, — ich habe keinerlei Widerrede, keinerlei Widerstand gefunden, wohl aber die vollständigste Hingabe und unbedingten Gehorsam. Das sind Thatsachen, welche Ew. Kais. Majestät kennen lernen und auf ihre Wahrheit untersuchen kann. Nach ihnen ist mein Volk zu beurteilen, welches, so wenig zahlreich es auch ist, mir doch Proben von Energie und Anhänglichkeit gegeben hat, die es meinem Herzen so sehr teuer machen."

Trotzdem, fährt Friedrich fort, das Vertrauen auf sein Volk durch die Erfahrung gerechtfertigt sei, habe er niemals diejenigen Vorsichtsmaßregeln versäumt, welche die Klugheit in allen Staaten gebiete.

Was endlich die Verluste betreffe, auf welche er in seinem Manifest hindeute, so seien diese für sein Land sehr bedeutend. Frankreich habe gewiß auch ungemein gelitten, große Zahlen sprechen ja dafür. Aber wenn überhaupt eine Vergleichung zwischen diesen beiden Staaten vorgenommen werden solle, so müsse man doch die beiderseitige Bevölkerungsziffer und die beiderseitigen Mittel in die Wagschale werfen. Bei 1 400 000 Einwohnern, bei weniger als 20 Mill. Einkünfte, habe er 14 000 Mann

verloren im Feldzug gegen Rußland, die ganze Artillerie mit 32 Stücken, 4000 Pferde, alle Waffenvorräte, 378 Offiziere. Dafür nur einigermaßen Ersatz zu schaffen, falle ihm und allen Württembergern schwer.

Das war die stolze Sprache eines Fürsten, der mit altem Stamme fest im Volke wurzelt gegenüber dem Gewalthaber, der aus der Revolution hervorgegangen. —

Um dieselbe Zeit erhielt der König eine Menge Zuschriften von nah und fern, welche ihn dazu beglückwünschten, daß er der Gefahr eines Attentats entgangen. — In Wirklichkeit handelte es sich um eine ganz ungefährliche, aber zunächst doch sehr auffällige Sache.

In dem Jagdstand zwischen Murr und Pleidelsheim wurde in der Nacht vom 7. auf den 8. Januar 1813 ein Brett losgerissen und unter dasselbe ein kleiner Sack voll Pulver mit Stahl, Stein und Zunder gelegt. Der König hätte eben auf diesem Brett seinen Stand genommen, wenn die Sache nicht entdeckt worden wäre. Für Namhaftmachung des Thäters setzte das Gericht sofort einen Preis von 1000 Dukaten aus.

Dem Schultheißenamt in Murr hatte ein dortiger Bürger die ganze Sache mit dem Brett angezeigt; er geberdete sich als den verdienstvollen Entdecker des Attentats. Die Untersuchung ergab nun, daß derselbe Mann mit einem jungen Gehilfen die betreffenden Vorrichtungen am Jagdstand selber auch angebracht hatte, um sich als Entdecker einer so bedeutungsvollen Angelegenheit wichtig zu machen und entsprechende Belohnung zu erhalten. Die Leute wurden zu 8 und 4 Jahren Zuchthaus verurteilt; der König aber, von aller weiteren Strafe absehend, verfügte, daß sie auf ewig aus dem Königreiche zu verbannen seien. —

In Paris übte die überraschend schnelle Ankunft Napoleons auf die durch die jüngsten Nachrichten gedrückten Gemüter in hohem Maße aufrichtend. Für den Augenblick war man beruhigter vielleicht auch deshalb, weil man mit dem Gedanken an die nächste Zukunft zu sehr beschäftigt war, um der Vergangenheit nachzuhängen. Sobald aber neue Anforderungen an das erschöpfte Volk herantraten, scheint auch die Stimmung wieder umgeschlagen zu haben.

Der preußische Gesandte v. Krusemark berichtet vom 18. Januar 1813 darüber [1]): „Das neue Aufgebot hat allgemeine Bestürzung hervorgerufen; es herrscht eine Trauer und eine Unzufriedenheit, die dem gemachten Enthusiasmus der Adressen durchaus widerspricht. Man murrt überall und in allen Ständen, aber gleichwohl wird man marschieren und

[1]) Oncken, a. a. O. I, 91 ff.

den Anordnungen des Kaisers gehorchen. Durch das Gerede, daß die That Yorks das alles nötig gemacht, hat sich niemand täuschen lassen. Man wußte, daß die Vorlage über das Aufgebot fertig war, ehe die Nachricht der That Yorks eintraf; wenige Tage später wäre sie nicht mehr rechtzeitig gewesen. — Man beklagt sich bitter über die großen und zahlreichen Opfer, die von neuem gefordert werden; aber während man lauter als je vorher redet und schreibt, verfehlt man nicht den Befehlen der Regierung pünktlich zu gehorchen; man marschiert und zahlt gezwungen, als ob man es freiwillig thäte.

„Anfangs April sollen 80 000 Mann an der Elbe stehen. Die Mannschaften kommen der Reihe nach an und ihr Marsch ist höchst eilig. Der Geist aber, der sie beseelt, ist sicherlich nicht gleichmäßig gut. Die alte Bretagne und namentlich die Vendee haben ihre Leute anfangs gar nicht fortlassen wollen, es hat Mühe gekostet, sie teils mit gütlichen Mitteln, teils mit Strenge in Bewegung zu bringen. Man kann nicht leugnen, daß der öffentliche Geist sich gegen die Fortsetzung eines Krieges ohne Ende und selbst gegen die Person des Kaisers laut genug ausspricht. Der Zauber, der ihn umgab, ist gebrochen. Niemals hat man Reden gehört, wie sie heute geführt werden, und was mir am meisten auffällt, es ist ein Erschlaffen in allen Dingen und ein dumpfes Grollen der Geister, das mir sehr gefährlich erscheint."

Die Konskriptionsordnung vom Jahr 1809 stellte in Württemberg für den Kriegsdienst durch die vollständige Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht ein fast unbegrenztes Material zur Verfügung. Aber jetzt eben handelte es sich nicht um Ergänzung von noch vorhandenen Truppenteilen, sondern um Neuformierung aller Feldtruppen. In dem denkwürdigen Schreiben des Königs an Napoleon vom 26. Januar 1813 war noch näher darauf eingegangen, wie zwar die Aushebung der Mannschaften keinen Schwierigkeiten begegne, wie aber noch nicht abzusehen sei, auf welche Art dem Mangel an Offizieren abzuhelfen. Auch der Ankauf von Pferden sei sehr schwierig; Sattel, Zaum und Zeug müssen ganz neu fabriziert werden; vor Mitte März könne man die Rekruten der Reiterei und Artillerie gar nicht auf die Pferde setzen; vor Mitte April könne an keinerlei Truppenbewegung gedacht werden.

Ungern war der König daran gegangen, wie er am 30. Dezember 1812 gethan, dem Volke neue Lasten aufzulegen; aber es schien die Zeit wiederum gekommen wie im Jahre 1805, wo es galt, die Bundesgenossenschaft gesucht und wertvoll zu machen.

Die Diplomaten aller Länder waren eben jetzt in fieberhafter

Thätigkeit. Galt es doch, für den im Frühjahr bevorstehenden Kampf die Mächte groß und klein zu gruppieren. Rußland und Preußen suchten Österreich aus der Neutralität herauszureißen, die Rheinbundstaaten durch ihre Aufrufe zu gewinnen. Österreich hätte die Staaten, in Süddeutschland wenigstens, lieber neutral gesehen. In Paris suchte Österreich zu vermitteln; Preußens Streben ging dahin, seine eigene Thätigkeit zu verschleiern, bis zu dem Zeitpunkt, an dem es möglich sein würde, die Maske abzunehmen. In Süddeutschland war es ihm vor allem um den Beitritt Bayerns zu thun.

An den Höfen von Stuttgart und München entfalteten die Diplomaten Österreichs und Preußens eine ungemeine Thätigkeit. Der allgemeine Schmerz über die fürchterlichen Verluste im russischen Kriege kam ihnen zu Hilfe[1]). Baron Binder, der österreichische Geschäftsträger in Stuttgart, erhielt am 18. Februar eine Depesche Metternichs mit Verhaltungsmaßregeln: „Was Sie uns über den Anschein eines Wechsels in den Gesinnungen des Königs melden, der in seinem Eifer für die Kriege Frankreichs zu erkalten scheint, verdient weiter verfolgt und näher beobachtet zu werden. Ohne seinen Verpflichtungen gegen Frankreich untreu zu werden, könnte er der Wiederherstellung des Friedens viel nützen, wenn er die Ausrüstung seines Kontingents nur langsam betriebe. Der König kann nur gewinnen, wenn er in seinen Rüstungen ein weises Temporisieren beobachtet.“ Wenn König Friedrich es ermöglichte, Zeit zu gewinnen, so werden auch die Unterhandlungen freieres Spiel erhalten. Die Absichten Österreichs in der gegenwärtigen Krisis seien vollständig rein; man habe keinerlei Vergrößerung auf Kosten des Rheinbundes im Auge. Kaiser Franz sei weit entfernt, an Wiederherstellung der alten Ordnung in Deutschland zu denken. Im Gegenteil erblicke er einen großen Vorteil in der Unabhängigkeit der Mächte, welche durch ihre Lage geeignet sind, zwischen Österreich und Frankreich als Mittelglieder zu dienen.

Vom 9. März berichtet der preußische Geschäftsträger in Stuttgart, Scholz, über die Stimmung des württembergischen Hofs: „Niemand zweifelt hier, daß, wenn Österreich sich gegen Frankreich erklärte und ein Heer in Bayern einrücken ließe, der König von Württemberg sich ihm anschließen würde; bis dahin aber muß er temporisieren und das thut er, glaube ich, so sehr er kann.“

Es scheint kein Zweifel zu sein, daß König Friedrich, wenn Österreich und Bayern entschiedener sich ausgesprochen, entschiedener gehandelt hätten,

---

[1]) Oncken, a. a. O. 320 ff.

jetzt schon den Schritt gethan haben würde, den ihm in seinem Schreiben vom 14. Oktober die Pflichten gegen seine Unterthanen und sein Königreich gebieterisch vorschrieben.

In München war man in jenen Märztagen auf dem Punkte, eine große Entscheidung zu fassen, als dort Fürst Schwarzenberg eintraf und allem nach mit großer Offenheit auf den nahenden Umschwung vorbereitete.

Auf seiner Rückreise von Paris kam der preußische Geschäftsträger, Fürst Hatzfeld, über Stuttgart. Was er hier gehört und erlebt hat, erzählt sein, Berlin den 13. April datierter, an Friedrich Wilhelm gerichteter Reisebericht. „In Stuttgart hat mir der König durch den Minister des Auswärtigen, Grafen Zeppelin, sagen lassen, er sei in Verzweiflung darüber, daß er mich nicht empfangen könne, aber ich würde selbst fühlen, daß, da er den Grafen du Moustier als französischen Minister am Hofe habe, den ärgsten Quäler und Wühler von ganz Frankreich, er nicht unzeitig Verdacht erregen dürfe, und daß er überzeugt sei, ich würde diese Rücksichtnahme selber billigen.

„Ich habe mit dem Baron Binder und dem Grafen Zeppelin selbdritt diniert und beide haben mich von den höchst wichtigen Mitteilungen unterrichtet, welche der Fürst Schwarzenberg dort auf der Durchreise gemacht hat und die Ew. Majestät ohne Zweifel schon bekannt sind, nicht minder von der Erklärung, welche der König infolge davon dem Grafen du Moustier abgegeben hat, nämlich, daß er in keinem Fall seine Truppen außerhalb seines Königreichs werde marschieren lassen und bei dem Geist, den er hat, bei seiner Entschlossenheit, und namentlich nach den Eröffnungen des Fürsten Schwarzenberg, zweifle ich nicht, daß er den ersten günstigen Augenblick ergreifen wird, um sich gleichfalls von dem Joche zu befreien, welches schon so lange auf ihm und seinen Staaten lastet.

„Im übrigen kann ich Ew. Majestät nicht mit zu starken Farben die Begeisterung schildern, die ich überall für die Sache Ew. Majestät sowohl in Baden als in Württemberg gefunden habe, ganz besonders aber in Ansbach und Baireuth, wo die Bewohner von Herz und Seele Preußen geblieben sind und die Ankunft preußischer Truppen herbeisehnen, wie das Erscheinen des Messias."

Ende März und Anfang April 1813 haben insbesondere zwischen Preußen und Bayern Verhandlungen stattgefunden, welche davon ausgingen, daß Preußen wohl in Norddeutschland eine hegemone Stellung anstrebe, daß ihm aber alle Eroberungsgelüste auf Süddeutschland ferne

liegen [1]). Der preußische Geschäftsträger am Hof zu München hatte schon zu Anfang des Jahres allerlei Anzeichen eines beginnenden Gesinnungswechsels wahrgenommen. In den entscheidenden Kreisen aber war es der Minister Montgelas, der den Ton angab. Seine Furcht, Franken wiederum an Preußen zu verlieren, war außerordentlich. Die eigenen Streitkräfte Bayerns waren noch nicht wieder reorganisiert; man sah sich von der italienischen Grenze aus bedroht.

In den ersten Tagen des April war der preußische Geschäftsträger auf dem Punkte, eine Neutralitätskonvention mit Bayern abzuschließen, als plötzlich die Stimmung am Münchener Hofe umschlug. Östreich zeigte sich sehr unentschieden; seine Gesinnungen wurden so dargestellt, als wären sie unzertrennlich mit den Interessen Frankreichs verbunden; aus Paris gingen Nachrichten ein von den überaus großen Rüstungen, von den Erfolgen, welche Napoleon, der zur Armee abgegangen sei, mit Sicherheit vor sich habe. — So hat am 11. April die geheime Unterhandlung Preußens über Bayerns einstweilige Neutralität und späteren Übertritt mit einem schroffen Bruche geendigt. Bayern verblieb im Bunde mit Frankreich.

Es leuchtet ein, daß die Unentschiedenheit Östreichs und das Verhalten Bayerns nicht ohne bestimmenden Einfluß auf die Haltung Württembergs bleiben konnten. Zu leugnen ist aber nicht, daß die Vorgeschichte des Krieges 1813 schon die Anfänge der Auflösung des Rheinischen Bundes und die Lossagung von Napoleon in sich trug, zu welchem Schritte sich im Herbste desselben Jahrs die Krone Bayern und am 14. Oktober König Friedrich entschloß.

Wohl hatte man in Süddeutschland in allen Kreisen hingelauscht nach den Klängen, welche in immer helleren und lauteren Weisen aus Preußen und dem ganzen Norddeutschland herübertönten und dem Gedanken Bahn brachen von des deutschen Volkes und des deutschen Bodens Befreiung, von der Vertreibung der Fremden. Wohl wußte man, daß dort die That vorbereitet werde, daß zum Handeln geschritten worden sei. Hier in Süddeutschland erheischten die Unentschiedenheit und der Zwang der Lage noch die äußerste Zurückhaltung und vertragsmäßige Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten.

So zogen denn auch diesmal die württembergischen Regimenter aus, dem Rufe des Kriegsherrn gehorchend als disziplinierte Soldaten, und schlugen sich um des württembergischen Namens willen, den Waffenruhm zu wahren, den sie auf so vielen Schlachtfeldern sich erworben.

---

[1]) Oncken, a. a. O. 335 ff.

Der neue Kriegslärm nahm alle Gemüter in Anspruch. Die Vielseitigkeit und Raschheit seines Handelns zeigte Napoleon niemals in glänzenderem Lichte als in bedrängten Lagen. Neue Kadres wurden aufgestellt zu einer gewaltigen Armee; die Kriegserklärung Preußens beantwortete er mit einer neuen Aushebung von 180000 Mann. Dabei war er freilich gezwungen, zu sehr unvollkommenen und ungereiften Kräften zu greifen. Was aber mit solchem unzureichenden Material möglich war, das leistete Napoleon durch sein Genie, sein Organisationstalent, seinen raschen Entschluß und den Glanz seines Namens. Die Spitzen aller seiner Marschkolonnen gingen der Elbe zu; die Festungen an der Weichsel und Oder blieben besetzt; an der Elbe aber gedachte er sich zu schlagen. Den jungen Rekruten wurden unterwegs die Waffen ausgeteilt, in den Marschpausen Waffenübungen angestellt und die Knaben schlugen sich mit heroischem Mut.

Die Streitkräfte der beiden Verbündeten, Rußland und Preußen — Östreich stand neutral zur Seite — waren noch recht bescheidene. Rußland sah sich nach der winterlichen Verfolgung vollkommen erschöpft; Preußens Kräfte standen noch in der Formierung begriffen; die Festungen im Osten der Elbe mußten alle umschlossen oder doch beobachtet werden. So stellte Rußland zu der verfügbaren Feldarmee 48000 Mann, Preußen 52000 Mann. — Ende März 1813 begannen die Bewegungen der Verbündeten nach der Elbe, wo Napoleon mit zunächst überlegenen Kräften stand. Im April die ersten Zusammenstöße; zugleich fielen Thorn und Spandau; durch die freiwerdenden Truppen wurde die verbündete Feldarmee wesentlich verstärkt.

In den letzten Tagen des April erschien Napoleon in der Mitte seiner Armee. Er zählte hier die alte und die junge Garde, das dritte Korps unter Ney, viertes Korps unter Bertrand, sechstes unter Marmont, zwölftes unter Oudinot; an der Elbe selbst stand der Vizekönig von Italien mit dem fünften und elften Korps, Lauriston und Macdonald. Die Kavalleriereserve war noch in der Bildung begriffen. Wie denn die Verbündeten weit überlegen waren an Reiterei und Artillerie, an Kriegsgeübtheit und körperlicher Kraft der einzelnen Soldaten. Nach Kutusows Tode war das Oberkommando an Wittgenstein übergegangen.

Mit Aufbietung aller Kräfte, mit den größten Opfern gelang es dem schlachtenkundigen Kaiser bei dem ersten namhaften Zusammenstoß, in der Schlacht bei Großgörschen, am 2. Mai 1813, den Sieg zu erringen. An einem ersten Erfolg mußte ihm ja alles gelegen sein. Die Verbündeten sahen sich Schritt für Schritt nach Osten gedrängt, der

Oder zu. Trotz der Verluste in der Schlacht wuchsen doch stets durch Nachschub die Streitkräfte auf beiden Seiten.

Kurz nach der Schlacht verband sich mit dem Heere Napoleons die württembergische Division, welche dem vierten Korps Bertrand (es zählte außer den Württembergern noch die italienische Division Fontanelli und die französische Morand) zugewiesen wurde.

Zur Neuaufstellung der Truppen hatte König Friedrich die Depots, das Garnisonregiment herbeigezogen, wiederholte Aushebungen angeordnet. Am 19. April konnte ein Teil des Kontingents, die Infanteriebrigaden Stockmayer und Neuffer, die Kavalleriebrigade Jett und zwei Batterien, unter Führung des Generallieutenants Grafen Franquemont ausmarschieren; der zweite Teil des Kontingents folgte am 26. Mai nach (Infanteriebrigade Koch, später Döring, Kavalleriebrigade Graf Normann, zwei Batterien); in allem 11617 Mann 2724 Pferde. — Militärbevollmächtigter im Hauptquartier Napoleons war wiederum Generalmajor Graf von Beroldingen.

Nicht ohne Besorgnis mochte der König den Ausziehenden nachblicken in Rücksicht auf die eigentümlichen politischen Verhältnisse, auf die Unsicherheit kriegerischer Erfolge. Beweis dafür ist die geheime Instruktion, welche General Graf Franquemont von ihm erhielt. Bei besonderen Kriegsereignissen, ist darin gesagt, seien auch besondere Maßregeln zu ergreifen. Wäre das französische Korps, dem die Württemberger zugeteilt werden, besonders unglücklich, muß es sich weit zurückziehen, so soll Franquemont sich gegen die württembergische Grenze dirigieren, in keinem Fall aber soll er den Rhein überschreiten. Den Fall angenommen, daß die Württemberger gezwungen würden, es zu thun, so sollten sich von dem Augenblicke an alle Offiziere als kriegsgefangen erklären, die Mannschaft aber sei ihrer Pflichten los und ledig. Selbstständig aber in Unterhandlungen mit russischen oder preußischen Heerführern zu treten, bleibe unter allen Umständen verboten[1]).

Die klug berechnende Vorsicht des Königs sah sich durch die Ereignisse gerechtfertigt.

Im Verbande des vierten Armeekorps nahm die württembergische Division rühmlichen Anteil an der Schlacht bei Bautzen, 20. und 21. Mai, wobei sie über 1200 Mann verlor, beteiligte sich an den Verfolgungsgefechten in der Lausitz und in Schlesien, focht Ende Mai bei Großrosen und Jauer und blieb bis zum 6. Juni in dieser Gegend stehen.

[1]) Feldzugsakten.

Demnächst bezieht die Division Kantonierungen zunächst bei Primkenau, später im Monat August bei Baruth in Brandenburg.

In den ersten Tagen des Juni waren unter der Vermittlung Östreichs verschiedene Konferenzen gehalten worden, um eine Waffenruhe herbeizuführen, welche es erlaubte, die Unterhandlungen wieder aufzunehmen; am 4. Juni kam zu Poischwiz bei Jauer der Waffenstillstandsvertrag zu stande, der damit endigte, alle Großmächte gegen Napoleon zu vereinigen. Demarkationslinien wurden festgestellt mit der Anordnung, daß jede Armee am 12. Juni ihre neue Linie einnahm; alle Korps und Parteien der verbündeten Armee, welche sich auf dem linken Ufer der Elbe oder in Sachsen befanden, sollten nach Preußen zurückkehren. — Die Waffenruhe war ursprünglich bis zum 20. Juli anberaumt, später behufs Sicherstellung der Thätigkeit des Friedenskongresses zu Prag verlängert bis zum 10. August. Nach fruchtlosem Hin- und Hermarkten war auch Östreichs Vermittlerrolle zu Ende. Genau um Mitternacht zwischen dem 10. und 11. August fiel die Entscheidung; am 12. August hatte der Abgesandte Napoleons die Kriegserklärung Östreichs in Händen.

Auch der Waffenstillstand war, in den ersten Tagen wenigstens, nicht ohne kriegerische Thätigkeit. Die preußischen und russischen Streifkorps gaben Veranlassung dazu. Sie hatten sich kühn in Flanke und Rücken vorgewagt, Transporte aufgehoben, Couriere abgefaßt und Gefangene gemacht. Der Herzog von Padua, der in Leipzig kommandierte, erhielt den Auftrag, die Streifkorps unschädlich zu machen. — Vor kurzem war zu der Besatzung Leipzigs die zweite württembergische Kolonne des zu stellenden Kontingents gestoßen, die am 26. Mai das Königreich verlassen; sie bestand aus der Kavalleriebrigade Normann und der Infanteriebrigade Döring.

Nach Leipzig kam die Kunde von mancherlei Streifereien; man war auf die Freikorps nicht wenig erbittert, weil sie die Verbindung mit Mainz und dem Innern Frankreichs aufs äußerste gefährdeten. Als der Waffenstillstand schon geschlossen, aber noch nicht bekannt war, unternahmen Woronzoff und Tschernitscheff mit einer größeren Anzahl Russen und Lützower einen Streifzug auf Leipzig am 7. Juni. Bei Taucha gelang es ihnen, eine französische Reiterschar zu überfallen und 5—600 Gefangene zu machen. Zu gleicher Zeit erhielten sie auch Nachricht vom geschlossenen Waffenstillstand und scheinen rechtzeitig das rechte Elbufer erreicht zu haben.

Viel weiter im Rücken der französischen Armee aber befand sich der Major v. Lützow mit etwa 400 Reitern seines Freikorps. Ein

Teil seiner Truppe war auf ihren kühnen Ritten bis nach Hof gekommen und hatte hier am 9. Juni die unerwünschte Neuigkeit vom Abschluß des Waffenstillstandes erfahren.

Die 4 Bataillone und 8 Schwadronen Württemberger, welche in Leipzig lagen, sahen sich in eine ganze Reihe von Streifkommandos zerlegt, um teils mit französischen Truppen vermengt, teils selbständig den preußischen Freikorps aufzulauern. So ging ein Bataillon am 14. Juni ab, um Roslau zu besetzen; am folgenden Tag brach ein anderes Streifkommando auf, um feindliche Parteigänger am Harz aufzusuchen; ein weiteres Bataillon und zwei Schwadronen marschierten nach Dessau. Vor allem hatte es der Herzog von Padua auf den Major v. Lützow abgesehen. Von diesem verlautete am 17. Juni, daß er sich in der Nähe von Lützen befinde, südwestlich von Leipzig. Die französischen Befehlshaber beobachteten ihn ununterbrochen, lauerten ihm auf und suchten auf ihn die Anklage des Waffenstillstandsbruches zu wälzen, um ihn unter diesem Vorwand vernichten zu können.

Durch sein die gebotene Vorsicht hintansetzendes Verhalten hat Lützow den auflauernden Franzosen die beste Handhabe geboten. Sie schoben ihm den Bruch des Waffenstillstands zu und gebrauchten gegen ihn unter diesem Vorwand die Truppen des Generals Graf Normann.

Der Brigadekommandeur General Graf Normann berichtet:

Leipzig, den 23. Juni 1813.

An den König.

Ew. Königlichen Majestät wird der General v. Döring allerunterthänigst gemeldet haben, daß den 15. dieß vier mobile Kolonnen abgegangen sind, um die russisch-preußischen Parteigänger, die sich diesseits der Elbe befinden, zu fangen oder zu vernichten.

Den 17. Juni früh ließ mich der Herzog von Padua holen und gab mir den Befehl, mit zwei Eskadrons, drei Kompagnien und drei Piecen sogleich aufzubrechen, um unter dem Kommando des Divisionsgenerals Fournier, der ein französisches Bataillon und 200 Dragoner bei sich hatte, einem preußischen Korps, das von Gera gegen Zeitz und Pegau marschiere, entgegenzugehen. Abends erfuhren wir, daß dasselbe in Kitzen, unweit Lützen, stehe. Ich bekam den Befehl, mit den zwei württembergischen Eskadrons und zwei Kompagnien das Dorf, ohne den ersten Schuß zu thun, zu besetzen, die Parlamentärs aber an den Divisionsgeneral zu schicken.

Vierhundert Schritt von Kitzen sah ich, daß die Preußen links vom Dorf auf dem Weg nach Leipzig in Schlachtordnung standen; die Bagage dieses Korps aber schon den Weg nach Leipzig einschlug. Die Abenddämmerung war schon eingetreten; ich sah jedoch noch, daß mir fünf Eskadrons entgegenstanden und daß bei der Bagage noch starke Eskorte war. Ich formierte meine Kavallerie und Infanterie in zwei Kolonnen und rückte so weiter vor.

Nun kam mir der preußische Major v. Lützow, der dieses Korps kommandierte, mit einem Trompeter entgegen und fragte: „Was dieses bedeute und ob ich ihn angreifen würde?“ — Ich antwortete: „Ich habe den Befehl, bis in das Dorf, wo Sie stehen, zu marschieren; da ich Sie nun hier finde, werde ich bis vor Ihre Linie rücken und die weiteren Befehle abwarten. Sie selbst können zum Divisionsgeneral gehen und ich werde, da ich dazu keinen Befehl habe, Ihre Truppen in dieser Zeit nicht angreifen.“ Major v. Lützow ritt nun zu dem Divisionsgeneral zurück.

Auf zwanzig Schritt von der feindlichen Front hielt ich an, ließ die Infanterie rechts der Straße deployieren und stellte die drei Piecen, die indessen angekommen waren, links auf eine kleine Anhöhe unter den Schutz derselben. Die Kavallerie stellte ich links der Straße in Linie und der Divisionsgeneral stellte die Dragoner und französische Infanterie als zweites Treffen auf. So lange ich mit dieser Aufstellung beschäftigt war, sah ich die in Reserve stehenden feindlichen Eskadrons abbrechen und ihrer Bagage folgen. Nun ritt auch der Major v. Lützow, vom Divisionsgeneral kommend, im Galopp an mir vorbei und sogleich brachen die in erster Linie stehenden feindlichen Eskadrons auch ab, um die Straße von Leipzig einzuschlagen. Kurz darauf befahl mir der Divisionsgeneral, mit den zwei Eskadrons längs dem Feinde vorzutraben und ihm zu erklären, daß er sich ergeben müsse, im Weigerungsfalle aber ihn dazu zu zwingen.

Es wurde schon sehr finster und ich mußte, um sie nicht aus dem Gesicht zu verlieren, sehr nahe an ihnen vorreiten. Die Preußen ritten hierauf immer schneller und ich war gezwungen, Galopp zu kommandieren. Nun fiel ein Schuß auf uns und sie fingen an Karriere zu reiten. Ich würde sie nun in einem Augenblick gar nicht mehr gesehen haben, wenn ich nicht Marsch! Marsch! kommandiert hätte. Ohne Säbelhieb konnte es bei der eingetretenen Finsternis nicht abgehen, auch konnte Reih und Glied wegen der tiefen Gräben an der Straße nicht gehalten werden.

Die Preußen stellten sich bei einem Dorfe und drohten in die linke Flanke zu fallen. Dieses zwang mich, die französischen Dragoner zur

Deckung derselben vorzurufen. Was nicht auf der Straße selbst war, konnte der tiefen Gräben wegen nicht an das Dorf kommen. Es gab einen kleinen Halt, während dessen die Preußen nicht aufhörten, zu schießen, die Unserigen ihnen aber zuriefen: sie sollten absitzen und sich ergeben, so würde man ihnen nichts thun. Sobald unsere linke Flanke hinlänglich gedeckt war, befahl ich dem Oberst Prinz von Wallerstein (er kommandierte die zwei württembergischen Escadrons), nun, da sie sich nicht ergeben wollten, förmlich einzuhauen. Der Oberst sprengte mit der möglichst gesammelten Mannschaft über den Graben und das ganze feindliche Korps zerstreute sich. Es war zu finster, um die Verfolgung fortzusetzen und der Divisionsgeneral befahl, in Knautnauendorf unweit von dem Dorfe zu biwakieren.

Den 18. Juni früh erhielten wir die Nachricht ꝛc. ꝛc.

Graf v. Normann, Generalmajor.

Die Württemberger hatten einen Mann tot, einen Offizier und einige Leute verwundet. Von Lützows Freikorps waren 10 Offiziere und 100 Mann gefangen.

Über seine Unterredung mit Lützow berichtet General Fournier: Als Lützow bei ihm, Fournier, erschienen, habe er ihm erklärt, daß er den Auftrag habe, den Waffenstillstand aufrecht zu erhalten, der zwischen Frankreich und Preußen und Rußland geschlossen sei. Was ihn, Lützow, betreffe, so solle er seinen Marsch beobachten und ihm vorschlagen, ihm nach Leipzig zu folgen, wo mit dem Herzog von Padua alles Zweifelhafte aufgeklärt werden könne. — Lützow antwortete: es stehe ihm nach den Waffenstillstandsbedingungen frei, hinzuziehen, wohin er wolle, und wenn man ihm Hindernisse bereite, werde er sie zu bekämpfen wissen.

Fournier entgegnete ihm, er werde keine Feindseligkeiten gegen ihn ausüben, aber sich nicht scheuen, zu kämpfen. Darauf wendete Lützow sein Pferd und ritt zurück hinter Kitzen.

Zu verschiedenen Zeiten haben Besprechungen und Beurteilungen[1]) des beklagenswerten Vorfalls bei Kitzen stattgefunden. Es ist nie gelungen, das Verhalten des Majors v. Lützow vollständig zu er-

[1]) Geschichte des Lützowschen Freikorps von Ad. S. Berlin 1826. — Ein Streifzug der Lützowschen Reiterschaar und der Überfall bei Kitzen. Berlin 1863. — Koberstein, Lützows wilde verwegene Jagd. Preuß. Jahrb. 1883. Und die Entgegnung: Adolph Lützows Freikorps in den Jahren 1813 und 1814 von K. v. L. Allgemeine Zeitung 1884. Beil. Nr. 99. — Eugen Schneider, General Normann und der Überfall bei Kitzen. Allg. Zeitung 1886. Beil. Nr. 87.

klären. — Der Umstand, daß am 23. Juni der Major-General Berthier schriftliche Erklärungen an den General Barklay abgab, worin gesagt ist, der Major v. Lützow sei am 7. Juni durch einen Offizier des Generalstabs von dem Waffenstillstand benachrichtigt worden; außerdem sei dieser auch überall — ins Deutsche übersetzt — angeschlagen gewesen; Major v. Lützow habe aber zurücksagen lassen, daß er den Waffenstillstand nicht anerkenne; — alles dies hebt das Rätselhafte des Verhaltens der Freischar keineswegs.

Der Umstand, daß die Lützower, die schwarze Schar, die Lieblinge der Nation waren, schärfte das Urteil; jedermann nahm für sie Partei; in ihnen erblickte man verkörpert den neuen, frei aufatmenden Geist der Nation. Und der besten Elemente, der vorzüglichsten Männer enthielt sie ja genug, um jeden Unfall, der sie traf, als ein nationales Unglück erscheinen zu lassen.

Gewiß ist, daß Lützow, sobald er die Thatsache des Waffenstillstands erfahren, und das geschah am 7. oder jedenfalls von Hof aus am 9. Juni, verpflichtet war, sich nach Bedingungen der Waffenruhe zu erkundigen; denn einen Waffenstillstand im allgemeinen ohne nähere Abgrenzungen, weitere Bestimmungen und Verabredungen gibt es nicht und eine Ausnahmestellung konnte Lützow doch auch nicht beanspruchen.

Ein so ungewöhnlich wertvolles Material mußte der Führer seinem König unter allen Umständen zu erhalten suchen. Bei der großen Beweglichkeit der Freischar war es ein Leichtes, bis zum 12. Juni, wie der 10. Artikel des Waffenstillstandsvertrages lautete, hinter die Elbe zu kommen. Die langsamen Märsche, die Vernachlässigung der Vorposten, die ganze Sorglosigkeit bleiben ein Rätsel. Lützow hatte sich sächsischen Marschkommissarien anvertraut, welche seine Mannschaft leiteten und wie in Friedenszeiten führten, was ihn wahrscheinlich in Sicherheit wiegte. Aber die Frage bleibt doch immer übrig: irgend jemand mußte es doch geben, der ihm vorhielt, daß er am 17. Juni nicht mehr im Rücken der französischen Armee geduldet werden dürfe, wenn er vertragsmäßig am 12. schon auf dem rechten Elbufer sein mußte. — Gerade das Rätselhafte in dem Verhalten der Freischar hat Veranlassung gegeben, daß der ganze Vorgang eine Zeit lang sich mit dem Zauber der Legende umwoben.

So sehr auch die Entrüstung wegen des sogenannten Überfalls gerechtfertigt ist, so wenig kann ein Verdammungsurteil die dabei verwendeten Truppen und deren Führer treffen, der durchaus korrekt handelte, während der Major v. Lützow, der formell den Waffenstillstand nicht ganz einhielt, seiner Säumigkeit halber von aller Schuld nicht freizu-

sprechen ist. Mit aller Ostentation suchte Normann, soweit er das eben durfte, auf die unheilbringenden Absichten hinzudeuten und zu warnen, was alles unbeachtet blieb [1]). —

König Friedrich war stets ungehalten darüber, wenn er aus den Berichten seiner Generale oder des Militärbevollmächtigten vernahm, daß seine Truppen in ihren Verbänden zerrissen und da und dort hinter der Front und nebenbei verwendet wurden. In sehr aufgebrachtem Tone tadelte er diesmal die Generale Graf Normann und Döring wegen ihrer Nachgiebigkeit gegenüber dem französischen Herzog; die ganze Reputation der königlichen Armee gehe verloren; es scheine, daß die Truppen zu dem erniedrigenden Dienst von Gensdarmen verwendet werden, zu Streifen und Haussuchungen. — Noch ganz besondere Aufforderung ergeht an den General Graf Normann, er solle unverzüglich der Verwilderung in seiner Brigade ein Ende machen, den unaufhörlichen Erpressungen und Plackereien der Einwohner.

Die vielfach behufs Ausführung von Streifereien aus einander gerissenen Schwadronen, die eben damit der Leitung und Aufsicht ihrer Vorgesetzten bis zu einem gewissen Grad entzogen blieben, wurden gegen das Ende des Waffenstillstands wieder vereinigt, die ganze Brigade dem sechsten Korps Marmont zugewiesen. Die Infanteriebrigade Döring vereinigte sich am 19. August mit der übrigen unter Graf Franquemont stehenden Division.

Durch die am 12. August erfolgte Kriegserklärung Östreichs war der Waffenstillstand zu Ende. Jeder von beiden Teilen überblickte seine Streitkräfte. Die der Verbündeten hatten mächtig zugenommen durch den Hinzutritt Östreichs. Aber nicht durch diesen allein. Die Russen sahen sich durch Nachschübe wesentlich verstärkt und in Preußen waren die Landwehrformationen zum Abschluß gekommen. — Alle verbündeten Truppen zusammen mögen 490 000 Mann betragen haben einschließlich der Truppen, welche die Festungen umschlossen hielten. Oberbefehlshaber Fürst Schwarzenberg; Einteilung der Feldtruppen in drei große Armeen: böhmische Armee, speziell unter Schwarzenberg, Östreicher, Russen, Preußen über 200 000 Mann; schlesische Armee unter Blücher, Preußen und Russen, gegen 100 000 Mann; die Nordarmee in Branden-

[1]) Bothe, Geschichte des Thüring. Ulanenregiments N. 6. Berlin 1865. S. 34 ff. — v. Starkloff, Geschichte des kgl. württ. 4. Reiterregiments Königin Olga. Stuttgart 1867. S. 98 ff.

burg, an der Niederelbe und Meeresküste, Preußen, Russen, zu denen noch 24000 Schweden kommen sollten; Oberbefehlshaber der Kronprinz von Schweden, früherer Marschall Bernadotte; unter ihm führten Bülow und Tauentzien die preußischen Truppen, Winzingerode die russischen; Gesamtstärke der Nordarmee 150000 Mann.

Es war eine Sache der Unmöglichkeit, daß Napoleon in gleichem Maße Verstärkungen an sich zog; doch zählte er immerhin gegen 350000 Mann im Felde. Die einzelnen Korps erscheinen sehr ungleich an Stärke; zum Teil nicht komplet. Das vierte Korps unter Bertrand zählte in seinen drei Divisionen 21000 Mann; die württembergische Division war bei weitem die schwächste.

Noch trug Napoleons Armee das Merkmal einer rasch zusammengerafften, unfertigen an sich in dem großen Mangel an Reiterei. Wenig über 40000 Reiter, zum großen Teil nicht auf der Höhe der Ausbildung stehend, hatte er zusammengebracht gegen fast 100000 der Verbündeten; überlegen waren diese auch, doch nicht in demselben Maße, an Artillerie.

In weitem Halbkreis standen so in der Mitte des August 1813 die alliierten Armeen um das sächsische Land herum; Napoleon befand sich auf dem inneren Bogen und war bemüht, da und dort verderbenbringende Schläge auf die einzelnen Armeen der Gegner zu führen. Jetzt schon ließ sich absehen, daß die verbündeten Heere, energisch geführt und konzentrisch vorgehend, irgendwo im sächsischen Lande sich vereinigen mußten, um alle Kräfte zusammenzudrängen und zur letzten Entscheidung zu zwingen.

Napoleon selbst hatte zunächst die Absicht, von Sachsen und der Lausitz aus seine Schläge auf Blücher und Schwarzenberg zu führen; eine zweite Armee sollte gegen Berlin vorrücken. Hier hoffte Napoleon am sichersten auf glücklichen Erfolg. Den Marschall Oudinot hatte er zum Führer des Heeres gegen Berlin ausersehen mit seinem eigenen Korps, dem Bertrands und Reyniers.

Seinem Auftrag gemäß überschritt Oudinot am 19. August die preußische Grenze, um die Linien der Nuthe zu durchbrechen und Berlin zu besetzen. — Die württembergische Division blieb vorerst auf den Höhen von Baruth; am 23. sollte sie sich dem vorgehenden rechten Flügel der Armee anschließen und Mittenwalde einnehmen. Schon aber war Oudinot bei Großbeeren zum Rückzug genötigt worden und die Württemberger gingen deshalb wieder auf Baruth zurück, vollständig getrennt vom Korps, das gegen Jüterbogk und später gegen Wittenberg zurückwich.

Erst am 27. August gelang eine Vereinigung mit Bertrand bei Jüterbogk auf dem Weg über Stülpe und Hollbeck.

General Graf Franquemont hatte jetzt in seiner Division die drei Infanteriebrigaden vereinigt; in allem 12 Bataillone, wenig über 5000 Mann. Oudinot war vollständig auf Wittenberg zurückgedrängt. Dabei war der württembergischen Division die Nachhut übertragen, ein Dienst, der unverhältnismäßige Verluste mit sich brachte.

So endete der erste Versuch gegen Berlin. Der zweite sollte mit mehr Kraft geführt werden. Der „Bravste der Braven", Marschall Ney, war von Napoleon zum Führer ausersehen. Alles sollte der Tapfere mit Einem Schlag wieder gut machen, — Großbeeren, Katzbach, Kulm.

Sofort ergriff Ney energisch die Offensive. Allem Anschein nach, ohne zu ahnen, wie nahe er der preußisch-russischen Nordarmee stehe, setzte Ney am Morgen des 6. September seinen Marsch fort. Bertrand war im Begriff, Jüterbogk rechts zu umgehen.

Um diese Zeit stand das Korps von Tauentzien, gegen 12 000 Mann, unmittelbar vor Jüterbogk der Front Bertrands gegenüber. Bülow bei Eckmannsdorff befand sich vollständig in der linken Flanke der französischen Armee.

Durch das innige Zusammenwirken der Generale, durch die Hingabe und bewundernswerte Tapferkeit der Preußen war am Abend des 6. September bei Dennewitz ein vollständiger Sieg erfochten. Für die Württemberger der unglücklichste Tag im ganzen Feldzug, gekennzeichnet durch heldenmütige Aufopferung und enorme Verluste. Der überlegenen feindlichen Kavallerie gegenüber waren Carrees formiert worden. Allein die Geschütze rissen Lücken in diese. So gingen tapfer kämpfend die Regimenter Nr. 2 und 7 verloren. An ihrer Spitze war Oberst v. Baur den Heldentod gestorben.

Von Wittenberg abgedrängt, wälzten sich die Reste der Armee Neys auf der Straße gegen Torgau über Dahme hin. Die ganze französische Armee (7., 12., 4. Korps) war auf allen Punkten geschlagen und mußte den Rückzug antreten. Der linke Flügel war umgangen; der Feind beschoß die zurückgehenden Korps mit einem heftigen Artilleriefeuer, machte von allen Seiten Angriffe mit seiner zahlreichen Artillerie. Ein panischer Schrecken ergriff die französischen Truppen, als sie aus dem brennenden Rohrbeck flüchteten. „Das grauenvolle Durcheinander wurde nach außen noch einigermaßen verdeckt durch die sächsische, bayrische und württembergische Infanterie, welche fast allein geschlossen und schlagfertig geblieben

war [1])." Die Infanterie lief im Trab; die Reiterei suchte bei ihr Schutz und drängte sich in ihre Haufen. Equipagen, Geschütze, Munitionswagen fuhren nach verschiedenen Richtungen im Galopp durch einander. Die Trainsoldaten schnitten die Stränge ab und ließen ihre Wagen, Caissons und Geschütze stehen. Erst die einbrechende Nacht nahm die Fliehenden in Schutz [2]).

Gerade die deutschen Truppen waren es, die noch am meisten Haltung bewahrten; beim vierten Korps formierten die Württemberger die Nachhut; schachbrettförmig in Carrees aufgestellt und abwechslungsweise marschierend schlossen die Regimenter oder vielmehr die Reste der Regimenter Nr. 4, 9 und 10. Franquemont schreibt: „Bei der Flucht am 6. September sah ich bloß die Königlichen Truppen und ein polnisches Bataillon sich in Ordnung zurückziehen. Der Generalstab des Generals Bertrand mit alleiniger Ausnahme dieses Generals befand sich bei mir, um sich nötigenfalls in eines dieser Carrees zu werfen. Der Marschall Ney ritt auch lange, ohne ein Wort zu reden, wahrscheinlich aber in gleicher Absicht, nebenher." Nur dem sehr lauen und zweideutigen Verhalten des Kronprinzen von Schweden hatte es Ney zu verdanken, daß er in wirksamer Verfolgung nicht vollständig vernichtet wurde. Wenig über 50 000 Preußen — russische und schwedische Streitkräfte waren nur in geringer Anzahl vertreten gewesen — hatten gegen 70 000 Franzosen und deren Bundesgenossen, Württemberger, Bayern, Sachsen, Italiener, gefochten. Beiderseits mögen 9—10 000 Mann gefallen sein; Ney ließ 15 000 Gefangene in den Händen der Sieger und bekannte seinem Kaiser: „Ich bin total geschlagen und noch weiß ich nicht, ob sich meine Armee wieder gesammelt hat."

Die württembergische Division hat 2155 Mann verloren. Hinter den schützenden Mauern von Torgau barg Ney zunächst seine an Zahl und Mut tief gesunkene Armee. Ruhe und Kantonierungen sollten sie einigermaßen wieder herstellen.

Franquemont schreibt aus dieser Zeit: „Ew. Königl. Majestät kann ich nicht bergen, daß ich mich in Verzweiflung befinde. Tief durchdrungen von dem allerhöchsten Befehl und von meinem eigenen Gefühl, für die Königlichen Truppen zu sorgen, bin ich in Verhältnissen, wo ich es nicht thun kann, da die Mittel zur Erhaltung der Truppen, worunter ich vorzugsweise den Branntwein rechne, auch für teures Geld nicht zu erhalten

[1]) Geschichte der Kriege X b, 146.
[2]) Aus dem Bericht Franquemonts.

sind. Die Kräfte der Leute haben so nachgelassen und die gewöhnliche Herbstkrankheit, die Dysenterie, hat so eingerissen, daß täglich an hundert Mann krank gemeldet werden. Die Soldaten haben großenteils den besten Willen, verhehlen ihre Krankheit, bis sie umfallen und sehen leichenähnlich aus. Alles hat das Ansehen, wie es im russischen Feldzug in der Gegend von Liozma gewesen sein soll."

Schon früher wurde geklagt, daß die Verpflegung von seiten der französischen Behörden ganz mangelhaft sei. Durch Lebensmittel aus Württemberg, namentlich durch nachgeführten Reis, wurde einigermaßen ausgeholfen. Je größere Truppenmassen sich aber sammelten, desto seltener wurden die Nahrungsmittel. Die Kartoffeln auf dem Feld und Obst bildeten oft das einzige. Häufig mußten 8—10 000 Mann aus einem einzigen Dorfe zehren. Dazu die ermüdenden Märsche, kein Holz, kein Stroh im Biwak; nur wenige Stunden und unregelmäßig Schlaf.

Eben war ein Jahr vergangen, daß in dem Lager von Gschatsk, unmittelbar vor der Schlacht bei Borodino, aus den Resten der württembergischen Division drei Bataillone hervorgingen. Eine ähnliche Reduzierung war auch jetzt wieder notwendig; die ganze Infanterie ward in vier schwache Bataillone zusammengestellt; die Reiterei ist bis zur Bedeutungslosigkeit zusammengeschmolzen; das Ganze wenig über 2 000 Mann stark.

General Graf Franquemont führte beim Korpskommandanten noch besondere Klage: es gewinne den Anschein, als vernachlässige man die Württemberger grundsätzlich und stelle sie doch auf die gefährlichsten Punkte, während die Franzosen es sich bequem machen. Nach einigen ausweichenden Redensarten ließ Bertrand verlauten, es scheine überhaupt im gegenwärtigen Kriegssystem zu liegen, die französischen Truppen besonders zu schonen.

Den Geschicken seiner Truppen war der König aufmerksam gefolgt; durch die neuesten Berichte wurden seine Besorgnisse um sie vermehrt. In einem Schreiben vom 19. September an Kaiser Napoleon wandte er sich dieserhalb an ihn[1]):

„Mein Herr Bruder! ich habe unter dem 9. September aus Torgau den Bericht des Kommandeurs meines Truppenkorps, des Generallieutenants Franquemont, über die beklagenswerten Vorfälle erhalten, welche am 6. und 7. dieses Monats das vierte Armeekorps, zu dem meine Truppen gehören, betroffen haben. Meine Truppen, welche schon an-

[1]) v. Schloßberger, Briefwechsel II, 79.

fingen starke Verluste zu erleiden in den Schlachten von Bautzen und Großroſen, ſind in der Schlacht bei Jüterbogk (Dennewitz) und in dem Gefecht vor Torgau derartig zuſammengeſchmolzen, daß von 12 Bataillonen Infanterie nur 2000 Mann übrig geblieben, aus denen vier ſchwache Bataillone formiert wurden. Die zwei Regimenter Kavallerie, welche bei dieſer Armee verblieben ſind, zählen nur noch 220 Pferde; von 18 Geſchützen können nur noch 8 ausrücken.

„Bei einer derartigen Sachlage iſt Ew. Kaiſ. Majeſtät zu gerecht, um nicht die Notwendigkeit einzuſehen, daß dieſe traurigen Reſte zurückgeführt werden müſſen, um nicht auch noch die Kadres zu verlieren, ohne welche es unmöglich iſt, die Truppenteile, über die ſo viel ergangen iſt, zu ergänzen. Ich bitte daher im vollſten Vertrauen zu Ew. Kaiſ. Majeſtät darum, dieſe Reſte meines Truppenkorps nach dem Königreich zurückziehen zu dürfen und dem General Bertrand die nötigen Befehle dieſerhalb zugehen zu laſſen. Gegenüber Ew. Kaiſ. Majeſtät habe ich nicht nötig, das Verhalten meiner Truppen hervorzuheben, welche bis zum Augenblick ihrer Niederwerfung durch überlegene Kräfte den guten Namen aufrecht erhalten haben, den ſie ſich unter den Augen Ew. Kaiſ. Majeſtät verdient und den Eifer, mit welchem ſie den Abſichten ihres Kriegsherrn entgegenkamen.“

In einem weiteren Schreiben vom 3. Oktober wiederholt Friedrich ſein Anſuchen unter beſonderem Hinweis auf Bayern, das auf dem Punkte ſtehe, ſich den Verbündeten anzuſchließen. Es iſt nicht bekannt, was auf dieſe beiden Schreiben von Napoleon geantwortet wurde.

Die ſchlaffe Kriegführung von ſeiten des Kronprinzen von Schweden ließ auf der Nordfront keine großen Unternehmungen befürchten. Napoleon konnte daher ſeine Aufmerkſamkeit auf bedrohtere Punkte richten. An der Elbe trat jetzt Blücher auf, um mehr Leben in die Operationen zu bringen. Ohne daß Napoleon es ahnte, marſchierte er vom ſchleſiſchen Kriegsſchauplatz rechts ab, die Elbe abwärts auf dem rechten Ufer, um einen günſtigen Punkt zum Übergang zu ſuchen und in Sachſen einzufallen.

In den letzten Tagen des September wurden bei Elſter Übergangsverſuche gemacht, zunächſt jedoch nur von ganz untergeordneten Streitkräften. Bertrand war dadurch aufmerkſam geworden; er ſtellte ſich mit ſeinem Korps zwiſchen Wartenburg und Pretzſch auf. Allmählich ſcheint Bertrand der Sache größere Wichtigkeit beigemeſſen zu haben; er konzentrierte ſein ganzes Korps (kaum 12000 Mann) am 2. Oktober in Wartenburg.

Der Feind hatte indessen emsig und ungestört an der Anlegung von Batterien und an dem Bau zweier Brücken gearbeitet. Die Stelle ist in der That für einen Übergang sehr geeignet; daß auf der andern Seite auch der Verteidiger sehr begünstigt ist, scheint nicht hinlänglich bekannt gewesen zu sein. Die Elbe springt in einem Bogen gegen Osten aus; an der Ausbiegung liegt das Dorf Elster, dabei die Brücken der Preußen. Der stark ausgehende Bogen bildet eine Halbinsel, auf deren äußerster Spitze die Preußen das Land betreten mußten. Eine halbe Stunde vom Übergangspunkt gegen Westen, da wo die Landzunge sich verbreitert, liegt das große Dorf Wartenburg; eine halbe Stunde weiter südlich Bleddin unmittelbar an der Elbe.

Für die Verteidigung lagen hier alle Bedingungen überaus günstig. Die beiden Ortschaften Anlehnungen der Flügel; das vorliegende Terrain für das Schützengefecht wie geschaffen, dem Angreifer jede Bewegung erschwert. Die Halbinsel ist größtenteils beholzt, durch Lachen, tote Arme und morastige Stellen schwer zugänglich und in mehrere Abschnitte zerteilt. Dämme geben Deckung sowohl in der Nähe des Flußes als unmittelbar bei den Dörfern.

Mit der Division Morand besetzte Bertrand Wartenburg, Franquemont hatte bei Bleddin Stellung zu nehmen; die Division Fontanelli zwischen beiden rückwärts in Reserve. In Anbetracht der Schwäche des Armeekorps wäre es vielleicht gut gewesen, auf der Halbinsel, die sich immer mehr gegen Osten zuspitzt, etwas vorzurücken, um eine kürzere Frontlinie zu erhalten; günstige Abschnitte boten sich immerhin, namentlich bei dem Altwasser Kleine Streng.

Franquemont hatte den Befehl, sich rein defensiv zu verhalten, aber seinen Posten Bleddin hartnäckig zu verteidigen. Demgemäß richtete er sich ein.

Vom Dorfe an, am linken Elbufer, läuft ein Damm hin, links von demselben befindet sich ein Altwasser mit buschigem Wald. Unter dem General Döring schickte Franquemont zwischen Damm und Altwasser zwei Bataillone auf 1000 Schritt vor das Dorf in Obstpflanzungen; dabei 4 Geschütze. Vor der Front hat Döring eine 600 Schritt breite Wiese; jenseits derselben befindet sich der „hohe Wald", der sich zwischen Bleddin und Wartenburg einschiebt.

Die übrigen zwei Bataillone hält Franquemont in Reserve, unmittelbar am Dorf; die Reiterei hinter demselben. Im ganzen hatte er 1500 Mann unter sich. Seine Meldung über die Schwäche des Postens bei Bleddin und die weite Entfernung vom linken Flügel bei Wartenburg blieb von Seiten Bertrands unbeachtet.

In der Frühe des 3. Oktober überschritt Prinz Karl von Mecklenburg die Elbe mit 3 Bataillonen von Yorks Korps. Gegen die Schützen, die vor Wartenburg standen, vorrückend, mußte er sogleich erkennen, daß mit seinen geringen Kräften hier nichts auszurichten sei; 5 weitere Bataillone folgten. Heftiges Feuer aus Wartenburg empfing sie. Die den Weg zeigenden Bauern erklärten das zunächst liegende Gelände für ungangbar; nur über Bleddin sei Wartenburg ohne Mühe zu erreichen. Jetzt, sieben Uhr morgens, erblickten auch Franquemonts Schützen den Feind und empfingen ihn wirksam da, wo er aus dem „hohen Wald" auf die Wiese heraustreten wollte. Zwei Stunden lang währte das Feuer auf der ganzen Linie des Generals Döring, ohne daß der Feind einen Finger breit Terrain gewonnen hätte.

Indessen hatte der Angreifer sich wesentlich verstärkt; das ganze Korps Yorks war übergegangen; 16 Bataillone standen tiraillierend gegen Wartenburg; 11 Bataillone, 7 Schwadronen, 13 Geschütze wurden dem Prinzen von Mecklenburg überlassen mit dem Auftrag, über Bleddin nach Wartenburg zu dringen. Fünf Bataillone ließ der Prinz als Rückhalt an der Kleinen Streng; seine übrigen Streitkräfte führte er auf den in den letzten Stunden vorbereiteten Wegen gegen die Württemberger vor. Die 6 Bataillone folgten sich in Staffeln längs des Elbdamms, die Artillerie fuhr vor dem Wald auf der Wiese auf und beschäftigte die vier württembergischen Geschütze hinlänglich; unter ihrem Schutz begann sich auch die feindliche Reiterei zu entwickeln.

Franquemont hatte allmählich seine ganze Infanterie bis auf zwei Kompagnien, welche das Dorf besetzt hielten, ins Gefecht gezogen. Da eine Ablösung nicht möglich war und die Munition auszugehen drohte, so ließ Franquemont seine Lage an Bertrand melden und um Unterstützung bitten, da der Hauptangriff gegen ihn gerichtet sei.

Bertrand kann keine Unterstützung schicken; Franquemont, ohne Reserve, kann der vierfachen Übermacht nicht mehr Stand halten.

Es ist zwei Uhr nachmittags; in ruhigem geordnetem Rückzug weichen die Württemberger gegen die Häuser des Dorfes zurück. Während zwei Kompagnien das Dorf hartnäckig verteidigen, nimmt Franquemont 800 Schritte westlich davon noch einmal Stellung. Hier kann auch frische Munition ausgeteilt werden. — Indessen ist Wartenburg erstürmt worden und Franquemont sieht sich von Morand vollständig getrennt. Er entschließt sich zum Rückzug nach Trebitz, erhält aber Befehl, über Globig zu Morand zu stoßen.

Eine sumpfige Stelle trennt die Württemberger noch von Globig,

das leichte Bataillon geht hindurch; die Artillerie fährt links um die gefährliche Stelle herum. Zur Bedeckung dient die eigene schwache und eine Abteilung westfälischer Reiterei. Allein schon stürmen aus dem nach mörderischem Kampfe genommenen Bleddin die preußischen Husaren heraus, werfen die gegnerische Kavallerie und nehmen die Geschütze. Das leichte Bataillon formiert Carree und bahnt sich durch die Schwärme der Husaren den Weg nach Schnellin. Hier sammeln sich mit der Nacht die zu Schlacken zusammengeschwundenen Reste der Division, noch 900 Mann ohne Geschütze, ohne Reiterei.

Fürs Gefecht war Franquemonts Division jetzt bedeutungslos. Im großen Ganzen war bei Bleddin von Seite der Württemberger der letzte Schuß für die Sache Napoleons gefallen. Was später vereinzelt geschah, fällt nicht ins Gewicht.

Der König, scharf beobachtend die politischen wie die militärischen Vorgänge, durchdringenden Urteils und entschlossen, hielt jetzt den Zeitpunkt für gekommen, wo gebieterisch die Pflicht an ihn herantrat, sich von Napoleon zu trennen. Aufrichtig und vertragstreu hatte Friedrich stets gehandelt; jetzt schien es ihm geboten, das Bündnis Württembergs mit Napoleon zu lösen.

Am 14. Oktober[1]), also bevor die Hauptentscheidung gefallen war, setzt König Friedrich in dem letzten Briefe, den er überhaupt an Kaiser Napoleon schrieb, auseinander, wie Bayern jetzt eben seinen Frieden mit Östreich und Rußland geschlossen, wie mit nächstem die Grenzen Württembergs bedroht seien. — „Bei solcher Lage der Dinge bleibt mir, wenn ich mich nicht einer Versäumnis gegenüber meinen Unterthanen schuldig machen will, nur das Eine zu thun übrig, daß ich, wenn es noch möglich ist, einen Waffenstillstand und eine Neutralität für meine Staaten auswirke, um die Plagen und Schrecken des Kriegs von ihnen abzuwenden.

„Immer aufrichtig und vertragstreu in allen meinen Handlungen, habe ich Ew. Kais. Majestät benachrichtigt, daß ich mich nicht zu diesem Schritt entschließen würde, als nur in der äußersten Notwendigkeit. Er ist jetzt gekommen, dieser Augenblick und Ew. Kais. Majestät ist zu gerecht, um mir zu grollen, wenn ich meine erste und heiligste Pflicht erfülle, nämlich die, mein Königreich vor sicherem Untergang zu retten. Meine Gefühle werden sich nicht ändern, aber meine Schritte müssen sich nach den gebieterischen Umständen richten.

„Ich sehe mich veranlaßt, auf das angelegentlichste die Bitte zu

[1]) v. Schloßberger, Briefwechsel II. XXX, 84 ff.

wiederholen, meine Truppen zurückschicken zu wollen; diese Handvoll Leute kann für Ew. Kais. Majestät von keiner Bedeutung sein, aber könnte einen Vorwand gegen mich abgeben, und ich wäre in der Lage, den weiteren aktiven Anteil, den diese Truppen am Kriege nehmen würden, als gegen meinen Willen geschehen bezeichnen zu müssen."

Dies letzte Schreiben Friedrichs kam in die Hände Napoleons, als er schon im äußersten Gedränge war, als die schlesische Armee und Nordarmee sich vereinigt hatten, als die böhmische Armee heranzog und er selbst gegen Leipzig gedrängt wurde, um sich nunmehr mit den vereinigten Heeren zugleich zu schlagen, er, dessen Kunst hauptsächlich darin bestand, jeden einzeln für sich zu verderben. Der Gang der Ereignisse brachte von selbst die Loslösung der württembergischen Truppen von der französischen Armee.

Kaum der gänzlichen Vernichtung entgangen, vereinigten sich die Reste der Division wieder mit den Resten Bertrands und Neys. Am 13. Oktober war ein großes Lager bei Düben bezogen. Immer mehr sah sich Napoleon gegen Leipzig zurückgedrängt; am 15. Oktober stand Franquemont mit seinem Häuflein bei Kleinwetteritz; folgenden Tags erhält er den Posten am Gerberthor in der Halleschen Vorstadt von Leipzig, wo Schanzarbeiten und Verrammlungen vorgenommen wurden, ohne jedoch ins Feuer zu kommen. In der Frühe des 18. Oktober erhielt Bertrand den Befehl, über Lindenau auf Weißenfels zu marschieren, die Ebene von Lützen zu säubern und sich des Übergangs über die Saale zu versichern.

Franquemont hatte demnach seinen Posten am Gerberthor zu verlassen, ohne an der großen Völkerschlacht Anteil genommen zu haben. Über die Ebene ging es in Carrees der zahlreichen gegnerischen Kavallerie wegen; in der Nacht war Lützen erreicht; mit Anbruch des Tags stand Bertrand in Weißenfels. Er war mit Aufbietung aller Kräfte den Österreichern zuvorgekommen.

Während Bertrand hier die für etwaigen Rückzug unentbehrliche Brücke deckte, hörte man in Weißenfels das unausgesetzte Brüllen des Donners von Leipzig her, wo sich eben die Entscheidung vollzog. Noch kämpften auch dort Württemberger; es war die Kavalleriebrigade des Generals Grafen Normann (Jägerregiment König, Leibchevauxlegersregiment Nr. 2 samt einer reitenden Batterie), die im Verbande des 6. Armeekorps unter Marmont sich befand. Noch 600 Reiter stark hatte am 16. Oktober die Brigade aufs rühmlichste gefochten. Am 17. und 18. Oktober stand das 6. Korps bei Schönefeld; Brigade Normann be-

zog die Vorposten vorwärts der Straße gegen Taucha bei dem Kloster St. Thekla, wo sie bis den 18. stehen blieb.

Da und dort mögen in den württembergischen und sächsischen Reihen Stimmen laut geworden sein, welche die rücksichtslose Ausnützung der deutschen Streitkräfte mißbilligten, welche baldigen Umschlag in Aussicht stellten. Graf Normann gedachte seine Brigade dem König zu erhalten und trat während der Schlacht zu den Verbündeten über. Von den seitherigen Gegnern erbat er sich die Bedingung, daß er nicht ohne ausdrücklichen Befehl seines Königs thätigen Anteil an den weiteren Operationen zu nehmen habe; daß er ins Vaterland zurückkehren dürfe, wenn kein besonderer Befehl seines Kriegsherrn eintreffe. Die Rückkehr wurde gewährt. Den Kriegsgesetzen gemäß mußte aber der König wegen des eigenmächtigen Schrittes Strafe verfügen; die Regimenter durften nur zu Fuß einziehen, nachdem die Waffen abgenommen waren; sie wurden reorganisiert und ihr bisheriger Name erlosch. Graf Normann selbst hatte sich, als er den Verhaftbefehl erfuhr, weiterer Strafe durch die Flucht entzogen.

Am 19. Oktober hatte Napoleon das Unvermeidliche erkannt; der allgemeine Rückzug ward angetreten. Vom Feinde unablässig verfolgt, führte der weitere Marsch über Freiburg nach Erfurt. Den Württembergern — es waren noch 712 Infanteristen, 125 Reiter, 108 Artilleristen mit 4 Geschützen — war die Aufgabe geworden, den Artilleriepark des Korps zu bedecken.

Für Franquemont begannen nun die geheimen Instruktionen, welche sein König ihm für alle Eventualitäten mitgegeben hatte, Bedeutung zu erlangen. Die französische Armee wälzte sich dem Rheine zu. Diesen Strom durfte er unter keinen Umständen überschreiten. Am 27. Oktober war Fulda erreicht.

„Bei dem eine halbe Stunde von Fulda gelegenen Dorfe Brunnthal, wo sich die Straßen nach Würzburg und Frankfurt scheiden, erzählt ein Augenzeuge, schlug die Stunde unserer Erlösung. An der steinernen Brücke über die Fulda angelangt, übergaben wir den Franzosen ihren Park, den wir bisher ehrlich behütet und beschützt hatten; sie ahnten wohl unseren baldigen Abfall und waren sehr kleinlaut; doch setzten sie uns nicht die mindesten Hindernisse in den Weg, indem der sehr achtbare General Bertrand durch Graf Franquemont hiervon schon in Kenntnis gesetzt worden war. Wir schieden ohne Groll als gute Kameraden von den französischen und italienischen Offizieren; wir hatten ja so lange Freud und Leid und alle Beschwerden mit einander geteilt[1])."

[1]) v. Martens, Vor fünfzig Jahren, Stuttgart 1863. II, 176.

Am 31. Oktober hatten die Reste der Division Mergentheim erreicht. So waren nun alle Truppen, die für die Sache Napoleons gefochten, im heimischen Königreiche wieder versammelt und schickten sich an, mit neuer Kriegsrüstung an der Seite der neuen Bundesgenossen gegen Frankreich ins Feld zu rücken.

Noch aber standen etliche abgetrennte Truppenteile auf den Wällen der von den Franzosen besetzten und verteidigten Festungen, in Küstrin und Danzig. In letzterem Platze waren es Versprengte aus allen Truppenteilen, welche mit Sachsen, mit Mannschaften aus Thüringen, Lippe und anderen Kleinstaaten zu einem Bataillon zusammengeworfen wurden, vom Soldatenwitz Bataillon Europa genannt; in Küstrin standen die zwei von Inowraclaw in den ersten Tagen des Januar 1813 dorthin abgegebenen Kompagnien. In beiden Festungen fochten die Württemberger noch gegen Russen und Preußen, als König Friedrich sich schon lange an diese angeschlossen.

Ohne die Rückkehr seiner Truppen unter General Graf Franquemont abzuwarten, hatte König Friedrich schon Mitte Oktober eine Brigade formiert, unter General v. Walsleben bei Heilbronn zusammengezogen und am 26. Oktober in Bewegung gesetzt, um *sich den verbündeten Armeen anzuschließen*. Walsleben hatte zunächst den Auftrag erhalten, sich in Aschaffenburg dem General Grafen Wrede, Befehlshaber der östreichisch-bayrischen Armee, zu unterstellen; am 29. Oktober war Aschaffenburg erreicht, wo der württembergischen Brigade die Bestimmung wurde, der französischen Armee, falls sie versuchen sollte bei Aschaffenburg den Main zu passieren, solches zu verwehren.

So stand der König gegen Frankreich im Felde zwei Wochen nach seinem letzten Schreiben an Napoleon vom 14. Oktober. Und alle Fürsten und Staaten, alle Stämme und Städte Deutschlands kamen herzu, um sich zu scharen unter die Banner Preußens und Östreichs.

So war endlich in Deutschland nach herber Lehre die *äußere Einheit hergestellt*. Was noch viel wichtiger, die *innere Einigung hatte sich vollzogen*. Die Unglücksjahre von 1800—1813 waren notwendig gewesen, um die so schwer zu Belehrenden darauf hinzuweisen, welche unüberwindliche, moralische Macht in der Einigung der Geister liegt. Jetzt standen die Besten der Nation voran; alle waren herzugebracht, hatten mächtigen Umschwung erfahren und gingen jetzt selbst ans Werk, mächtigen Umschwung noch weiter herbeizuführen und zu verbreiten.

Die vordem in weltbürgerliche Kontemplationen versunken waren oder hingestreckt auf das genußreiche schöngeistige Faulbett, jetzt standen sie in den ersten Reihen und brachten Geist und Schwung und mächtigen Kräftezuschuß in die Massen. Vorbei war es mit dem Spielen und Tändeln; der Wert nationaler Größe, nationaler Berechtigung trat zu unverkennbar vor aller Augen. Ein frischer, lebendiger Zug begann zu wehen; die hochgemute Liederlust erwachte wieder; eine Wiedergeburt ging vor sich in Prosa und in Poesie; Schillers Ideale wurden herausgegriffen; man erinnerte sich an Klopstocks Patriotismus und dazu kam der Zauber seither unbekannter Empfindungen und das Anstreben der höchsten nationalen Güter. Und gingen die Wogen des vaterländischen Gefühls mit den fortschreitenden Jahren nicht immer gleich hoch, so betrachteten sich von da ab doch gerade die oberen und die gelehrten Stände der Nation als die Hüter des heiligen Feuers.

Bedeutungslos blieb es, daß manche Geister sich in vornehmer Abgeschlossenheit hielten; warf ja doch der alternde Goethe den jungen Schwärmern das Wort entgegen: „Schüttelt nur an euren Ketten; der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen."

Wenn geklagt wird, in Süddeutschland sei der Sturm der Begeisterung nicht so tief gegangen, wie in Preußen, es habe sich eine gewisse Erschlaffung geltend gemacht; es seien in Süddeutschland nicht so bedeutende Streitkräfte gegen Frankreich entwickelt worden, so hat das seine ganz natürlichen Gründe. An der Nordseeküste und in Westfalen stand allem voran der heiße Wunsch, von französischer Herrschaft befreit zu werden; in Preußen überwog alles andere das brennende Verlangen, den alten Waffenruhm wieder herzustellen, Rache zu nehmen für die erlittenen Demütigungen, Großmachtstellung und die Führung, in Norddeutschland wenigstens, zu erringen. Für diese Staaten lag alles Werden noch in der Zukunft. Den süddeutschen Staaten ward die nüchterne Versicherung erteilt, daß sie in ihrem Besitzstand, den sie bisher gehabt, erhalten werden sollen. So schlägt der nüchterne Ton hier vor.

Wenn ich die gemachten Anstrengungen, die Aufstellung der Streitkräfte betrachte, so bin ich sicher, nicht in den Verdacht zu kommen, als ob ich das Außerordentliche in den Leistungen Preußens verkennen oder herabmindern wollte: die unbegrenzte Opferfreudigkeit aller Stände, das Sichvordrängen der Besten in die ersten Reihen, das edle Aufflammen und die moralische Macht des Manneszorns, die unbedingte Hingabe von Gut und Blut. Eine gerechte Vergleichung aber läßt sich dennoch anstellen. Kein Staat auf dem ganzen Kontinent verfügte mit Anbruch des

Jahres 1813 über ein so geschontes und wohl vorbereitetes Menschenmaterial wie Preußen. In die waffenfähigen Mannschaften der Rheinbundstaaten hatte der Feldzug 1812 die größte Lücke gerissen; Preußen war verhältnismäßig gut weggekommen. Seit 1795 hatte es keine außerordentliche Einbuße erlitten; denn die Menschenverluste im Feldzug 1806/7 waren nicht bedeutend und längst ersetzt. In Württemberg mußte zu Ende des Jahres 1813 die Armee zum drittenmal neu aufgestellt werden. Das Material der Waffenfähigen ging zur Neige trotz der allgemeinen Wehrpflicht, die seit 1809 thatsächlich in Württemberg bestand. Die Landwehrorganisation mit der Einteilung in erstes und zweites Aufgebot hatte, den allermeisten anderen Staaten voraneilend, längst das Gesetz vom 6. August 1806 durchgeführt und die Landwehr stand im Felde schon 1809, wohl früher als in jedem anderen deutschen Land, aber im jetzigen Augenblick mußten die Landwehrbataillone notwendig wenig zahlreich und schwach sein; denn seit ein paar Jahren war niemand da, der in dieselben hätte übertreten können. Dennoch stellte das Königreich mit Beginn des Jahres 1814 gegen Frankreich 24 000 Mann auf, mit den Ersatzmannschaften über 2 Prozent der Bevölkerung; mehr als jemals in einem Feldzug für Napoleon marschiert waren.

Während König Friedrich damit beschäftigt war, in Heilbronn die Brigade Walsleben auszurüsten und zu den Verbündeten stoßen zu lassen, trat er zugleich in Unterhandlungen mit diesen, zunächst mit Österreich. Der König bestimmte zum Geschäftsträger in dieser Angelegenheit den General v. Neuffer. Unter dem Kommando Wredes zog ein Teil der bayrisch-östreichischen Armee in Dinkelsbühl ein am 21. Oktober. Hierher begab sich Neuffer, wurde aber von Wrede hart angelassen: die württembergischen Truppen sollen sich innerhalb zweier Tage mit den Bayern vereinigen, sonst würde er sofort eine Brigade nach Stuttgart marschieren lassen und Württemberg als Feind betreten.

Nun hatte Neuffer aber die Instruktion erhalten, nur mit russischen, preußischen oder östreichischen Generalen zu verhandeln. — Mit den bayrischen Truppen war der östreichische General Fresnel in Dinkelsbühl eingezogen. An diesen wandte sich deshalb Neuffer. Der württembergische Abgesandte wurde äußerst freundlich aufgenommen und erhielt die Versicherung der wohlwollendsten Gesinnungen des Wiener Hofs. General Neuffer war bevollmächtigt, die Gesinnungen des Königs gegen die Alliierten außer Zweifel zu setzen; er betonte besonders: schon am 3. Oktober habe der König sein Kontingent von Napoleon zurückgefordert und seinen Entschluß geäußert, mit den Mächten in Unterhandlungen zu treten.

Nunmehr wurden die Verhandlungen mit Metternich, dem Leiter der östreichischen Politik, unmittelbar aufgenommen. Zwischen ihm und dem württembergischen Minister Grafen von Zeppelin kam am 2. November 1813 in Fulda ein Vertrag zu stande, vermöge dessen der König dem Bunde der Mächte beitrat. Vorerst sollte Württemberg 12000 Mann zu der gemeinsamen Armee stellen, mit Beginn des Jahres 1814 die gleiche Zahl nachrücken lassen. Der jetzige Besitzstand des Königreichs wurde garantiert; Rußland trat am 14. November, Preußen am 21. dem Vertrag von Fulda bei; ein Königliches Manifest vom 6. November verkündigte den Württembergern den Umschlag der Dinge.

Als Napoleon am 1. und 2. November mit den Trümmern seiner Armee eilig über den Rhein zurückgegangen war, trat in den Kabinetten der Mächte ein lang anhaltendes Schwanken ein, ob der Krieg fortzusetzen, oder ob auf Grund des schon Errungenen ein Friede zu schließen sei. Die tonangebenden Männer im preußischen und russischen Hauptquartier bildeten die Kriegspartei. Preußen insbesondere strebte mit aller Macht eine weitere Ausdehnung der deutschen Interessensphäre und eine strammere Zusammenfassung der ganzen Nation an. Die Kriegspartei drang auch endlich, am 1. Dezember, durch. Der Einmarsch nach Frankreich war beschlossene Sache. Ungeheure Streitkräfte standen hiefür zur Verfügung.

Zum Ausmarsch bestimmte König Friedrich die neu errichteten oder durch Aushebungen ergänzten Truppenteile und zwar:

10 Infanterieregimenter,
4 Reiterregimenter,
4 Batterien,
7 Landwehrregimenter;

24115 Mann mit 2958 Pferden, einschließlich Generalstab, Feldgensdarmerie und Reservepark. Im Lande zurück blieben Garde zu Fuß und Garde zu Pferde, etwas Artillerie, Depots der Regimenter und das Landwehrregiment Ulm; zusammen 4611 Mann mit 1600 Pferden.

Als Oberbefehlshaber aller verbündeten Heere war der Fürst Schwarzenberg bezeichnet; in seinem Hauptquartier befanden sich die Monarchen, die russischen und preußischen Garden. Alles auf dem linken Flügel, den die böhmische oder große Armee einnahm, gegliedert in sechs Korps. Auf dem äußersten linken Flügel 1. Korps Kolloredo; weiter nach rechts 2. Korps Liechtenstein; 3. Korps Giulay; 4. Korps Kronprinz von Württemberg; 5. Korps Wrede; 6. Korps Wittgenstein; zusammen 260000 Mann. — Der böhmischen Armee zur

Rechten marschierte die schlesische Armee unter Blücher, 90000 Mann; rechts von dieser die Nordarmee unter Bülow und Winzingerode, gegen 100000 Mann.

Napoleon hatte dieser Streitmacht im Anfang nur wenige Reste seiner großen Armee entgegenzustellen, meist Gardetruppen; alles übrige war dem Schwert der Feinde oder dem Typhus erlegen. Die neuen Organisationen gingen nicht nach Wunsch vorwärts; das Land, wenn auch großenteils noch zu Opfern bereit, war doch seit einer Reihe von Jahren zu sehr in Anspruch genommen, als daß es hätte mit einem Schlage eine große Armee schaffen können. Niemals gelang es Napoleon, trotz aller Anstrengungen, auch nur die halb so große Zahl von Streitern, wie die Verbündeten hatten, ins Feld zu stellen.

In der Nähe von Offenburg und in dieser Stadt sammelte sich das vierte Armeekorps, zu dessen Führer Kronprinz Wilhelm von Württemberg bestimmt war. Mit den württembergischen Truppenteilen vereinigten sich noch einige russische und östreichische Abteilungen. Gegen das Ende Dezembers war das Korps zum Aufbruch bereit. Der Kronprinz erschien in Offenburg und begrüßte das vierte Korps mit folgenden Worten:

Offiziere und Soldaten des württembergischen Korps!

In dem Augenblick, wo ihr in die Reihen der großen alliierten Armee tretet, ist es meine Pflicht, euch mit dem Zweck dieses Krieges bekannt zu machen. Russen, Östreicher, Preußen und alle Völker Deutschlands sind zu einem gemeinschaftlichen Zweck verbunden, Europa Ruhe, Deutschland Unabhängigkeit zu erkämpfen. Unser König und das Vaterland erwarten von euch alle nur möglichen Anstrengungen, um diesen heiligen Zweck zu erreichen. Die größte Eintracht herrsche immer zwischen euch und den Bundesvölkern; nicht nur der Ruf der Tapferkeit, sondern auch der strengsten Disziplin gehe immer vor euch her; bedenket stets, der schönste Lohn eines Kriegers erwartet uns, dem Vaterland Freiheit und Unabhängigkeit zu erkämpfen.

Offenburg, 23. Dezember 1813.

Friedrich Wilhelm,
Kronprinz.

Ende Dezember 1813 verließ das vierte Korps seine Postierungen bei Offenburg und Kehl; es marschierte zunächst rheinaufwärts und bewerkstelligte am 30. und 31. Dezember seinen Rheinübergang bei Märkt unterhalb Hüningen. —

Der Plan war, die böhmische Armee unter Schwarzenberg, die schlesische unter Blücher jenseits der Defileen, etwa an der Aube, zu vereinigen; bis dahin konnte jedes Korps für sich vorgehen, da wohl bekannt war, wie weit Napoleon noch mit seinen Rüstungen zurück sei, über wie wenige Kräfte er vorderhand zu verfügen habe.

Ohne Widerstand zu finden, hatte das 4. Korps, von St. Croix am 6. Januar 1814 aufgebrochen, über Thann und Weiler den Kamm der Vogesen erreicht; der weitere Marsch führt über Boussange und Rupt am 10. Januar nach Remiremont. Das Korps marschierte in folgender Ordnung: voraus als selbständige Kavallerie die Kosaken von Scherbatoff; Vorhut: eine Reiterbrigade, zwei Batterien, drei Infanterieregimenter unter den Generalen Jett und Stockmayer; Gros: Feldzeugmeister Graf Franquemont, eine Reiterbrigade, zwei Batterien, zwei Infanteriebrigaden, eine östreichische Batterie, eine Schwadron Erzherzog-Ferdinand-Husaren.

An die rechte Flanke des 4. Korps sich anschließend geht das 5. Korps unter Wrede über die Pässe der Vogesen; zur linken marschiert Giulay mit dem dritten Korps. — Als nächstes Objekt hat Schwarzenberg die Besetzung von Langres und der umliegenden Höhen in Aussicht genommen.

In Remiremont angekommen hatte das 4. Korps in Erfahrung gebracht, daß vom Korps des Marschalls Victor von Nancy aus ein Detaschement von einigen Tausend Mann das benachbarte Epinal besetzt halte. Sofort schritt man zum Angriff und der Feind ging auf Nancy zurück.

Nach diesem ersten Erfolg Fortsetzung des Marsches im Anschluß an das 3. Korps Giulay und das 5. Korps Wrede.

Unter dem Vorwand, den Zeitpunkt abwarten zu wollen, bis die schlesische Armee in gleicher Höhe mit der böhmischen angekommen sein würde, läßt Schwarzenberg vom 20. Januar ab für einige Tage Kantonierungen beziehen. In Wirklichkeit war aber schon von vornherein die Kriegführung Schwarzenbergs vollkommen in Einklang getreten mit der stets unterhandelnden und Frieden suchenden Politik Östreichs. Mit dem Anfang des Monat März sollte sich in Chatillon ein Kongreß zusammenfinden, um auf Grundlage einer Grenzregulierung nach dem Bestand des Jahres 1792 über den Frieden zu unterhandeln. Nur dem Drängen des Kaisers Alexander war es zu verdanken, daß während der ganzen fruchtlosen Verhandlungen die Feindseligkeiten ihren Fortgang nahmen.

Bisher war Napoleon dem eigentlichen Kriegsschauplatz fern geblieben, jetzt erst, als die Feinde sich zu konzentrieren drohten, übernahm er selbst den Oberbefehl; am 25. Januar traf er in Chalons ein.

Sofort ist er entschlossen, trotz seiner unzureichenden Kräfte die Offensive zu ergreifen; das passive Abwarten lag nie in seiner Natur. — Zunächst hat er es auf Blücher abgesehen, der von St. Dizier aus gegen die Aube abgegangen ist.

Am 27. Januar war Blücher bei Brienne le Chateau angekommen; er hatte 30000 Mann bei sich und erwartete den Feind etwa von Vitry oder von Arcis her. Nun hatte aber Napoleon, Blücher nachziehend, den außerordentlich beschwerlichen Weg durch zusammenhängende Wälder über Montier en Der eingeschlagen und rückte somit von Osten und Nordosten gegen Blüchers Stellung bei Brienne vor. Am 29. Januar waren die Franzosen, etwa 40000 Mann stark, aus den Wäldern debouchiert.

In dem sofort eröffneten Kampfe sah sich Blücher, obwohl er im Besitz der Stadt blieb, genötigt, noch in der Nacht auf die Vortruppen der böhmischen Armee bei Arçonval, la Rothiere und Brienne la vieille zurückzugehen. Er hatte im Sinn, noch weiter zu weichen bis Bar; nur das persönliche Zureden des Kronprinzen und Giulays vermochte ihn, auf den Höhen von Trannes Stellung zu nehmen.

Die vereinigten Armeen begannen mit dem Morgen des 1. Februar zum Angriff überzugehen; Blücher selbst gegen das Zentrum des Feindes bei la Rothiere, Giulay gegen den rechten Flügel, Kronprinz Wilhelm gegen den linken bei la Gibrie, auf welchem auch die Bayern unter Wrede eingriffen. Mit dem Ende des Tages war ein vollständiger Sieg erfochten; der Feind begann in der Nacht abzuziehen.

Am 2. Februar bewerkstelligt Blücher seinen Abzug gegen Vitry hin, um abgesondert von der Hauptarmee längs der Marnelinie zu operieren.

Schwarzenberg mit dem 1., 3., 4., 5. und 6. Korps folgt in den nächstfolgenden Tagen langsam dem zurückweichenden Feinde gegen Troyes. General Graf Franquemont spricht um diese Zeit die Ansicht aus, die Verhältnisse gewinnen allmählich den Anschein, als sei es Ernst, auf Paris zu marschieren und eine Hauptschlacht zu liefern. Von den Einwohnern berichtet er, daß sie unwillig seien sowohl gegen ihre eigene Regierung, die immer alles auf die Hauptstadt und die Armee, nichts auf die Provinzen verwendet habe, als auch gegen die fremden Einquartierungen. Das Land sei nicht eben reich und die Verpflegung durch den Wirt häufig mangelhaft. Bei dem schlechten Wetter fingen die Schuhe der Soldaten an, schadhaft zu werden und unter dem in Holzschuhen gehenden Landvolk brachten Requisitionen in dieser Richtung nicht viel ein. Auf den Märschen der nächsten Zeit blieb eine Menge Leute zurück.

Ohne irgend Widerstand zu finden, zog am 7. Februar der Kronprinz an der Spitze seiner Reiterei in Troyes, der alten Hauptstadt der Champagne, ein. Sein Armeekorps erhielt seine Stellung westlich von Troyes auf der Straße gegen Sens.

Wollte Schwarzenberg weiter gegen Paris vorgehen oder in den Rücken Napoleons operieren, so standen ihm drei Wege offen, über Montereau, Bray, Nogent. Um diese wichtigen Übergangspunkte wurde in der Mitte des Februar vielfach gekämpft. Von Napoleon war Marschall Victor zurückgelassen, um mit etwa 30 000 Mann das Stück der Seine zwischen Nogent und Montereau festzuhalten.

Im großen Hauptquartier waren indessen die entmutigenden Nachrichten von dem wiederholten Mißgeschick der schlesischen Armee bei Montmirail, Champaubert, Etoges, Vauchamps eingetroffen und nur dem Einfluß des Kaisers von Rußland ist es zuzuschreiben, wenn Schwarzenberg bestimmt wurde, etwas zu unternehmen, um Blücher Luft zu machen.

Das Unglück Blüchers hatte so tiefen Eindruck gemacht, daß Schwarzenberg zunächst allem aufbot, um eine Vereinigung mit der schlesischen Armee herbeizuführen. Und zwar rückwärts. Zu dem Zweck nahm er in seiner Front eine durchaus defensive Haltung an und war bereit, in den nächsten Tagen auf Troyes und Arcis zurückzukehren. Nur kurze Zeit noch sollten die Seineübergänge gehalten werden, damit Blücher Zeit zum Anmarsch hätte. Das 4. Korps, zu dem jetzt auch die östreichische Brigade Schäfer gestoßen, erhielt die Aufgabe, Montereau zu halten, nachdem es am 11. Februar die Stadt Sens weggenommen; dem 5. Korps fiel Bray zu, dem 6. Nogent.

Napoleon, von seinem Zug gegen die schlesische Armee umkehrend, kam am 17. in Nangis an. In drei Richtungen ließ er von hier seine Kolonnen aus einander gehen: Oudinot gegen Nogent, Macdonald gegen Bray, Victor mit Gerard gegen Montereau.

Das 4. Korps war genötigt, am 18. Februar unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen den Angriff Napoleons, der um die Mittagsstunde selbst auf dem Schlachtfeld ankam, anzunehmen. Der immer mehr sich entwickelnden feindlichen Übermacht gegenüber sah sich der Kronprinz gezwungen, zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags den Rückzug gegen Bray anzutreten, der am Steilabfall des rechten Ufers und an der Seinebrücke bedeutende Verluste herbeiführte; denn die Beschaffenheit des Terrains hatte eine Verteidigung vor dem Defilee bedingt.

Das Treffen von Montereau gehört unter die wenigen Zusammenstöße in diesem Feldzug, in denen die französische Armee mit weit

überlegenen Kräften auftrat; hier waren 30 000 Mann gegen 10 000 gestanden.

In den nun folgenden Tagen geht Napoleon durch Montereau aufs linke Seineufer über. Schwarzenberg weicht mehr und mehr zurück. Er scheint zu vollständigem Rückzug entschlossen an die Aube, vielleicht auf die rettenden Höhen des Plateau von Langres, am 23. Februar wird auch Troyes aufgegeben. — In diesen Tagen des Rückzuges war es ein Glück für den Kronprinzen, daß bedeutender Nachschub aus der Heimat eintraf: ein Linienregiment und vier Landwehrregimenter. Letztere mußten freilich zum Teil aufgelöst und die Mannschaften in die sehr gelichteten Reihen der Linienregimenter eingestellt werden. —

Blücher hatte von den Monarchen die Ermächtigung erhalten, die von den Niederlanden anrückende Nordarmee unter Bülow an sich ziehen zu dürfen; seine Bestimmung sei fortan, offensiv gegen Paris vorzugehen; Schwarzenberg werde vorerst die Erfolge abwarten, um nötigenfalls einzugreifen.

Wieder war es Kaiser Alexander, der energisch auf irgend eine That hindrängte und dem schmachvollen Rückzug ein Ende machte.

Schon früher hatte Franquemont ausgerufen: „Die Östreicher sind friedlich, die Russen kriegerisch gesinnt!“ Jetzt bei dem energielosen Vormarsch gegen Troyes macht er in einem Schreiben aus Bar sur Seine vom 3. März seinen Gefühlen Luft:

„Außer den politischen Fehlern liegen dem Unglück der alliierten Armee viele militärische zu Grunde. Obenan ist hiebei zu setzen das geteilte Oberkommando der Armee. Blücher ist unabhängig von Schwarzenberg; die Russen thun was sie wollen. Soll eine Hauptoperation ausgeführt werden, so muß Graf Radetzky (Chef des Generalstabes der böhmischen Armee) erst herumreisen, die Russen hiezu zu disponieren. Hierüber geht die beste Zeit verloren. Die Russen und Östreicher hassen einander. Der Friede ist letzterer einziger Wunsch.

„Der unglückliche Gedanke, mit einer siegreichen Armee von der Offensive plötzlich zur Defensive überzugehen und die Armeekorps zu vereinzeln, um eines nach dem andern preiszugeben, hat dem französischen Kaiser wieder auf die Beine geholfen.

„Ein anderer unverzeihlicher Fehler, der gegen die ersten Regeln des Kriegs verstößt, war auch der, daß die alliierte Armee, wenn sie einen Vorteil über den Feind erfochten hatte, immer unterließ, denselben zu verfolgen. Zufrieden, gesiegt zu haben, ließ man den Feind ruhig ziehen und verlor ihn aus dem Auge. Man weiß im großen Hauptquartier nur selten, wo sich der französische Kaiser befindet.

„Da man keine Magazine hat, so ist die Verpflegung der Armee sehr prekär. Fleisch und Wein ist noch zu haben, Brot und Mehl sind eine Seltenheit geworden. Die Armee nimmt täglich ab; die erwarteten russischen und östreichischen Reserven kommen nicht an; die östreichischen Kürassiere, die russischen Garden und die schwere Kavallerie werden nie gebraucht, sie zehren nur.

„Die Hoffnung der Armee beruht gegenwärtig auf dem Feldmarschall Blücher; man sagt, seine Avantgarde sei bereits in Meaux."

In all die Schwankungen traf am 20. März die Nachricht, daß der Feind bei Plancy aufs linke Aubeufer übergegangen sei.

Napoleon selbst rückte von Plancy gegen Arcis vor und hatte um die Mittagszeit sich um letzteren Ort konzentriert. Der heftige Angriff Wredes an diesem Tage vermochte nicht, ihm seine Vorteile zu entreißen. Das 3., 4., 6. Korps von Troyes her wurden möglichst schnell entboten. Mit dem Morgen des 21. März schlossen sich die genannten Korps dem linken Flügel Wredes an, was zur Folge hatte, daß die Stellung Napoleons vor Arcis mit einem Defilee hinter sich von doppelter Übermacht vollständig umfaßt war, was ihn zum Rückzug veranlaßte.

Endlich schien er gefaßt zu sein, der einzig richtige Entschluß, alle schwebenden Fragen und Unterhandlungen zu einem wünschenswerten Ende zu bringen, — der Entschluß, sofort und unverrückt den Marsch auf Paris anzutreten. Ausschlaggebend war wiederum der Wille des Kaisers Alexander gewesen.

Ein wahres gegenseitiges Drängen und Wettrennen nach der Hauptstadt trat jetzt ein. Der Vorkämpfer war bis daher immer Blücher gewesen mit der schlesischen Armee, aber er sollte nicht die Ehre haben, vor Ankunft der Monarchen den letzten Schlag zu thun.

Es mag ein feierlicher Moment gewesen sein, als mit dem Morgen des 25. März einhellig die Spitzen aller Kolonnen gegen Paris sich richteten. Voran marschierten das 4. und 6. Armeekorps; mit der Reiterei von beiden Korps eröffnete der Kronprinz den Zug auf der Straße von Vitry über Sommesous nach Sezanne.

Die französischen Streitkräfte, die zur Verteidigung der Hauptstadt verfügbar waren, zwischen 20 und 30 000 Mann, hatten sich indessen unter Marmont und Mortier zusammengezogen und lagerten östlich und nördlich von der Stadt.

Die Alliierten führten bei Meaux von beiden Heeren 130 000 Mann zusammen; 30 000 unter Wrede und Sacken blieben zur Deckung des Rückens gegen Napolon stehen; 100 000 marschierten am 30. März gegen

Paris. (52—55000 Mann Russen, 22000 Preußen, 15000 Österreicher, 10000 Württemberger).

Schon morgens 8 Uhr am 30. März hatten die russischen Garden bei Pantin und Romainville die Schlacht vor Paris eröffnet, waren auf das Plateau vorgedrungen, hatten aber nichts Entscheidendes erreicht. Der Erfolg auf beiden Flügeln blieb abzuwarten.

Dem Kronprinzen Wilhelm waren am 30. März, eine Stunde nach Mitternacht, die Dispositionen des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg zugegangen. Seine Aufgabe bestand darin, auf dem linken Flügel längs der Marne vorzurücken über Fontenay aux bois, den Wald von Vincennes, St. Maur, Charenton und die dortigen Brücken zu nehmen und das Schloß von Vincennes einzuschließen. Zu seiner Unterstützung folgte Giulay mit dem 3. Korps; rechts von ihm kämpften Russen und Preußen.

Um 5 Uhr abends erhielt der Kronprinz, der seinen Auftrag ausgeführt hatte und eben willens war, einen Angriff auf die Vorstadt St. Antoine zu machen, den Befehl, die Feindseligkeiten einzustellen. — Es hatten nämlich am Nachmittag die Preußen und Russen im Zentrum und auf dem rechten Flügel beim Montmartre Fortschritte gemacht und den ganzen, Paris beherrschenden, Höhenkranz erstürmt. Die Stadt lag jetzt bezwungen zu ihren Füßen. Eine Konvention mit der provisorischen Regierung hemmte die Waffen. Die Verbündeten blieben vor den Barrieren. Vom 4. Korps lagerten die Brigaden Misani und Lalance in Nogent; Hohenlohe in Charenton; Stockmayer in St. Maur. In Verbindung mit dem 3. Korps hatte die Kavallerie ihre Posten bis an die Eingänge von Paris vorgeschoben.

Für die Nacht vom 30. zum 31. März lauteten die Dispositionen Schwarzenbergs: „Vermöge einer abgeschlossenen Kapitulation zieht sich der Feind hinter die Barrieren der Stadt; daher alle Feindseligkeiten aufzuhören haben. Die Armee nimmt folgende Stellung:

Die schlesische Armee besetzt den Montmartre und sichert ihre rechte Flanke durch Besetzung des Boulogner Wäldchens und der Brücken über die Seine von Neuilly bis zur Stadt.

Das 6. Armeekorps stellt sich auf den Höhen von Belleville und Bagnolet.

Das 4. Armeekorps besetzt das Gehölz von Vincennes und die Brücke von Charenton.

Das 3. Armeekorps stellt sich zum Soutien desselben auf u. s. f."

In der Nacht vom 30. zum 31. März um 2 Uhr morgens war die Kapitulation von Paris unterzeichnet worden. Der Einzug

der Verbündeten sollte infolge davon am Vormittag den 31. März stattfinden. Um 9 Uhr mußten die russischen und preußischen Garden, die östreichischen Grenadiere und das württembergische Infanterieregiment Nr. 5 Prinz Friedrich (heute 2. württ. Infanterieregiment Kaiser Wilhelm Nr. 120) zum Einzug parat stehen. Weitere Truppen durften, dem getroffenen Abkommen zufolge, die Stadt nicht betreten.

In Paris selbst bildeten sich mit Tagesanbruch Volksgruppen auf den verschiedenen Plätzen, welche laut die kaiserliche Regierung verwünschten. Man sah weiße Kokarden; da und dort wurden weiße Fahnen umhergetragen.

Um 7 Uhr in der Frühe waren die Barrieren von den alliierten Truppen besetzt worden. Von allen Hauptstädten auf dem Kontinent hatte Paris am längsten keinen siegreichen Feind in seinen Mauern gesehen.

Um 7 Uhr zog leichte Reiterei durch die Barriere du Throne. Sie überschritt die Brücke von Austerlitz und rückte auf der nach Fontainebleau führenden Hauptstraße vor.

Die zum Einzug bestimmten Truppen standen parat. Kurz war ihnen die Zeit bemessen gewesen, um Toilette zu machen.

Um 10 Uhr hielten der Kaiser von Rußland, der König von Preußen und in ihrer Mitte der Oberbefehlshaber der alliierten Heere, Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, ihren feierlichen, triumphierenden Einzug in Paris; — voraus die Gardekosaken. Dann folgten sich in der Kolonne:

Leichte russische Gardekavallerie,
2 östreichische Grenadierbataillone,
2 „ Infanteriebataillone,
2 württembergische Bataillone,
2 östreichische Grenadierbataillone,
Infanterie der russischen Garde,
Infanterie der preußischen Garde,
Schwere Gardekavallerie.

Der Zug ging von der Barriere du Pantin durch die Vorstadt St. Martin zu den elysäischen Feldern. Es war ein klarer frühlinghafter Morgen und während der Zug sich die Boulevards entlang bewegte, begrüßte ihn überall ein unermeßlicher Jubel der Hunderttausende, die sich an den Weg drängten. „Nieder mit dem Tyrannen!“ „Es leben unsere Befreier!“ so erscholl es von allen Seiten. Überall fühlte man sich plötzlich entlastet von einem unermeßlichen Druck. Auf dem Platz Ludwigs XV. machten die Monarchen Halt und ließen die gegen 35 000 Mann zählenden Truppen an sich vorüber ziehen. Diese selbst lagerten für die

nächsten Tage auf dem Platz Ludwigs XV., in den elysäischen Feldern, vor dem Invalidenhause, auf dem Marsfelde und auf anderen geräumigen Plätzen. Der Konvention zufolge hatten alle französischen Truppen die Stadt verlassen.

Während hier die Sieger in die Hauptstadt einzogen, hatte sich Napoleon von St. Dizier, wo er keinen beachtenswerten Gegner sich gegenüber fand, Paris genähert, erfuhr aber die Lage der Dinge in Juvisy in der Nacht vom 30. auf den 31. März. Doch gab er die Hoffnung nicht ganz auf und hatte die Absicht, am 3. April gegen Paris aufzubrechen.

Zu ernstlichem Schlagen mit Napoleon kam es nicht mehr; der größte Theil der Marschälle, der Truppen und der Nation hatte den alten Führer verlassen und seine Schwungkraft lahm gelegt.

Sofort nach ihrem Einzug in Paris war von den Souveränen erklärt worden, daß sie weder mit Napoleon noch mit einem Glied seiner Familie verhandeln wollten; das Schicksal des seitherigen Kaisers der Franzosen war hierdurch bestimmt und die unbedingte Thronentsagung Napoleons für sich und seine Erben am 11. April war das Ende des vieljährigen Kriegsgetümmels, der weltumspannenden Plane des Eroberers und großen Soldaten, der einst die Verwilderung der Revolution bezwungen hatte.

Dafür war ihm von den Monarchen gestattet, als Souverän sich mit seinen wenigen Getreuen nach der Insel Elba zurückzuziehen. Schon nach einigen Monaten aber war von St. Helena die Rede. Für jetzt suchte sich Napoleon seinen Weg nach dem Süden von Frankreich durch die aufgeregten Massen, welche seine Regierung verwünschten und die Rückkehr der königlichen Herrschaft herbeisehnten.

Schon hatten sich im Rücken der verbündeten Heere die vertriebenen Bourbonen mit ihrem Anhang gezeigt; mehr und mehr traten sie in den Vordergrund. — Am 30. Mai 1814 wurde der Friede zu Paris geschlossen und Ludwig XVIII. aus dem Hause der Bourbonen als König von Frankreich auf den Thron gesetzt.

Die verschiedenen Armeekorps der Verbündeten bezogen zu ihrer Retablierung Kantonierungen. Das 4. Korps verblieb bis zum 9. April in seiner Stellung bei Athis; später werden Kantonierungen bezogen in den Departements der Aube und der Yonne. — Die Folgen des Winterfeldzugs begannen allmählich hervorzutreten; der Stand der württembergischen Truppen war ziemlich herabgeschmolzen; die Strapazen und starken Märsche zu Ende des März hatten die Spitäler besonders gefüllt.

Die Schlacht vor Paris verursachte einen Verlust von nur 171 Mann, aber um dieselbe Zeit lagen 3885 Kranke und Verwundete in den Spitälern, die von seiten des württembergischen Kommissariats in Langres, Sens, Troyes, Paris und anderen Orten errichtet waren.

„Die Infanterie, schreibt Franquemont vom 1. April, hat viel durch Trainieren verloren, trotzdem daß man die Vorsicht brauchte, unter einem strengen Stabsoffizier immer zwei Kompagnien hinter der Kolonne marschieren zu lassen. Mehrere sind auf dem Marsch gestorben. Die französische Regierung hatte Anstalten getroffen, daß alle Pferde und Wagen aus der Gegend, durch die marschiert wurde, weggeführt waren. So konnte kein Kranker nachgeführt werden; man mußte sie gerade liegen lassen und es ist zu befürchten, daß sie von den Bauern totgeschlagen werden, denn diese scheinen von ihrer Regierung dazu autorisiert zu sein."

In diesen Tagen der Ruhe erhielt das Korps einen Zuwachs durch eine Kolonne, welche unter General v. Spitzemberg am 20. Februar in Stuttgart abgegangen war, bestehend aus dem Leibinfanterieregiment und drei Landwehrregimentern.

Allerorten freute man sich der gemeinsam erkämpften Erfolge, des endlichen Völkerfriedens und der Hoffnung, bald die befreite Heimat wieder zu sehen. Von der Mitte des Monats Mai ab begann das 4. Korps aus seinen Standquartieren in sechs Kolonnen nach dem Heimatlande aufzubrechen.

Der Feldzug hatte zu den kürzesten gezählt im ganzen letzten Jahrzehnt. Dabei so reich an Erfolgen, aber auch in Beziehung auf Entwicklung von Streitkräften an jeden einzelnen Landesteil außerordentliche Anforderungen stellend. — Unermüdlich war der König in der Ausrüstung und Mobilmachung immer neuer Truppenkörper der Linie und der Landwehr gewesen, um sein Armeekorps in achtunggebietendem Stande zu halten. Keine Kolonne verließ das Land, ohne von dem König selbst im einzelnen gemustert worden zu sein. Und häufig genug kam es vor, daß der oberste Kriegsherr da und dort einen Mangel in der Ausrüstung fand oder einen ihm nicht felddienstüchtig scheinenden Burschen herauszog und durch einen andern ersetzen ließ.

Eben in jener Zeit arbeitete man darauf hin, die ganze Kraft des Volkes herbeizuziehen und zu verwerten, um die Massen militärisch zu ordnen, auf daß sie im stande wären, sich im Falle einer unglücklichen Wendung der Dinge zur Verteidigung des heimatlichen Bodens zu erheben. Durch die beträchtlichen Aushebungen der letzten Jahre, durch Herbeiziehung der Waffenfähigen zu den Ersatztruppenteilen und Land-

wehrbataillonen war die Zahl der tüchtigen Männer im Königreich überaus gemindert worden. Dennoch entschloß sich der König, einen Landsturm zu organisieren.

In einem Manifest vom 7. Juni 1814 erklärte der König: „In den Allianzverträgen, welche von Uns mit den beiden Kaiserhöfen und des Königs von Preußen Majestät abgeschlossen worden, haben Wir die Verpflichtung übernommen, mit allen Mitteln, welche die Vorsehung in Unsere Hände gelegt hat, die gemeinsame Sache zu unterstützen und thätigst mitzuwirken, daß eine Ordnung der Dinge in Europa, durch welche allein die Unabhängigkeit der Staaten und ihre künftige Ruhe gesichert erscheint, hergestellt werde." Im Verlauf des Aufrufs werden alle Waffenfähigen vom 18. bis 60. Lebensjahr zur Bildung des Landsturms bestimmt, dessen Gesamtergebnis auf 100 000 Mann berechnet wird. Nach dem glücklichen Resultate des Feldzugs konnte man aber auf die Mitwirkung verzichten.

Eine vollständige Landsturmorganisation war jedoch während des Kriegs durchgeführt worden. Der Landsturm war in Divisionen, Brigaden, Bataillone eingeteilt. Sämtliche Kommandeure sind ernannt und teils aus der Zahl der älteren Offiziere, teils, insbesondere bei den Bataillonen, aus den Kreisen der höheren Forstbeamten und Oberamtleute entnommen.

Aller Augen blickten jetzt der Rückkehr der Truppen entgegen. Seit zwei Jahren hatte man den traurigen Anblick gehabt, daß nur zu Trümmern zusammengeschwundene Truppenteile, nur wankende Gestalten die Heimat wieder sahen. Jetzt erwartete man die stattliche Armee, wie sie siegesfroh bereit war, ihren Einzug zu halten. — Niemals waren die Liebesgaben so reichlich geflossen wie in den letzten Monaten, wo es galt, diejenigen zu unterstützen, die nach so langer Zeit wieder für Deutschlands Größe und Ehre kämpften.

Nie war der König freigebiger gewesen mit Anerkennung, mit Belobungen und Auszeichnungen. Besondere Ehrenmedaillen hatte er gestiftet für diejenigen, welche sich den 1. und 2. Februar bei Brienne und la Rothiere und am 30. März vor Paris hervorgethan. Feierlich empfing der König den General der Infanterie Graf Franquemont, und ganz besonders den Feldmarschall Kronprinz Wilhelm, der dem württembergischen Namen so viel neuen Glanz hinzugefügt.

Keine Truppe hatte der König aus dem Lande abmarschieren lassen, ohne sie gemustert und verabschiedet zu haben. Und so begrüßte er nunmehr alle zurückkehrenden Kolonnen und Regimenter. So die vierte Ko-

lonne am 13. Juni zu Vaihingen, wo die Regimenter Fußjäger König Nr. 9, leichte Infanterie Nr. 10, Landesscharfschützen Nr. 11 mit den Generalen v. Stockmayer und v. Döring in Parade aufgestellt waren. Nach abgehaltener Revue ließ der König mitten unter den Truppen sein Zelt aufschlagen und tafelte hier mit sämtlichen Offizieren inmitten der Regimenter, welche ringsumher lagerten und reichlich bewirtet wurden.

Schon früher, am 11. April, hatte ein allgemeines Kirchendankfest alle Herzen und Gemüter im ganzen Lande vereinigt. Der König war, umgeben vom gesamten Hofstaat, in Stuttgart in die Stiftskirche gezogen und hatte dem Gottesdienst beigewohnt, der unter dem Geläute aller Glocken und dem Donner der Kanonen zum Dank für den errungenen Frieden abgehalten wurde.

Zum zweiten Teil, zweiter Abschnitt.

1. Generalmajor von Theobald.

Eine ganze Reihe von meist jugendlichen, unternehmenden Truppenführern brachte die Napoleonische Schule hervor, Persönlichkeiten, welche gleicherweise praktisch wie theoretisch thätig waren. Nachdem man die Irrgänge und Abgeschmacktheiten der militär-mathematischen Schule verlassen, sahen Theorie und Praxis sich in den Dienst des Gedankens gestellt, der die eigenen Streitkräfte möglichst hebt und zu Rate hält, um den Feind aufzusuchen und alles dadurch zu entscheiden, daß seine Streitkräfte vernichtet werden. — Unter der Anzahl der durch ihre Energie, Umsicht und Erfahrung hervorragenden Truppenführer sind in Württemberg besonders zu nennen: Franquemont, Varnbüler, Stockmayer, Neuffer, Koch, Döring, Scheler und andere. Die allermeisten waren auf der hohen Karlsschule und im herzoglichen Dienst vorgebildet worden und haben nach Beendigung der Kriege auf die manigfachste Weise noch ersprießliche Dienste geleistet; und zwar nicht bloß militärische, sondern auch als Diplomaten, Volkswirtschafter und in ähnlichen anderen Stellungen.

Theodor Johann Karl Theobald war geboren am 3. April 1772 zu Rastatt, wo der Vater als Oberst eines Schwäbischen Kreisregiments stand. Der begabte Junge besuchte zunächst das Gymnasium in Straßburg; später die hohe Karlsschule in Stuttgart, wo er bald die Auszeichnung eines Chevaliers erhielt und die Aufmerksamkeit des Herzogs Karl auf sich lenkte. Seine Laufbahn begann Theobald als Stückjunker bei der Artillerie; im Feldzug 1800 wurde er zum Lieutenant im Generalstab ernannt. Während des Feldzugs 1805 avancierte er zum Major und war nach dem Frieden als Generallandeskommissär in das französische Hauptquartier kommandiert.

Die Hauptthätigkeit des strebsamen, hochgebildeten und kenntnisreichen Offiziers bildete auch fortan seine Verwendung im Generalstab und in besonderen Missionen und Stellungen. Kurz vor dem Ausbruch des Kriegs mit Preußen diente Theobald als Adjutant des Herzogs Wilhelm, der mit den Geschäften des Kriegsministers beauftragt war. Im Feldzug 1806 und 1807 selbst fungierte er als Chef des Generalstabs. Rasch avancierte er zum General und Generalquartiermeister und erwarb sich das Vertrauen des Königs

in ganz besonderem Maße. Es zeigte sich das beim Beginn des Feldzugs gegen Östreich 1809, für dessen Dauer Theobald unter Ernennung zum königl. Generaladjutanten als unmittelbarer königl. Kommissär bei dem General Vandamme dem württembergischen Hauptquartier beigegeben wurde. In der genannten Stellung war es seine Aufgabe, die Autonomie seines Souveräns in den inneren Angelegenheiten des Heeres den französischen Feldherren gegenüber zu wahren und hierüber mit dem König einen unmittelbaren und ausschließlichen Briefwechsel zu unterhalten.

Nach dem Frieden, mit den höchsten württ. Orden und der Ehrenlegion ausgezeichnet, übernahm der General als weiteres Amt das Präsidium des Straßen- und Brückenbaudepartements unter Ernennung zum wirklichen Staatsrat; war auch als Kommissär bei Grenzberichtigungen thätig. — In den russischen Feldzug 1812 zog er als erster Generaladjutant Sr. kgl. Hoheit des Kronprinzen, mußte aber, in Litthauen schwer erkrankt, in die Heimat zurückkehren. — Die angegriffene Gesundheit nötigte ihn, den Dienst aufzugeben. Er zog sich in ländliche Stille zurück.

Der umfassende Geist des verdienten Mannes blieb aber unausgesetzt thätig. Mit den hervorragendsten Schriftstellern stand er in fortwährendem Briefwechsel und trat selbst an die Öffentlichkeit mit vielfach anerkannten Schriften militärischen und staatswissenschaftlichen Inhalts. Von Eßlingen zum Landtagsabgeordneten gewählt, wirkte er vom Jahr 1819 ab auf mannigfache Weise zum Wohle des Volks, bis ihn am 19. März 1837 der Tod ereilte.

(Württ. Jahrbücher 1840.)

---

2. Ferdinand Freiherr von Varnbüler.

Die Familie der Varnbüler, nach dem westfälischen Frieden mit Erneuerung des alten Adels und dem Zusatz „von und zu Hemmingen" in die Reichsritterschaft aufgenommen, hat von jenem Johann Konrad Varnbüler ab, der sich durch seine Thätigkeit beim Friedensschluß zu Münster und Osnabrück 1648 allgemeines Ansehen erwarb, dem Vaterland eine Reihe verdienter Männer geliefert. In unseren Zeitraum fällt die Thätigkeit zweier Brüder Varnbüler, der Söhne des ihm Jahr 1807 in den Ruhestand getretenen und 1818 gestorbenen Generals Gottlob v. Varnbüler, — Ferdinand v. Varnbüler und des zwei Jahre jüngeren Bruders Karl v. Varnbüler; Ferdinand hervorragend als General und organisatorisches Talent; Karl als Volkswirtschafter, Parlamentarier und Staatsmann.

Ferdinand v. Varnbüler, am 5. Dezember 1774 zu Ludwigsburg geboren, erhielt seine Ausbildung gemeinschaftlich mit dem jüngeren Bruder Karl auf der hohen Karlsschule in Stuttgart. Im Jahr 1792 war Ferdinand

Lieutenant bei der Gardelegion, später beim Kreisinfanterieregiment. Von seinem Schulgang auf der Karlsakademie urteilte Ferdinand später, daß er dort ungründlich vorgebildet, vielleicht verbildet worden sei. — Rasch aber traten die Anforderungen des praktischen Dienstes heran. Vom Jahr 1793 an stand Varnbüler mit den Kreistruppen am Oberrhein in der Nähe von Kehl; zuletzt als Hauptmann und Flügeladjutant des Schwäbischen Kreises. Alle Schicksale des schwäbischen Truppenkorps hatte Varnbüler zu teilen und hat das Wichtigste hievon in seiner ersten schriftstellerischen Leistung: Beitrag zur Geschichte des Feldzugs vom Jahr 1796 in besonderer Rücksicht auf das schwäbische Korps, Altona 1797 — niedergelegt; heute noch eine geschätzte Quelle.

Bei der Neuordnung der militärischen Dienstzweige im Herzogtum finden wir 1799 Varnbüler als Flügeladjutanten des Herzogs und später im Generalstab verwendet. Als Chef des Generalstabs leistete er hervorragende Dienste im Feldzug 1800. — Bei der Verwertung aller gemachten Erfahrungen, bei den Verbesserungen im Kriegswesen fand Friedrich an dem 1804 zum Oberst und Generalquartiermeister ernannten kenntnisreichen Offizier einen überaus tüchtigen Gehilfen. Er war es insbesondere auch, der den Plan für die Offiziersbildungsanstalt zur Ausführung brachte. Aber der von den Strapazen früherer Feldzüge angegriffene Körper Varnbülers hatte nicht Widerstandsfähigkeit genug, um einer Krankheit während des Winterfeldzugs 1805 zu widerstehen. Lange lag er krank in Brünn. Im Oktober 1806 erbat er sich seinen Abschied.

In stiller Zurückgezogenheit lebte er, erst kürzlich mit Freifräulein Elisabeth von Palm in die Ehe getreten, zu Eßlingen. — Das Kriegsglück hatte indessen jäh umgeschlagen; König Friedrich war auf die Seite der Alliierten getreten und forderte alle im Ruhestande befindlichen Offiziere zum Dienste auf, um innerhalb der Grenzen des Königreichs verwendet zu werden. Diese letztere Beschränkung sagte Varnbüler, der seine alte Rüstigkeit wieder erlangt hatte, nicht zu. Mit des Königs Erlaubnis meldete er sich zur östreichischen Armee und machte mit dieser den Feldzug 1814 als Oberst im Generalstab mit. Zu Ende desselben Jahres traf er mit seinem König in Wien zusammen. Friedrich wünschte den alten Gehilfen wieder in seine Dienste zu nehmen. Varnbüler erbat sich von Kaiser Franz den Abschied und ward vom König zum Generalmajor und Generaladjutanten ernannt.

Im Hauptquartier des Kronprinzen nahm er am Feldzug 1815 teil und übernahm nach demselben die Geschäfte als Generalquartiermeister, welches Amt er auch unter König Wilhelm beibehielt. Zwei Ziele waren es vor allem, die der General anstrebte: tüchtige Heranbildung von jungen Offizieren und Durchbildung der Truppe an der Hand von größeren Manövern unter Zugrundlegung verständiger taktischer Ideen. Neben diesen Hauptgeschäften lief her eine rege Teilnahme an der 1822 begonnenen Zusammenstellung der

Allgemeinen Kriegsdienstordnung. — Zunächst wußte Varnbüler eine Anzahl von jungen Offizieren in Ludwigsburg zum Zweck wissenschaftlicher Fortbildung zu vereinigen; im weiteren ist aber die Gründung der Offiziersbildungsanstalt in Ludwigsburg im Jahr 1820 sein Werk. Die letzte der Kriegsübungen, zu denen er den Plan ausgearbeitet, die im Herbst 1830 abgehaltene, wurde in der Armee „seine Totenfeier" genannt; denn der Entwurf zu derselben war Varnbülers letzte Arbeit und die Übung endete wenige Tage vor seinem am 28. September 1830 erfolgten Tode unweit seines Krankenlagers.

Der vielseitig gebildete Mann war schon 1820 zum lebenslänglichen Mitglied der Kammer der Standesherren ernannt worden. Mit besonderer Freude schloß er sich allen Bestrebungen gemeinnütziger Art an und denjenigen Vereinen, welche Beförderung der Künste, der Gewerbe, der Landwirtschaft, des Handelsverkehrs und der Wohlthätigkeit zum Zweck hatten.

(Württ. Jahrbücher 1830. — Adam, Freiherr Karl Eb. Fr. Varnbüler. Stuttgart 1886.)

---

3. Generallieutenant Graf von Scheler.

An seinen Namen knüpft sich vor allem das Andenken an den für die württembergischen Waffen bei Borodino erkämpften Ruhm. — Am 13. Dezember 1770 in Ludwigsburg geboren, widmete sich Scheler schon in zarter Jugend dem Soldatenstand. Mit dreizehn Jahren trat er als Kadett in das damalige Grenadierregiment Augé. Ein Jahr später war er schon zum Lieutenant befördert. Bei der Neuformation der Truppen durch Herzog Friedrich 1798 wurde er Hauptmann und Kompagniechef.

In allen Feldzügen sich auszeichnend durchlief der junge Offizier rasch die niederen Grade, war mit 37 Lebensjahren Generalmajor und im Jahr 1810 Generallieutenant. — Als Divisionskommandeur zog er in den russischen Feldzug und empfing aus den Händen des zur Umkehr genötigten Kronprinzen den Oberbefehl über die württembergischen Truppen. In dieser hohen Stellung machte er sich um das Vaterland besonders verdient. Er ermutigte als Vorbild der Ausdauer und der Selbstverleugnung die Truppen in Ertragung der beispiellosen Anstrengungen und Entbehrungen, welche das gewöhnliche Maß der menschlichen Kräfte weit überstiegen. Allen leuchtete die unerschütterliche Tapferkeit des Generals am heißen Tage von Borodino voran. — Von einer ganz nahe abgeschossenen Kugel erhielt er am Halse eine so heftige Kontusion, daß er scheinbar tot zu Boden sank und in diesem Zustand zurückgetragen werden mußte. Kaum aber hatte er die Besinnung wieder erhalten, so ließ er sich wieder mitten in das hitzigste Gefecht zurückführen, um die Truppen mit dem gleichen Heldengeiste zu beseelen.

Laut wurden Schelers Verdienste gepriesen weit über den Rahmen der württembergischen Truppe hinaus. Wenn man die vielen Tapferen nannte von Borodino, die Generale Kerner, Hügel, die Obersten v. Stockmayer, v. Falkenstein, Palm und so viele andere, so pflegte man aller Orten voranzustellen den General v. Scheler. Zum Danke dafür erhob ihn sein König in den Grafenstand des Königreichs, nachdem Napoleon ihn kurz vorher zum Grafen seines Reichs ernannt. Zu Ende des Jahres 1816 übernahm Graf Scheler das Kommando über die bis zum Jahr 1818 in Frankreich dislozierten württembergischen Okkupationstruppen. Nach der Rückkehr lebte Scheler in Stuttgart als Divisionskommandeur und Gouverneur. Seine wahrhafte Biederkeit, sein rechtlicher Sinn und sein Wohlwollen erwarben dem verdienten Soldaten in allen Kreisen Achtung und Liebe. — Die Folgen einer Verletzung, die er durch einen Unglücksfall auf der Jagd davontrug, riefen ein längeres Leiden hervor und der Graf erlag diesem am 3. Februar 1826, eine Witwe und acht Kinder hinterlassend.

Es wird erzählt, wie sein Leichenbegängnis eines der zahlreichsten und glänzendsten gewesen sei, die man seit lange gesehen. Denn wenige Menschen habe es gegeben, welche so sehr, wie Graf Scheler, die allgemeine Liebe und Verehrung von Hohen und Niederen genossen. Zu der militärischen Begleitung waren die königlichen Minister und das diplomatische Korps getreten; außerdem der Stadtrat, der Bürgerausschuß, das Korps der Stadtreiter, eine Menge sonstiger Bürger und Einwohner. Hinter dem Sarge wurde das Reitpferd geführt, das in seinen jungen Jahren durch alle Schrecken des russischen Feldzugs den tapferen General getragen, und nachmals das Gnadenbrot erhalten hatte. Dem vorangegangenen Waffengefährten, dem hochverehrten Führer, widmete General v. Stockmayer am Grabe einen Nachruf.

(Schwäbische Kronik 1826, 9. 14. 15. Februar. — Württemb. Jahrbücher 1826.)

4. Friedrich Graf von Franquemont.

In Württemberg war von jeher viel geworben worden für fremde Dienste. An Venedig, an die Niederlande, an Frankreich, an den Kaiser, an den König von Preußen hatte man Regimenter überlassen. Überall in dem dichtbevölkerten Lande gab es feiernde Hände und Waghälse, die gern auf Gewinn und auf Abenteuer auszogen. Nochmals wurde für fremde Dienste Handgeld gegeben in den Jahren 1786 und 1787; es war das letztemal, daß die Werbetrommel durchs Herzogtum rasselte für einen fremden Machthaber. — Herzog Karl Eugen hatte es übernommen, ein Regiment für die Niederlande aufzustellen, das zunächst zum Dienst auf dem Kap der guten Hoffnung be-

stimmt war: das Kapregiment. — Kein Mensch nahm Anstoß an dem Eintreten in fremde Dienste. Berühmte Generale und Fürstensöhne dienten auswärtigen Mächten. Die Niederlande hatten von jeher Schotten, Engländer, Deutsche, Schweizer im Sold gehabt. Eben jetzt standen auf dem Kap im Dienste der Niederländer ein französisches Regiment, das Regiment Luxemburg und eine Schweizertruppe, das Regiment Meuron.

Dem Herzog von Württemberg verbot die Verfassung des Landes, Truppen auszuheben, auch für einen Reichskrieg; eine Anwerbung für fremden Dienst mit fremdem Geld war aber nicht gegen die Landesverträge. — Das reichliche Handgeld, der gute Sold, Aussicht auf Befriedigung der Unternehmungslust lockten zahlreiche Freiwillige herbei; eine Menge gedienter Offiziere und Unteroffiziere fand sich; unter den jungen Offizierskandidaten galt es für eine Auszeichnung, eine Anstellung im Regiment zu finden.

Der junge Franquemont, als natürlicher Sohn des Herzogs Karl Eugen am 5. März 1770 in Ludwigsburg geboren, hatte eben die Karlsschule absolviert, war 1787 zum Lieutenant ernannt und marschierte mit dem Kapregiment nach dem Einschiffungsplatz Vlissingen. Er hat fortan in seinem vielbewegten Leben die allerverschiedensten Schicksale des württembergischen Truppenkorps geteilt. — Im Jahr 1788 war das ganze Regiment Württemberg im Kaplande vereinigt. In den Folgejahren aber hatte es nach Ostindien abzugehen; ein Bataillon nach Java, das andere nach Ceylon. Franquemont, zum Hauptmann befördert, stand mit seiner Kompagnie in Trincomomale, vorübergehend auch auf dem Festland in Negapatnam. Im Herbst 1795 begannen die Engländer Ceylon anzugreifen. Es gelang ihnen, einen Platz nach dem andern zu nehmen. So gerieten die Württemberger in englische Gefangenschaft. Franquemont mit anderen Offizieren wurde nach Madras gebracht. Es war gestattet, auf eigene Kosten nach Europa zu reisen. Eine Anzahl von Offizieren benützte diese Erlaubnis; darunter Franquemont und der nachmalige Generallieutenant v. Koch, der 1826 verstorben ist; auch der Lieutenant Karl August Neuffer zählte unter diese, nachmals im Jahr 1813 Generalmajor und Generalquartiermeister, dann Gesandter in Berlin und London, 1822 gestorben. — Die Mehrzahl der Offiziere, 44 im ganzen, und die allermeisten Mannschaften erlagen dem Fieber in Java; andere verkamen und verschwanden als Landsknechte bei den verschiedenen Gebietern auf den Molukken; 1808 wurden die zusammengeschwundenen Reste des Regiments Württemberg in Samarang auf Java aufgelöst.

Bald nach seiner Rückkehr im Jahr 1800 war Franquemont zum Hauptmann im Bataillon Seeger ernannt worden. Seine persönliche Tapferkeit, Umsicht und Besonnenheit, Mut und Ausdauer trugen ihn rasch von Stufe zu Stufe. Nachdem er sich im schlesischen Feldzug hervorgethan, kommandierte er im Feldzug 1809 eine Brigade. Die nächsten Jahre finden den General beschäftigt in einer Kommission für Abfassung von Dienstvorschriften. — Als

Divisionskommandeur führte er im Frühjahr 1813 die neuformierten, zumeist eben erst ausgehobenen Truppen, ins Feld, um sie als 25. Division dem vierten Armeekorps Bertrand anzuschließen. — Mit größter Gewissenhaftigkeit sorgte Franquemont im unglücklichen Feldzug in Sachsen für die Bedürfnisse der Truppen; er teilte das Biwak mit den Soldaten, sein eigenes Beispiel der Tapferkeit leuchtete überall voran. In der Schlacht bei Bautzen war er an Knie und rechter Schulter verwundet worden. Rasch genesen, stand er nach dem Ende des Waffenstillstands wieder an der Spitze der Division. Nach allen verderblichen Schicksalsschlägen brachte der sorgsame Führer die kleinen Reste seiner Truppe am 31. Oktober 1813 ins Vaterland zurück. Vom König ward Franquemont in den Grafenstand erhoben.

Sofort ging es an Neuformationen und neue Organisationen. Zum General der Infanterie ernannt und mit Ehren überhäuft, zog Graf Franquemont wiederum zu Felde und zeigte sich 1814 und 1815 als außerordentlich umsichtiger und energischer Truppenführer, als feiner Beobachter aller Verhältnisse, dabei stets human und in hingebender Weise besorgt für das Wohl seiner Truppen. — König Wilhelm hatte kaum die Regierung angetreten, als er den Grafen Franquemont zum Kriegsminister ernannte und später zum lebenslänglichen Mitgliede der Kammer der Standesherren.

Die größten Verdienste erwarb er sich um die mit dem Jahr 1817 ins Leben gerufene neue Militärorganisation und deren weitere Entwicklung. Wegen hereinbrechenden Alters und geschwächter Gesundheit trat Graf Franquemont 1829 in den Ruhestand.

Unter den vielen Excellenzen, welche in den zwanziger und dreißiger Jahren das Stuttgarter Museum besuchten oder sich auf der Königsstraße ergingen, war kaum einer so allgemein geachtet und verehrt als Graf Franquemont, der mit so viel Herzensgüte und Freundlichkeit einen allzeit regen Geist, einen hellen, lebendigen Blick verband. Unablässig war er auf Weiterbildung nach Maßgabe der Fortschritte der Zeit bedacht; noch in den letzten Monaten seines Lebens erholte er sich an wissenschaftlicher Beschäftigung. Das ganze Land trauerte um ihn, als er am 2. Januar 1842 verschied.

(Neuer Nekrolog der Deutschen. 1842. Erster Teil. — Wolfgang Menzels Denkwürdigkeiten; Bielefeld und Leipzig 1877. S. 218. 219.)

---

5. Ludwig Friedrich von Stockmayer.

Enge verbunden ist Stockmayers Name mit den rühmlichen Thaten der württembergischen leichten Truppen, insbesondere der schwarzen Jäger. — Er ist geboren am 27. September 1779 in dem damals württembergischen, nachmals an Bayern abgetretenen Marktflecken Weiltingen, wo sein Vater Ober-

amtmann war. Als „Stadtbursche" ward der vierzehnjährige Junge in die hohe Karlsschule aufgenommen. Zum Sekondelieutenant schon mit 15 Lebensjahren ernannt, erhielt Stockmayer die Erlaubnis, auch noch fernerhin die hohe Schule besuchen zu dürfen. Im Jahr 1799 rückte er erstmals ins Feld und ward im März 1800 als Oberlieutenant dem neu errichteten Jägerkorps zugeteilt. Nach dem Frieden von Lüneville kam der junge Offizier, 1803 zum Hauptmann avanciert, mit den Jägern nach Vaihingen an der Enz in Garnison. Aus dem kleinen Jägerkorps waren 1805 zwei Bataillone Jäger hervorgegangen.

Nachdem er sich im schlesischen Feldzug hervorgethan, finden wir Stockmayer im Jahre 1808 als Kommandeur des Jägerbataillons König. Ein Teil des Ruhms vom 17. Mai 1809 im Treffen bei Linz fällt auf dieses Bataillon, von dessen vier Hauptleuten zwei tot, einer verwundet waren. Als der Oberstlieutenant v. Stockmayer am 4. September 1809 bei der großen Revue zu Schönbrunn das Jägerbataillon König dem Kaiser der Franzosen vorführte, erhielt er von Napoleon die schmeichelhaftesten Belobungen.

Zu den Jägern war indes auch leichte Infanterie getreten; eine leichte Brigade entstand. An ihrer Spitze stand vorübergehend der Oberst Stockmayer im Feldzug gegen Rußland 1812. Mit ungewöhnlicher Entschlossenheit führte er die Trümmer der Infanterie in der Schlacht bei Borodino; kühn stand er noch auf dem unseligen Rückzug an der Spitze der letzten Reste in den Kämpfen bei Krasnoi und Borisow. Ein schweres Nervenfieber warf ihn in Thorn nieder; Ende Januar 1813 erreichte er seine Garnison Mergentheim. Der verdiente Offizier stand jetzt in einem Alter von 33 Jahren und hatte 19 Dienstjahre hinter sich. Da ernannte ihn der König zum Generalmajor und Kommandeur der leichten Infanteriebrigade (Jägerregiment König und leichtes Infanterieregiment Nr. 10.) Es ist bekannt, wie er sich hervorgethan im Feldzug 1813, wo er nach dem Unglückstag von Dennewitz am 6. September sich in festgeschlossenen Carrees vom Schlachtfeld zurückzog und am meisten beitrug, der Arrieregarde gute Haltung zu geben. Sein Verhalten im Feldzug 1814 gab dem König Veranlassung, den General in den erblichen Adelstand des Königreichs zu erheben und ihn zum Inhaber des leichten Infanterieregiments zu ernennen.

Für den Feldzug 1815 erhielt Stockmayer eine besondere Aufgabe. Die Schlacht bei Straßburg war die erste und einzige bedeutende Waffenthat der württembergischen Infanterie seit dem Jahre 1799, bei welcher Stockmayer nicht mitfocht. Er stand mit einer aus Landwehrregimentern zusammengesetzten Brigade vor Schlettstadt. Im August 1815 half er Hüningen belagern. Erzherzog Johann, der Oberkommandant im Elsaß, belobte die württembergischen Landwehrregimenter, welche stets einen Mut und eine Disziplin an den Tag gelegt, wie man sie nur von Linientruppen erwarten könne.

Der eingetretene Friede brachte des Brigadegenerals rasches Vorrücken zum Stillstehen. Seit der Ernennung zum Generalmajor waren 25 Jahre verflossen, als Stockmayer am 4. Februar 1837 zum Generallieutenant und Divisionskommandeur ernannt wurde. Nur kurze Zeit hatte der verdiente Mann sich der neuen Stellung zu erfreuen, als ihn am 23. Dezember 1837 ein rascher Tod dahinraffte.

(Württemb. Jahrbücher 1837.)

6. Karl Friedrich Freiherr von Kerner.

Ein Mann, in des Wortes wirklicher Bedeutung, um des Vaterlandes Wohl im Frieden wie im Kriege gleich sehr verdient. War er aus dem Felde zurückgekehrt, so leitete der geniale Denker industrielle und gewerbliche Etablissements, war als Volkswirt und Staatsmann thätig. — Unter den Söhnen des Oberamtmanns Kerner zu Ludwigsburg haben sich drei einen besonderen Namen erworben: der ältere, Georg, im Dienste der französischen Republik; der nächstälteste, Karl, am 5. März 1775 geboren, durch seine militärischen und gemeinnützigen Leistungen; der jüngste, Justinus, als Dichter und Arzt.

Karl, zum Soldaten bestimmt, besuchte noch die hohe Karlsschule, als sein älterer Bruder Georg, voll warmer Begeisterung für die neue Freiheit, voll goldener Träume für das Wohl der Völker, zu Fuß nach Paris pilgerte. Hier traf er einen Landsmann, den nachmaligen Grafen und Pair von Frankreich, Reinhard, einen geborenen Schorndorfer. An diesen Staatsmann, der als Gesandter und Minister der auswärtigen Angelegenheiten mancherlei Sendungen auszuführen hatte, knüpfte sich für eine Reihe von Jahren Georg Kerners Lebensgang, bis sich dieser endlich voll ingrimmigen Hasses gegen die französische Zwingherrschaft nach Hamburg zurückzog, wo er als Arzt 1812 gestorben ist.

Auf andere Bahnen führte der Lebensweg des jüngeren Bruders Karl. Nach Absolvierung der hohen Karlsschule trat er als Offizier bei der Artillerie ein. In den Feldzügen 1799 und 1800 sammelte der eifrige junge Mann mancherlei Erfahrungen. Artillerie und Generalstab blieben die Felder seiner militärischen Thätigkeit. — Im Jahr 1801 wurde erstmals eine reitende Batterie aufgestellt unter Anleitung des Generals v. Camerer, der dem jungen Kerner das Zeugnis gab, daß er es vor anderen Offizieren verstehe, in das Wesen der neuen Waffe einzugehen. In den nächsten Jahren schrieb Kerner eine gute Broschüre über die Taktik der reitenden Artillerie.

Noch in anderer Weise wußte König Friedrich das schöpferische Talent Kerners zu verwerten, indem er ihm den Auftrag gab, in den Eisenwerken

bei Freudenstadt die Fabrikation von Stahl und Sensen einzuführen. Bald kam das Werk in Aufschwung. — Während des Feldzugs in Schlesien führte Kerner mit Auszeichnung eine reitende Batterie. Im darauffolgenden Frieden war er thätig in Verbesserung der Munitionswagen und im Straßenbaudepartement; in den Feldzug 1809 zog er als Oberst und Chef des Generalstabs. Mit hohen Auszeichnungen bedacht kehrte er zurück, um während der Friedensjahre die Geschäfte als Direktor des Berg- und Hüttenwesens zu übernehmen und die Gewehrfabrik in Oberndorf einzurichten. Rasch legte er noch den Grund für die Anfänge der Eisenwerke im Brenz- und Kocherthale; schon rief der fremde Eroberer wiederum ins Feld. Als Generalquartiermeister zog Kerner mit nach Rußland. Mit aller Selbstverleugnung behielt er das Wohl der Truppen im Auge, um, wenn es möglich wäre, die äußerste Not abzuwenden. Die Strapazen griffen den General selbst an; eine Kartätschenkugel hatte ihn verletzt; er mußte dem ferneren Dienste entsagen.

Unter Erhebung in den Freiherrnstand ernannte der König den General zum Staatsrat und Chef der Sektion für Berg- und Hüttenwesen. König Wilhelm berief den vielerfahrenen Mann 1817 in den Geheimenrat und zur zeitweiligen Verwaltung des Ministeriums des Innern. Lebhaft bedauerte Kerner die Verwerfung des liberalen königlichen Verfassungsentwurfs. Er war ein Bürgerfreund, abhold dem Schreibergeiste. — Kerner hatte sich den Rücktritt zu dem ihm liebgewordenen Wirkungskreis im Berg- und Hüttenwesen vorbehalten. Mit reichem Nutzen für das Vaterland war er noch lange thätig; am 12. April 1840 starb der gottergebene Mann. — Seine in Eisen gegossene Büste ist in dem Saale der Modelle in Wasseralfingen aufgestellt.

(Just. Kerner, Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. — Schwäbische Kronik 1840, 19. Mai.)

Dritter Abschnitt.

Wiederherstellung der Verfassung.

Nur selten mag in der Geschichte der Menschheit ein Moment wiederkehren, wo die geeinigten Nationen eines ganzen Weltteils, nach dem tragischen Ende des ehemaligen gemeinschaftlichen Bezwingers, tiefaufatmend Halt machen, damit rings im Kreise, bei Großen und Kleinen, Umschau gehalten werde nach all dem, was den Frieden noch weiter befestigen könne, was zum Wohle der Völker noch herbeizubringen, was zur Vervollkommnung ihres Glücks zu thun übrig bleibe, was festzusetzen, um die gegenseitigen Machtbereiche und Territorialbestände abzugrenzen.

Es geschah das in einer Anwandlung von brüderlicher Stimmung der Nationen und Volksstämme, welche sich eben noch in gleichem Maße gedemütigt gesehen hatten. Es schien, als wollten die gehobenen Geister sich über Gebirg und Thal und Flusseslauf aufschwingen und die neidisch sich herausbildenden Grenzen wegwischen.

Hoch ging bei solchen Aussichten das Gefühl der Freude allerorten und froh blickte man in die Zukunft. Fürsten und Völker schienen geeinigt, um ein neues goldenes Zeitalter heraufzuführen. Und guter Wille war vorhanden, hat wenigstens nicht ganz gefehlt. Wenn aber das geplante große Werk nicht gelungen ist, so ist der Grund zu suchen in dem Konkurrieren gar zu vieler gleich laufender Interessen, in der gegenseitigen Überwachung, im Mißtrauen, das hinzukam, in der Unzufriedenheit jedes Einzelnen mit dem Gebotenen. So kam es, daß eine Zeit, die unter den weitgehendsten Hoffnungen eingeleitet wurde, mit einer Reihe von unvollkommenen Schöpfungen endete. Die Zusammenschließung der Nationen

in sich, aber zugleich auch die Abschließung gegen einander, stellte sich fest in den Grundlagen und Anfängen.

Im Frieden von Paris den 30. Mai 1814 war versprochen worden einmütig von allen Mächten, daß innerhalb zweier Monate ein allgemeiner Kongreß in Wien alle schwebenden Fragen regeln sollte. Bis dies geschehen, freute man sich der Gegenwart und betrachtete das näher, was bereits vorlag. In wenigen Jahren hatte sich eine äußere und innere Revolution in Deutschland vollzogen. Das alte Reich, zum Unding geworden, war verschwunden und vor aller Augen lag das fast Unglaubliche: Deutschland, soeben noch unter tausend verschiedene Herrscher geteilt, in wenige größere Massen zusammengezogen, in lebensfähige Staaten mit festem Gefüge. Und weiter zeigte sich das nicht weniger Wunderbare: die gleichgiltigen Gemüter der unteren Stände, die weit in die Ferne schweifenden Geister der oberen, die träumenden und schlummernden Kräfte alle der Nation zurückgegeben zur Förderung des wirklichen, gegenwärtigen Lebens, zur Mitarbeit an der Größe und Wohlfahrt des Ganzen.

Zunächst war es der Zwang von außen gewesen, der die Nation nötigte, das Bewußtsein ihrer selbst und ihrer Einheit kräftig zu erfassen. Dann sind gewaltige Lehrmeister hinzugetreten; als gewaltigster von allen der fremde Soldatenkaiser. In der Nation selbst aber fehlte es auch nicht an Männern, die als Erzieher schonungslos wirkten; sie selbst hervorgegangen aus einer harten Schule und durch sie gezeitigt. Nur wenige unter ihnen, wie Fichte, Stein, Schleiermacher, die Bestrebungen der ganzen Nation umfassend und ihr geistiges, politisches und religiöses Leben durchdringend; die allermeisten vorerst in rein partikularistischem Sinn und in dem zunächst liegenden Kreise wirkend, wie Friedrich Wilhelm III., wie Hardenberg und Scharnhorst; oder wie in den Mittelstaaten Friedrich August, Karl Friedrich, wie insbesondere König Friedrich von Württemberg.

So war eine vollständige Umkehr eingetreten. Hatte man es früher vorgezogen, bei den unbefriedigenden Zuständen der Gegenwart einfach in die Ferne zu flüchten, so hatte man sich jetzt daran gewöhnt, das bestehende Übel fest ins Auge zu fassen, es zu ertragen, ihm männlich entgegenzutreten, ihm entgegenzuarbeiten. Man wurde sich selbst hart, man stellte an sich selbst schwere Anforderungen, wie es die Lehrmeister ihrerseits alle thaten. So erschienen geistige und politische Kräfte ihrer Aufgabe gewachsen und frisch.

Bei all dem Vorwärtsdrängen ereignete es sich aber, daß verschie-

dene Richtungen eingeschlagen wurden. Die beiden deutschen Großmächte suchten möglichst viele der kleinen Staaten an sich zu fesseln; jede derselben mühte sich ab, das eigene Machtgebiet möglichst weit zu spannen. Da und dort tauchte der Gedanke auf, die eigenen Lebensbedingungen ganz aufzugeben, das alte Kaisertum zu erneuern, oder die eine oder die andere der beiden Großmächte zu neuer kaiserlicher Stellung zu berufen.

Am wenigsten erschüttert waren die Verhältnisse worden in den süddeutschen Staaten. Hier verblieben die Regierungen in ununterbrochenem Bestande; man ging hier ohne neue Umwälzung, ohne Tausch oder Neueinsetzung des Herrscherhauses in die geänderten Verhältnisse über. Alles verlief daher hier auch ruhiger, nüchterner. Die Hauptthätigkeiten blieben auf den inneren Ausbau der einzelnen Staaten, zunächst in rein partikularistischem Sinne, gerichtet, ganz so, wie es bei den beiden deutschen Großstaaten auch geschah.

Den Sommer des Jahres 1814 über sahen sich die Hoffnungen, die man allerorten auf die Thätigkeit des Wiener Kongresses setzte, auf eine harte Probe gestellt. Von Monat zu Monat wurde die Eröffnung hinausgeschoben, endlich auf den 1. November festgesetzt.

Mit dem Monat September aber begannen die Diplomaten und Monarchen sich in Wien einzufinden. Es war eine europäische Versammlung, wie niemals noch eine gesehen worden war. Persönlich anwesend waren fast alle wirklichen und gewesenen Souveräne Europas, die Erbprinzen, die Minister und Vertreter; Vertreter der freien Städte und der Schweiz, der ehemaligen Reichsritterschaft, der säcularisierten Abteien und Stifter; eine Menge sonstiger Persönlichkeiten, welche Beschwerden vorzubringen wünschten oder irgend etwas zu erreichen suchten.

Der hohe Gastgeber, der Kaiser von Östreich, empfing alle auf das liebenswürdigste. Eine Festlichkeit verdrängte die andere. Künstlerische und schriftstellerische Größen, die Schönheiten Europas teilten sich in die Unterhaltung und Zerstreuung der hohen Gäste mit den Schaustellern der niedrigeren Klasse, die hier zu Markte zogen.

Darüber wurden nicht durchaus die Geschäfte vergessen, welche die Versammlung zusammengeführt hatten und die im großen in zwei Gruppen zerfielen: die neue europäische Staatenordnung durch Verfügung über die dem Eroberer entrissenen Länder und die deutsche Verfassung. Eine Menge delikater Geschäfte gab es schon in den vorbereitenden Versammlungen zu regeln: die sächsische, die polnische Frage, Sardinien. Diesen Aufgaben folgten die Einschränkung Frankreichs, die Vergrößerung Preußens.

Unter den ersten, welche zu der Fürstenzusammenkunft aufbrachen, befand sich König Friedrich. Am 16. September 1814 verließ er Stuttgart in Begleitung des Ministers Graf Winzingerode (Minister v. Linden war schon vorausgegangen), der Königlichen Adjutanten Graf Dillen, v. Breuning, Prinz v. Hohenlohe und des Kriegskanzleidirektors Oberst Graf v. Sontheim. — Die Reise führte über Neustadt und Straubing; an der östreichischen Grenze wurde der König aufs feierlichste begrüßt.

Aus Wien kam dem König zunächst entgegen sein Bruder, Herzog Ferdinand von Württemberg, um ihn als kommandierender Feldmarschall von Östreich zu begrüßen. Kaiser Franz war am 20. bis auf die Höhe des Ortes Benzing entgegengefahren und hatte dort seinen Gast empfangen. Von hier ab fuhren die beiden Monarchen in dem kaiserlichen Wagen nach Wien, wo der König unter dem Donner der Kanonen und dem Geläute der Glocken um zwölf Uhr mittags ankam und in der Hofburg abstieg.

In den nächsten Tagen galt es, die bereits anwesenden Fürstlichkeiten, die täglich neu eintreffenden Herrscher zu begrüßen, wie denn am 25. September der Kaiser von Rußland und der König von Preußen ankamen. Mit den allermeisten und gerade den höchsten Monarchen stand König Friedrich dazu noch in nahen verwandtschaftlichen und persönlichen Beziehungen. Seinen Sohn, den Kronprinzen Wilhelm, fand der König in Wien schon vor, wo der ruhmgekrönte Heerführer die Augen ganz besonders auf sich zog und man sich bereits mit der Erwartung trug, daß die Großfürstin Katharina von Rußland, welche mit ihrem Bruder Kaiser Alexander gleichfalls anwesend war, die Erkorene des württembergischen Thronfolgers sein werde.

In den geschäftlichen Verhandlungen über die Einrichtung und Verfassung der deutschen Staaten erklärte sich der König entschieden für einen Bund, welcher die Unabhängigkeit und Sicherheit Deutschlands nach außen zu gewährleisten im stande war, dagegen für Selbständigkeit der einzelnen Staaten in Bezug auf Ordnung ihrer inneren Angelegenheiten. In keiner Weise wollte er ein Abbild des von der Zeit gerichteten ehemaligen Deutschen Reichs mit seiner Scheinmacht und seiner Scheinverfassung wiederhergestellt sehen.

Der grundverständige Mann erkannte klar, wie es not thue, die blinde Voreingenommenheit daran zu mahnen, daß die einfache Wiederherstellung der alten Formen nur ähnliche Krankheiten erzeugen könne, wie die, welche man eben glücklich überstanden. Nicht um eine Rückkehr zur alten Zeit handle es sich; die neue Zeit habe sich ja längst durch ihre

Erscheinungen angekündigt und nur das Eine müsse im Auge behalten werden: Fortsetzung und Entwicklung der schon lange begonnenen neuen Zeit. So viele Leute aber hatten die letzte Zeit verschlafen und nicht gemerkt, daß ein neues Zeitalter mit neuen Lebensbedingungen, mit neuen Keimen für die Zukunft heraufgezogen war.

Friedrich mit seiner unbeugsamen Entschlossenheit, der vielgeprüfte, nüchterne, vielerfahrene Mann mit seiner geistigen Überlegenheit über die meisten seiner Umgebung, blickte klaren Auges in die nächste Zukunft, was diese verlange, was sichere Grundlagen gewähren würde. Nur die Schöpfung von etwas ganz Neuem, nur die Eröffnung eines weiten Blickes in die ferneren Zeiten schien ihm hier zu genügen.

Der Entschluß des Königs war unabänderlich gefaßt. Er war festen Willens, die Abmachungen in Wien über die Stellung der einzelnen Staaten zu einander, über ihre Einrichtung im Innern, über die Rechte der Einzelnen, über die künftige Stellung der Mediatisierten und des Adels nicht abzuwarten, sondern sofort sein eigenes Werk zu vollenden und für die Zukunft neue Gesichtspunkte in fest geordneter Form, als Verfassung seines Königreichs, aufzustellen.

Demzufolge beschleunigte Friedrich seine Abreise aus Wien und kam am Neujahrstage 1815 in Stuttgart an. Nach vorbereitenden Sitzungen des Staatsministeriums, denen der König präsidierte, erschien am 11. Januar 1815 ein Manifest an die Württemberger, in welchem der König sagt: „Von dem Augenblicke an, als gebieterische politische Verhältnisse die Staatsveränderung vom Jahr 1806 herbeigeführt hatten, faßten Wir den festen Entschluß, Unserem Königreich, sobald der Drang der Umstände aufgehört haben und ein fester Stand der Dinge eingetreten sein würde, eine seiner inneren und äußeren Lage, den Rechten der Einzelnen und den Bedürfnissen des Staats angemessene Verfassung und ständische Repräsentation zu geben.

„Die Ausführung dieses Entschlusses verzögerte sich durch die nachherigen Zeitereignisse, welche die Vornahme einer solch wesentlichen Grundeinrichtung der ganzen Staatsorganisation nicht rätlich machen konnten.

„Erst die im vorigen Jahre eingetretene Veränderung in den öffentlichen Angelegenheiten konnte diesen Unserem landesväterlichen Herzen so angelegenen Wunsch der Ausführung näher bringen und Wir würden daher gleich nach Abschluß des Pariser Friedens denselben in Erfüllung gesetzt haben, wenn nicht von dem zu vollständiger Berichtigung des allgemeinen Friedens beschlossenen Kongresse in Wien Abänderungen in den innern und äußern Verhältnissen des Königreichs zu erwarten gewesen

wären und es daher zweckmäßiger geschienen hätte, die Ausführung auf die Resultate jenes Kongresses auszusetzen.

„Indessen haben Wir gleich anfangs in den zu Behandlung der deutschen Angelegenheiten stattgehabten Konferenzen den zu Wien versammelten Souverains Unsern festen Entschluß und Absicht der Einführung einer Ständeverfassung im Königreich erklärt. Da aber die Endresultate dieses Kongresses nicht so schnell, als Wir in Beziehung auf jene Absicht gewünscht hätten, herbeigeführt werden konnten, so finden Wir Uns bewogen, Unserem Volke diese ihm bestimmte Wohlthat nun nicht länger vorzuenthalten und dadurch öffentlich zu beweisen, daß nicht eine äußere Notwendigkeit oder eine gegen andere eingegangene Verbindlichkeit, sondern bloß die feste Überzeugung von dem Bedürfnisse einer angemessenen ständischen Verfassung für das wesentliche Interesse des Staats und der Wunsch Uns geleitet haben, auch hiedurch nach siebenzehn stürmischen Jahren, in welchen die Vorsehung Uns und Unser Reich erhalten hat, das Glück Unseres Volks für künftige Generationen dauerhaft zu begründen.

„Wir haben zu dem Ende die Grundzüge einer solchen Verfassung, worin die Zusammensetzung der Stände, der ihnen zukommende Anteil an der Gesetzgebung und Besteuerung, das Recht, ihre Bitten und Wünsche vor dem Throne niederzulegen, sowie allgemeine und wesentliche Rechte und Verpflichtungen der Unterthanen bestimmt werden, entworfen und eine Kommission von Staatsdienern aus verschiedenen Klassen des Volks, verschieden nach Stand, Amtsverhältnissen, Religionsbekenntnis und Güterbesitz, mit dem Auftrage niedergesetzt, das Ganze nach seiner hohen Wichtigkeit in die sorgfältigste Beratung zu ziehen, und den hiernach reiflich ausgearbeiteten Entwurf einer Repräsentativverfassung für das Reich Uns zur Genehmigung vorzulegen.

„Die von Uns sanktionierte Verfassungsurkunde werden Wir sodann der ständischen Repräsentation, welche Wir auf den 15. März hier zu versammeln gedenken, übergeben, sie beschwören und in volle Ausübung setzen lassen.

„Es gereicht Uns zur wahren landesväterlichen Freude, diese Unsere Gesinnung und feste Willensmeinung Unsern lieben und getreuen Unterthanen hiedurch zu verkünden, indem Wir Uns versichert halten, daß sie in diesen Anordnungen und Einrichtungen den sprechendsten Beweis Unserer unermüdeten Fürsorge für ihr dauerndes Glück erkennen und auch künftig ihre unter allen Veränderungen der Zeit unverrückte Treue und Anhänglichkeit an Uns und Unser Regentenhaus bewahren werden."

So waren denn die Württemberger die ersten unter den deutschen Stämmen, denen von ihrem Landesfürsten eine neue Verfassung mit Volksvertretung in Aussicht gestellt war. Mit dem größten Interesse blickte man im Königreich und außerhalb desselben der weiteren Entwicklung der Dinge entgegen. In der That gestalteten sich auch die Verhandlungen über die Verfassung in Württemberg bewegter als in den Nachbarländern; sie waren interessant durch ihren volkstümlichen Charakter, lehrreich und von allgemeiner Bedeutung für ganz Deutschland.

Zunächst kamen die Wahlen der Abgeordneten an die Reihe. Wenige Tage nach dem Manifest vom 11. Januar bestimmte eine Königliche Verordnung die Vornahme der Wahlen. — Die Abgeordneten sollten nur eine einzige Kammer bilden. Gewählt zum Abgeordneten kann werden jeder Staatsbürger, der ein Lebensalter von 30 Jahren erreicht hat und einem der drei christlichen Glaubensbekenntnisse angehört. Ausgeschlossen sind: königliche Diener, Soldaten, Geistliche, Ärzte. Zu wählen ist berechtigt jeder Staatsbürger mit 25 Jahren und einem Reinertrag von 200 Gulden aus liegenden Gütern.

In dieser Weise soll jedes der 63 Oberämter einen Abgeordneten wählen und außerdem haben die sieben guten Städte, welche der König schon vor mehreren Jahren als solche bezeichnet hatte, das Recht, einen Repräsentanten zu schicken. Zu diesen 70 Gewählten treten 4 Geistliche beider Konfessionen und außerdem noch 50 Stimmen, indem der König den 31 ehemals reichsunmittelbaren fürstlichen und gräflichen Häusern, sowie 19 Familien aus dem sonstigen Adel des Königreichs Virilstimmen in der Versammlung übertrug. Die erwählten Repräsentanten erhalten, wenn sie außerhalb Stuttgart ihren Wohnsitz haben, während der Anwesenheit zur Tagung in Stuttgart täglich 5 Gulden 30 Kreuzer Entschädigung aus der Staatskasse. —

Mit Spannung sah man allerorten im Lande dem 15. März entgegen, dem Zusammentritt der Ständeversammlung, der Eröffnung der Volksvertretung und den erwarteten Erklärungen des Königs. Überall zeigte sich das Volk aufgeregt und bearbeitet. Nur nebenbei horchte man noch nach Wien hin, wo der Kronprinz und die Minister zurückgeblieben waren und die Geschäfte einen schleppenden Verlauf nahmen.

Mit nicht minderem Interesse mochte der König dem Tage entgegenblicken, wo er, allen anderen Landesherren voranschreitend, sein eigenstes Werk seinem Volke zu verkündigen gedachte, um den Bau, den er mit sorgfältiger, starker Hand seitdem zusammengefügt, zu vollenden

und für alle Zukunft sicher zu stellen. Der Wichtigkeit des Tages entsprechend, erschien der König, unter Entfaltung des für so festliche Gelegenheit sich ziemenden Glanzes, am 15. März vormittags zehn Uhr am Portal des Ständeversammlungshauses, wo er von einer aus 25 Abgeordneten bestehenden Deputation empfangen wurde.

Der König trat in den Saal des Ständehauses, nahm auf dem Throne Platz und hielt folgende Rede:

„Hochgeborene, Ehrwürdige, Edle,
Liebe Getreue!

„Zum erstenmal sehe Ich die Stellvertreter Meines Volks um Meinen Thron versammelt. Mit Sehnsucht habe Ich diesen Augenblick erwartet.

„Meine Absicht war von jeher, die verschiedenen Landesteile und alle Unterthanen, welche die Vorsehung Meinem Scepter untergeben hat, zu ihrer gemeinschaftlichen Erhaltung und zur Wohlfahrt aller auf das innigste zu verbinden.

„Sobald die äußeren Verhältnisse es erlaubten und die Hindernisse hinwegfielen, welche die einzelnen Teile getrennt hatten, suchte Ich diesen Zweck zu erreichen; Einheit der Staatsregierungsgrundsätze und gleichförmige Anwendung derselben in allen Zweigen der Verwaltung war die erste Frucht Meiner Bemühungen.

„Die früheren Abteilungen der Landesbezirke verschwanden; die Beschränkungen des wechselseitigen freien Verkehrs hörten auf.

„Die verschiedensten Territorien sind nun unzertrennbare Teile eines Ganzen.

„Das Religionsbekenntnis und der Stand der Einwohner hat in bürgerlicher Beziehung keinen Unterschied mehr zur Folge. Alle tragen in gleichem Verhältnis zu den öffentlichen Lasten bei. Sie kennen nur Ein Interesse; sie leben als Bürger Eines Staats, es giebt nur Württemberger; und ihr Wohl und ihre Ehre ist das Glück und der Ruhm des Staats.

„Mit Vergnügen gebe Ich Meinem Volk das Zeugnis, daß es durch Treue und Gehorsam diese Meine Absichten befördert und zur Erhaltung des Königreichs wesentlich mitgewirkt hat.

„Mein Heer hat dem Namen Württembergs durch Tapferkeit und Zusammenhalten auf der Bahn des Ruhms und der Gefahren Ehre gemacht.

„Meine Staatsdiener haben Mich in Meinen Bemühungen unterstützt und Meine Unterthanen aller Klassen trugen die schweren Lasten der Zeit und unterzogen sich den Anstrengungen jeder Art, wodurch Sicherheit und Erhaltung errungen werden mußten, mit williger Ergebung.

„Und so lege Ich nun, nachdem die Wiederherstellung des allgemeinen Friedens einen dauerhaften Stand der Ordnung verspricht, den Schlußstein zu dem Gebäude des Staats, indem Ich Meinem Volke eine Verfassung gebe, wie Ich sie den Bedürfnissen und dem Wohle desselben für angemessen halte.

„Die persönliche Freiheit und die bürgerlichen Rechte des Einzelnen sind darin gesichert und das Volk wird durch Stellvertreter berufen, sich mit dem Staatsoberhaupt zu Ausübung der bedeutendsten Rechte der Regierungsgewalt zu vereinigen.

„Diese Verfassung wird, Ich hoffe es, das dauerhafte Glück Meines Volks begründen; sie wird alle kleinlichen und bloß persönlichen Rücksichten entfernen und einen Geist erzeugen, der mit lebendiger Kraft nur auf das wahre Interesse des Staats und auf das Wohl aller Einzelnen hinwirkt.

„Jeder auf dieses Ziel gerichtete Wunsch Meines Volks, Mir durch seine Stellvertreter vorgetragen, wird stets ein geneigtes Gehör finden.

„Fürsten, Grafen, Edle, Diener der Religion, gewählte Stellvertreter des Volks! Laßt uns vereinigt zur Förderung der Angelegenheiten der Nation, zu welcher die Verfassung diese Versammlung beruft, das heilige Band zwischen Mir und Meinen Unterthanen mit entgegenkommendem Vertrauen befestigen! — Nur Ein Interesse, das für König und Vaterland, nur Ein Gemeingeist, der des allgemeinen Wohles, beseele alle! Dann werden wir stark und glücklich sein, dann ist der heutige Tag der schönste Meines Regentenlebens und Ich finde fernerhin den größten Lohn Meiner siebenzehnjährigen Anstrengungen in jener Treue und Anhänglichkeit Meines Volks, welche Ich ungeschwächt zu erhalten und auf Meine Nachfolger überzutragen wünsche.

„Mein Minister des Innern wird die Verfassungsurkunde verkündigen."

Der Minister des Innern, Graf v. Reischach, leitete mit längerer Rede die Verlesung der Urkunde ein, welche hierauf durch den Staatsrat v. Otto erfolgte.

Nach stattgehabter Verlesung ergriff der König wiederum das Wort:

„Diese Verfassungsurkunde, welche Unseren getreuen Ständen übergeben wird, enthält Unsere Königliche Willensmeinung.

„In der festen Überzeugung, daß Unsere Unterthanen darin den redendsten Beweis Unserer Königlichen Fürsorge erkennen werden, wollen und verordnen Wir, daß die durch diese Urkunde begründeten und bestimmten Rechte Unserer Unterthanen, sowie es von Uns selbst geschehen wird, also auch von jedermann aufrecht erhalten und gehandhabt werden.

„In dem Bewußtsein Unserer reinen redlichen Absichten verpflichten Wir Uns hiezu bei Königlichen Worten und lassen zu dem Ende die Verfassungsurkunde allen Unseren Unterthanen bekannt machen."

Hierauf überreichte der Minister des Innern dem Könige die Verfassungsurkunde, welche von Sr. Majestät dem Präsidenten der Ständeversammlung, Fürsten von Hohenlohe-Öhringen, übergeben wurde. Nachdem dieser feierliche Akt vor sich gegangen, verließ der König den Saal der Ständeversammlung und kehrte ins Residenzschloß zurück.

Der Inhalt der Verfassungsurkunde handelt in 46 Paragraphen von der landständischen Verfassung und in 20 weiteren von allgemeinen Bestimmungen in Beziehung auf die Verfassung des Königreichs und die Rechte und Pflichten der Unterthanen [1]). Die Abgeordnetenversammlung wird der König alle drei Jahre berufen, jedoch nur auf sechs Wochen. In den Jahren, in welchen keine allgemeine Versammlung stattfindet, vereinigt sich ein aus 12 Mitgliedern bestehender Ausschuß auf vier Wochen, um die nötigsten Geschäfte abzumachen, doch darf er keine Erhöhung der Abgaben und keine Veränderung in der Gesetzgebung bewilligen. Die Rechte der Versammlung sind: Einwilligung bei neuen Steuern, wogegen die bestehenden Steuern als Grundlage für die Lebenszeit des Königs gelten sollten; Einwilligung zu neuen Gesetzen; das Petitionsrecht; das Recht, Staatsdiener anzuklagen vor einem eigens dazu gewählten Gerichte. Der König hat das Begnadigungsrecht. Instruktion der Ständemitglieder findet nicht statt. Dieselben sind wegen ihrer Abstimmungen nicht verantwortlich.

Dem Staatsbürger sind folgende Rechte zugesichert: Gleichheit vor dem Gesetze; Zutritt zu allen Stellen; Religionsfreiheit; gleiche Teilnahme an den Staatslasten; Auswanderungsfreiheit; Schutz gegen ungesetzliche Verhaftung und willkürliche Strafe; Unabhängigkeit der Justiz; Sicherheit des Eigentums.

---

[1]) v. Mohl, Das Staatsrecht des Königreichs Württemberg. 2. Auflage. Tübingen 1840. I, 30 ff.

Dem Regierungsnachfolger wird der Huldigungseid erst geleistet, nachdem er vorher die Verfassung beschworen.

Einfach und bestimmt sind hier die Grundlagen gegeben, vorteilhaft abstechend gegen die krause Verworrenheit und dunkle Ausdrucksweise der altständischen Verfassungen. Die einzelnen Bestimmungen mochten des weiteren Ausbaus noch bedürfen, aber nur Mißtrauen und Parteileidenschaft konnten den grundlegenden Gedanken ihren Wert absprechen.

Man hätte nun in der soeben zusammengetretenen Versammlung eine lebhafte Diskussion, Rede und Gegenrede erwarten sollen; Vorschläge, Verbesserungen, vielleicht Verdammungen. Nichts derart; vielmehr ein stummes Verharren; ein Ton, eine Stimmung wie in einer zuvor geplanten Verschwörung.

Und in der That waren die Wortführer der Versammlung, Rechtsgelehrte, Beamte und unzufriedene Adelige, zum voraus übereingekommen, den Königlichen Verfassungsentwurf unbesehen und unbesprochen zu verwerfen und dafür einmütig für alle Lande die altwürttembergische Verfassung zu verlangen.

Es trat jetzt klar zu Tage, daß unter den Fittigen der alten Verfassung der politische Sinn des Volks ganz versumpft und nur eine unerträgliche, allem Fortschritt feindlich gegenüberstehende, Oligarchie großgezogen worden war.

Der Adel, in Altwürttemberg überhaupt bei den Ständen nicht vertreten, jetzt aus den Mediatisierten bestehend, erklärte, zunächst der beregten Angelegenheit ganz fremd gegenüberzustehen und sein Heil von den Bestimmungen des Wiener Kongresses zu erwarten, vorderhand aber mit den Altwürttembergern zu gehen.

Den meisten anderen Abgeordneten mochte es bei der Neuheit der Lage ungemein bequem gewesen sein, daß einzelne Wortführer, wie Graf Waldeck und der Amtsschreiber Bolley, für die Menge dachten und ihre Entwürfe vorlasen. Adelige und Rechtsgelehrte, welche für sich den Namen der Patrioten gepachtet zu haben schienen, waren schon lange im Lande herumgezogen und hatten das Volk durch Reden und Versprechungen zu den ausschweifendsten Hoffnungen hingerissen, wobei sie sich gerne als Verfechter der Rechte des Volks feiern und verherrlichen ließen.

So geschah es denn, daß die Verfassungsurkunde, ohne ihrem Inhalt nach auch nur betrachtet oder kurz besprochen worden zu sein, fast einstimmig zurückgewiesen und die altständische Verfassung dagegen verlangt wurde.

Graf Waldeck war es, der die bezügliche Adresse ausgearbeitet und

vorgelesen hatte. Sie besagte in einer überaus geschraubten Sprache und mit gewundenen, verklausulierten Erklärungen, daß die jetzt versammelten Landstände sich gar nicht als Landstände dieser vorliegenden Verfassung betrachten, sondern als Landstände der alten Zeit, der altwürttembergischen Verfassung, die niemals aufgehört habe, rechtlich zu bestehen, und darum sprechen sie sich aus für: Ablehnung der neuen Verfassung und Herstellung der Verfassung Altwürttembergs für das ganze Königreich.

Der König war wohl nicht darauf gefaßt, daß der bedeutsame Abschnitt in seinem Regentenleben, dem er mit besonders feierlich gestimmten Gefühlen entgegengegangen, in solcher Weise zum Abschluß kommen sollte.

Ein weniger groß angelegter Herrscher würde ohne Zweifel die Abgeordneten, die sich jedem Entgegenkommen verschlossen, einfach nach Hause geschickt haben; er hätte wohl abgewartet, welche Entschlüsse, welche Eindrücke von außen her einwirken mußten. Großdenkend, wie er war, ohne jede Kleinlichkeit in der Beurteilung des Vorgefallenen, gewann es Friedrich über sich, dieselben Stände, welche doch seinen ganzen Plan zerstört hatten, die gar nicht seine Stände sein wollten, bei einander zu belassen, in der stillen Hoffnung, mit der Zeit aus ihrem Munde annehmbare Vorschläge zu vernehmen und doch noch zu einem gedeihlichen Ende zu kommen.

Der König wich nicht zurück, aber er hielt vorsichtig an sich; er zeigte weder Furcht noch Eifer, wahrte nach allen Seiten hin seine Würde mit staatsmännischer Überlegenheit. In seiner Antwort auf die Adresse der Stände wies er ruhig auf den Widerspruch hin, daß der Rechtsbestand der alten Verfassung des kleineren Landesteils von der Vertretung des ganzen Landes behauptet werde, die auf Grundlage der neuen Verfassung gewählt und erschienen war; er hielt an seinem Entwurfe fest, zeigte sich aber willig, in den Weg der Unterhandlungen oder des Vertrages einzulenken.

Die Landstände, durch die Nachgiebigkeit der Krone ermutigt, erwiderten in einer neuen Adresse vom 22. März: Sie betrachten als Ständeversammlung sich nur deshalb, weil sie zur Wiederherstellung einer Verfassung mitwirken wollten, als eine konstituierende Versammlung. Fest halten sie aber unter allen Umständen an der alten Verfassung, an der nach ihrer strengsten Ansicht keine Veränderung nötig sei, als die selbstverständliche Berechtigung der Adeligen und Katholiken zur Mitstandhaft. Dem angenommenen Standpunkt ganz entsprechend unterhandelten die Stände mit der Regierung für die nächste Zukunft gleichsam wie Macht mit Macht, auf diplomatischem Wege, durch Noten.

Durch das Hervorkehren des unbedingten Festhaltens der Stände an der altwürttembergischen Verfassung, durch die Erklärung der Krone, zu Unterhandlungen geneigt zu sein, unter Festhaltung des neuen Entwurfs, war der Verfassungsstreit eröffnet, der erst unter der Regierung König Wilhelms im Herbst 1819 seinen Abschluß finden sollte.

Der ganze Streit zerfällt seinem Verlauf nach in vier Perioden, deren jede einen besonderen Charakter zeigt.

Erste Periode: vom 15. März 1815 bis 15. Oktober 1815; Streit über die Gültigkeit der altwürttembergischen Verfassung.

Zweite Periode: vom 16. Oktober 1815 bis 30. Oktober 1816; Unterhandlungen auf dem Grunde der alten Verfassung und der vierzehn vom König aufgestellten Punkte.

Dritte Periode: vom 30. Oktober 1816 bis 13. Juli 1819; Unterhandlungen über den Königlichen Verfassungsentwurf und Verwerfung desselben.

Vierte Periode: vom 13. Juli 1819 bis 28. September 1819; Unterhandlung über den Königlichen Verfassungsentwurf und Annahme desselben.

Die zwei letzteren Perioden fallen in die Regierungszeit des Königs Wilhelm. —

Ganz Deutschland erhielt nun das eigentümliche Schauspiel, gefördert durch die in Württemberg freier sich bewegende Presse[1]), wie in diesem Streite der König als Vertreter des neuen, des reformierenden Prinzips, für das vernünftige und natürliche Staatsrecht stritt; wie das Volk aber in seinen Vertretern sich als Bewahrer für das verbriefte Recht der Väter aufwarf, wie der Bürger mit dem Adel im Bunde dessen Privilegien als die kostbarsten Rechte verfocht, sich für die feudalen Antiquitäten erwärmte; wie die ständischen Parteischriften den König und seine Minister „neuerungssüchtig, begriffverwirrend, von oben herab revolutionierend," schalten, ähnlich wie überall sonst die Fürsten und Fürstenräte ihre Volksvertreter zu benennen pflegten.

Diese Verkehrung des sonst zu Tage tretenden grundsätzlichen Standpunkts von Fürst und Volksvertretung war eine Möglichkeit in Württemberg nur deshalb, weil die Landstände entschlossen waren, nur nach rückwärts anzuknüpfen, nicht an die Gegenwart oder gar nach vorwärts.

Man konnte von den württembergischen Landständen sagen, was

---

[1]) Gervinus, Geschichte des 19. Jahrhunderts, Leipzig II, 448 ff.

von den französischen Remigranten gesagt worden ist: sie haben nichts vergessen und nichts gelernt. Sie scheinen diese letzten 25 Jahre, die reichsten wohl, welche die Weltgeschichte gehabt hat, und die für uns lehrreichsten, weil ihnen unsere Welt, unsere Vorstellungen angehören, verschlafen zu haben[1]). Die Ständeversammlung bewies mit ihrer Forderung von der Wiederbelebung der alten Verfassung, daß sie von der Natur der Aufgabe, welche zu lösen war, keine Ahnung hatte.

Der König seinerseits handelte mit Geschick und Zuversicht in seine Überlegenheit, niemals die Wohlfahrt des Ganzen aus dem Auge lassend, Einzelbestrebungen, Privilegien bekämpfend.

Er sah vor sich sein Werk, das er unter den schwierigsten Verhältnissen nach seinem eigenen Plan zusammengebaut hatte. Neben sich fand er keinen anderen Willen, an den er sich hätte anlehnen können; er war auch nicht der Mann, der einen Mitarbeiter neben sich geduldet hätte; er konnte nur dem eigenen Willen folgen, mußte Neues selbstthätig schaffen, ersah auch kaum die Möglichkeit, aus dem Verfassungsleben des vielgestalteten Baus etwas für seine Staatseinheit herausheben zu können.

Jetzt stand er der Gefahr gegenüber, daß man den Versuch mache, seinen eigenen Herrscherwillen abzuwehren, der Krone etwas abzutrotzen, ganz wie es zur lieben Gewohnheit geworden war im alten Württemberg. Der König sah die alten Streitigkeiten erneuert, aber mit neuer, von außen her genährter Kraft.

Die Wirkung derartiger Empfindungen für den König war eine mehrfache. Vor allem fühlte er sich zum Widerstand gegen die abtrotzenden Elemente aufgefordert. Er war entschlossen, nach den ersten mißlungenen Versuchen auch unter neuen Gesichtspunkten nur der eigenen Überzeugung zu folgen und den Bedürfnissen des modernen Staats Rechnung zu tragen.

Den nur rückwärts blickenden Ständen gegenüber schritt der König mit weitem Vorausblick stufenweise immer weiter und weiter vorwärts bis zu derartigen Einräumungen, daß diese die ursprünglich an ihn gestellten Anforderungen weit hinter sich ließen, bis zu einem Verfassungsentwurf, der ein viel wertvolleres Geschenk für das Land war, als ein Wiederaufleben der alten Verfassung gewesen wäre, der die Grundlage abgab für die liberalen Verfassungsentwürfe der Zukunft.

Nur allmählich aber vermochte sich die Überzeugung Bahn zu brechen,

---

[1]) Hegels Werke, 16. Band, 266 ff.; auch Heidelberger Jahrbücher der Litteratur, 1817 Nr. 66 u. folg.

daß der König es sei, der vorsorgend in die kommenden Zeiten blicke, während die Agitation der Stände und der Parteiführer die Gedanken rückwärts lenke, stets im Kreise sich drehend bei dem unfruchtbaren Bemühen, eine für immer hingegangene und gerichtete Zeit aufs neue zu beleben.

An ergreifenden Momenten hat es dem ganzen Schauspiel nicht gefehlt, wenn der König den Volksvertretern entgegenkam, um das Äußerste anzubieten, was damals der politische Freisinn in Deutschland anzusprechen wagte. Mochte man auch da und dort über Einzelnes in der Handlungsweise des Königs klagen; Mangel an Aufrichtigkeit, an Offenheit, an treuem Festhalten an den einmal für bindend erachteten Pflichten hat niemals zu seinen Fehlern gezählt. Er hat das bewiesen in seinem ganzen Verhalten ehemals gegen Östreich, jüngst gegen Napoleon, und man hätte erwarten können, daß seine Stände ihm mit gleicher Offenheit gegenübertreten. Allein diese fanden es zu allermeist nicht der Mühe wert, sich umzudenken, in die Gegenwart sich zu versetzen und aus dem Standpunkt eines passiven Verharrens herauszurücken.

Bei einem gewissen Punkt aber mußte der König Halt machen, wollte er nicht sein ganzes Staatswerk über den Haufen werfen und im Stiche lassen. Sollte er denn darum die alte Haushaltung aufgehoben, den einheitlichen Staat, der als Altwürttemberg noch nicht bestand, geschaffen haben, um wiederum eine Zweiteilung der Regierungsgewalt eintreten zu lassen? Sollte der Staatsbegriff, einheitlich nach innen und außen, aufhören? Sollte er nicht mehr fortbestehen als Ein zusammengefaßtes Ganzes, Eine Gewalt, Eine Kasse, Eine Armee, Ein Ziel der inneren und äußeren Politik — die Wohlfahrt des Ganzen und dessen Machtstellung? Sollte denn wiederum Landschaft und Herrschaft, Volksvertretung und Krone einander gegenübergestellt sein? Unter keinen Umständen durfte so der König in die abermalige Teilung der Regierungsgewalten willigen, in das gegenseitige Bekämpfen und Überwachen, in die Einrichtung von zwei unabhängigen Kassen, die sich gegenseitig stets die Kosten zuzuschieben pflegten; in zwei Mächte, die sich stets gegenseitig anklagten und einander Abbruch thaten.

Die Stände ihrerseits brauchten eine Reihe von Jahren, bis sie zu der Einsicht kamen, daß es sich nicht mehr um stetes Abwehren, um stetes Bekämpfen der Krone handle, sondern daß es darauf ankomme, mit der Krone vereint zum Besten des Staats zu arbeiten, zwei Faktoren zu bilden, welche sich dasselbe Ziel und Resultat vorgesteckt haben. — Voreingenommenheit und Mißtrauen regierten die Stände, trotzdem ein Landsmann

wie Hegel ihnen zurief: Des Königs freisinnige Gewährungen seien eher wert, in der Kirche aufgehangen, als verschmäht auf den Tisch gelegt zu werden.

Die Motive mögen bei der Mehrheit der Volksvertreter edel oder doch nicht anfechtbar gewesen sein, aber beklagenswert waren der Mangel an Einsicht und die außerordentliche Bequemlichkeit; welche beide Fehler die Schuld daran trugen, daß sich die Mehrheit dem Schalten weniger demagogischer Wortführer willenlos überließ. Man sagte freilich: eine Verfassung kann dem Volke nicht aufgedrungen werden. Aber das schloß doch nicht eine vernünftige Vereinbarung zwischen Herr und Land aus, ein aufrichtiges Unterhandeln auf Grund annehmbarer Vorschläge.

Der Parteiterrorismus ging aber so weit, daß der Abgeordnete von Aalen, Gleich, der die verständige Bemerkung machte, ob man denn nicht wenigstens den Entwurf des Königs diskutieren könne, auf das nachdrücklichste in seinen pflichtmäßigen Gehorsam gegen die Wortführer zurückverwiesen wurde.

Der Besitz von Macht hat etwas Verführerisches. Für diese württembergische Ständeversammlung ganz besonders, wenn man sich erinnerte, wie weitgehende Machtbefugnisse der ehemalige Landtag und namentlich der Ausschuß hatte. Und die jetzigen Wortführer und Tonangeber waren doch gerade diejenigen, welche man zur Ausübung der ständischen Machtfülle von alters her zu berufen pflegte. Zur Macht gehört Geld. Damals hatte man eigene Kasse, die geheime Truhe. An nichts wird daher so fest gehalten, als an der Wiedereinführung der alten Landschaftskasse. Von dem Besitz einer eigenen, nicht kontrollierbaren Kasse ist es aber gar nicht mehr weit zu eigener Politik — man kann ja die Sendlinge bezahlen —, zur Einmischung in alle Regierungsgeschäfte, zu eigener Armee, wie man sie einst in der Landmiliz besessen.

Verführerisch ist der Kitzel, sich allüberall im Lande als Verfechter der Volksrechte betrachtet und geehrt zu fühlen, als Volksmann, der in allen Dingen, sie mögen heißen wie sie wollen, der Krone, der Regierung, den Beamten des Staats gegenübersteht mit dem Recht, alles zu verdammen, was von oben kommt, ohne es geprüft zu haben.

Etwas Verführerisches bot ferner die alte Verfassung durch den Umstand, daß sie nie übersichtlich zusammengetragen wurde, überhaupt nicht zusammentragbar ist, daß sie aus einer Menge einzelner Vorgänge, Verträge und Beschlüsse besteht, die in der Zeit außerordentlich weit auseinander liegen. Eine reiche Fundgrube für Advokaten und Schreiber, während die übrigen Staatsbürger über das wirre Durcheinander der

einzelnen Bestimmungen niemals einen Überblick gewannen. Gerade aber die durch die Einsicht in die staatsrechtlichen und Verwaltungsbestimmungen Bevorzugten hielten sich auch überhaupt für die Privilegierten, für die Wächter der alten Gerechtsame, denen selbstverständlich auch ein Teil der Macht und das Recht der Einsprache zukam; und nicht zum mindesten auch ein nicht kontrollierbarer und nicht festzustellender Teil der Staatseinkünfte, der ehemals die bevorzugten Familien in eine beneidenswerte Stellung gebracht hatte zu einer Zeit, als es noch anging, sich gegenseitig Besoldungen, Pensionen, Tagegelder, Gratifikationen u. s. f. zu dekretieren.

Bei derartigen Gesinnungen mußten die Verhandlungen unfruchtbar und resultatlos verlaufen, auch nachdem der König auf den Weg der Unterhandlungen und des Vertrags hingewiesen.

Selbst dasjenige Ereignis, welches die Gemüter der Menschen allerorten aufregte, die Rückkehr Napoleons von der Insel Elba, welches auch in Wien die Geschäfte in einen rascheren Gang brachte, vermochte nicht, die Landstände aus ihrer selbstauferlegten Zurückhaltung — als Landstände des alten Rechts — aufzuschrecken.

Der Mann, der sich im Frühjahr 1814 fast verstohlen aus der Mitte seiner Besieger, seiner ehemaligen Marschälle, seiner ehemaligen Unterthanen fortgeschlichen nach seinem sonderbaren neuen Inselreich, war jetzt, im März 1815, im Triumph zurückgekehrt, nachdem die Dynastie, welche an seine Stelle gesetzt war, noch nicht ein Jahr regiert.

Es war am 7. März 1815, nach einer Konferenz in Wien, die bis gegen Morgen gedauert, als Fürst Metternich eine Depesche vom Generalkonsul in Genua erhielt, die als dringend bezeichnet war. Ermüdet von der langen Sitzung hatte er sie erst uneröffnet zurückgelegt, erbrach sie aber dann doch, um daraus mit größtem Erstaunen die lakonische Nachricht zu vernehmen, daß Napoleon von Elba verschwunden sei. — Noch im Laufe des Tages kamen Couriere, welche die Nachricht bestätigten; am 11. März ward schon die Landung des entthronten Kaisers in Frankreich gemeldet. Noch wenige Tage und man erfuhr die ganze unglaubliche Wendung der Dinge; der bourbonische Königsthron war wie ein Kartenhaus umgeworfen und Napoleon residierte wieder in den Tuilerien.

Der gemeinschaftliche Feind trieb rasch die sonst vielfach uneinigen Mächte in Wien zusammen; am 13. März ward ein enges Bündnis er-

richtet und Napoleon als außerhalb des Rechts stehend erklärt. Überall erscholl neuer Waffenlärm: an der Grenze Italiens, an den Ufern des Rheins, in den Niederlanden. Kaum waren die Kämpfer vom Jahr 1814 zurückgekehrt, als auch schon wieder lange Kolonnen zum Rheinstrom zogen, aus dem Innern Rußlands, aus den fernsten Provinzen von Östreich und Preußen.

König Friedrich hatte nach dem Frieden vom Mai 1814 sein Armeekorps ganz wesentlich reduziert und dessen Bestand auf 12000 Mann festgesetzt. Mit dem 1. März 1815 war eine neue Konskriptionsordnung in Kraft getreten, welche die Anforderungen bedeutend milderte [1]). Unter Aufrechterhaltung der allgemeinen Wehrpflicht im Grundsatz sind doch eine ganze Menge Befreiungen vom Dienst festgesetzt, welche namentlich den besseren Ständen zu gute kommen. Die Stellvertretung ist gestattet und das Los wiederum eingeführt.

Eine weitere Königliche Verordnung vom 11. März enthält organisatorische Bestimmungen für den Landsturm, der minder zahlreich sein, aber aus gewählterer Mannschaft bestehen soll, als im Jahre 1814.

Von einer Mitwirkung des Landsturms konnte aber jetzt um so mehr abgesehen werden, als der König die Mittel besaß, die aktive Armee auf eine Stärke zu heben, welche sie bisher niemals erreicht hatte.

Bei der Mobilmachung wurde zunächst das Feldarmeekorps aufgestellt, bestehend aus

9 Infanterieregimentern,
1 Scharfschützenregiment,
3 Landwehrregimentern,
4 Reiterregimentern,
1 Pionierkompagnie,
5 Batterien.

Zusammen 21178 Mann mit 3200 Pferden, eingerechnet Feldgensdarmerie, Reservepark, Generalstab.

Ferner war zum Ausmarsch formiert das Beobachtungskorps am Rhein und auf dem Schwarzwald: Leibinfanterieregiment, ein Gardebataillon, 4 Landwehrregimenter, 1 Reiterregiment, 2 Batterien — 7081 Mann.

In der Heimat verblieben zunächst Depots und ein Teil der Garde — 5400 Mann.

Auf dem großen mitteleuropäischen Kriegsschauplatz sollten als äußerster rechter Flügel stehen die Engländer, Preußen und Niederländer

---

[1]) Reyscher, Sammlung der württemberg. Gesetze XIX, 1285 ff.

unter Wellington und Blücher; am Oberrhein die Östreicher mit den süddeutschen Bundesgenossen unter Schwarzenberg; das Zentrum am Mittelrhein hatten die im Anmarsch begriffenen Russen auszufüllen; in der Poebene rückten östreichische Truppen vor.

Die Armee Schwarzenbergs am Oberrhein erreichte die Stärke von 230 000 Mann und zerfiel in vier Armeekorps und eine Reserve. Letztere samt dem 1. und 2. Korps bestand aus Östreichern und Badenern, das 4. hauptsächlich aus Bayern, das dritte Korps unter dem Kronprinzen von Württemberg aus 21 000 Württembergern, 18 000 Östreichern und 8300 Hessen.

Das Hauptquartier der Kaiser von Rußland und Östreich befand sich in Heidelberg. Am 1. und 2. Juni waren beide Kaiser samt der Kaiserin von Östreich als Gäste des Königs in Stuttgart erschienen und hatten den Schauspielen in Ludwigsburg und Monrepos beigewohnt; die Kaiserin von Östreich kehrte von da nach Wien zurück, während die beiden Kaiser nach dem Hauptquartier aufbrachen.

Noch regte sich nichts in der Rheinebene; da ritt am 21. Juni durch Stuttgarts Thore ein Courier mit zwölf blasenden Postillonen voraus. Der Sieg bei Waterloo war erfochten. Die Kirchenglocken klangen durchs ganze deutsche Land; von jeder Seele war der Druck der letzten Tage genommen, die Verblüffung, welche die Erscheinung Napoleons hervorgerufen. Das gab den Anstoß. Schwarzenberg beschloß, nicht mehr länger auf die Russen zu warten, sondern mit den verschiedenen Kolonnen zwischen dem 23. und 26. Juni den Rhein zu überschreiten, die wenig zahlreichen Streitkräfte des Feindes zu verdrängen, die Festungen einzuschließen und gegen Paris zu marschieren.

In Gemäßheit dieser Anordnungen vollendete der Kronprinz mit dem 3. Korps seinen Rheinübergang bei Germersheim am 24. Juni und rückte mit nach Süden gerichteter Front gegen die Lauter vor. General Rapp hatte in Straßburg und nördlich davon 25—30 000 Mann gesammelt.

Aus seinem Hauptquartier Weißenburg teilte General Rapp[1]) am 24. Juni dem Kronprinzen die Nachricht mit, daß Napoleon dem französischen Thron entsage und fügte hinzu, daß er nun hoffe, die Feindseligkeiten als beendigt ansehen zu können. Der Kronprinz, ohne Rücksicht hierauf zu nehmen, setzte den erhaltenen Befehlen zufolge seinen Marsch weiter fort in der Richtung auf Straßburg.

---

[1]) Das Kommando des Kronprinzen von Württemberg ꝛc. Stuttgart 1841 S. 128 ff.

Der Feind verteidigte die Stellung hinter der Lauter nicht und stellte sich nur kurz am 26. Juni bei Sulz und Surburg. Das Gefecht bei Surburg führte übrigens nicht, wie der Kronprinz erwartet hatte, einen Kampf um den Besitz des Hagenauer Forstes herbei. Ungehindert durchzog das dritte Armeekorps den Wald. Als ihm der Feind den Austritt aus demselben durch Beschießung von den Höhen vor Hagenau zu verwehren drohte, genügte ein rasches Vorziehen der Kavallerie, um ihn nach wenigen Kanonenschüssen hinauszutreiben.

Die feindliche Nachhut zog sich so schnell zurück, daß es dem Kronprinzen, der sich an die Spitze der gesamten württembergischen Reiterei gesetzt hatte, nicht mehr möglich war, sie einzuholen. Erst bei Brumath, welcher Ort durch Infanterie besetzt war, suchte sich der Feind zu halten, wurde aber durch die 1. Eskadron des Jägerregiments Nr. 2, welche abgesessen war, daraus vertrieben. Das Abwerfen der Brücken über die Zorn verhinderte für diesen Tag die weitere Verfolgung.

Ein Teil der übrigen Streitkräfte Schwarzenbergs war indessen schon weiter ins Innere Frankreichs vorgerückt. Das 4. Armeekorps unter Wrede bewegte sich gegen Nancy, die Östreicher rückten über Colmar und Markirch auf Remiremont. So war General Rapp mit seinem Armeekorps bei Straßburg beinahe gänzlich abgeschnitten.

Ehe aber General Rapp den Entschluß faßte, sich in die Festung selbst zurückzuziehen, wollte er einen Versuch machen, sich noch außerhalb derselben zu verteidigen. Er ließ daher seine Feldtruppen, in der Stärke von 20—24 000 Mann, eine sehr vorteilhafte Stellung hinter dem Suffelbach beziehen.

Der rechte Flügel stützte sich an die Ill, unweit der Stelle, wo sie sich in den Rhein ergießt. Einige Bataillone waren in der Ruprechtsau aufgestellt und sicherten diesen Punkt vor Umgehung. Hinter diesem rechten Flügel befanden sich die stark verschanzten und mit zahlreichem schwerem Geschütz versehenen Dörfer Hönheim, Bischheim, Schiltigheim. Das Zentrum wurde durch das sumpfige Ufer des Suffelbachs und durch das Dorf Suffelweyersheim gedeckt; der linke Flügel stand auf den Höhen von Mundolsheim. Der Zugang zu diesem Flügel ist durch die von Mundolsheim aufwärts sehr steilen Ufer des Suffelbachs ungemein erschwert; außerdem waren die Weinberge bei dem Dorf Lampertheim, sowie dieses Dorf selbst, stark mit Infanterie besetzt. Die Nationalgarden von Straßburg standen auf den Wällen der Festung.

Vorwärts der Stellung an dem Suffelbach bis zu dem Dorfe Vendenheim ist die Gegend eben und offen; der Verteidiger konnte daher

alle Bewegungen des anrückenden dritten Armeekorps um so genauer beobachten, als das feindliche Ufer das diesseitige beherrscht.

Der Kronprinz, entschlossen, den Feind unter die Kanonen der Festung zurückzudrängen, traf folgende Dispositionen zum Angriff der feindlichen Stellung für den 28. Juni:

Die württembergische Kavalleriedivision wurde beordert, von Brumath aus auf der geraden Straße über Vendenheim gegen die Suffel vorzurücken und sich sodann vorwärts von Vendenheim rechts und links der Straße aufzustellen. Das östreichische Husarenregiment Kronprinz von Württemberg nebst einer östreichischen Infanteriebrigade solle sich unter Kommando des Feldmarschallleutenants Palombini vom Dorfe Vendenheim aus rechts wenden, um den linken Flügel des Feinds zu umgehen. Die andere östreichische Infanteriebrigade unter General Czollich solle sich anschließen, und der Feldmarschallleutenant Prinz Philipp von Hessen-Homburg erhielt den Auftrag, mit der Division des Prinzen Emil von Hessen-Darmstadt das Dorf Lampertheim und die Höhe von Mundolsheim anzugreifen.

Der General der Infanterie Graf von Franquemont sollte mit den beiden württembergischen Infanteriedivisionen, wovon jedoch die Brigade Lalance noch bei Sulz und Hagenau stand, über Reichstett gegen den feindlichen rechten Flügel vorgehen.

Um 2 Uhr nachmittags am 28. Juni kamen die Truppen des 3. Armeekorps südlich von Vendenheim an und die Schützen der ersten hessischen Brigade begannen sogleich, von einer Batterie unterstützt, den Angriff auf das Dorf Lampertheim. Der Feind leistete hartnäckigen Widerstand, wurde aber dessenungeachtet aus den Weinbergen von Lampertheim zurückgeworfen und dieses Dorf erstürmt.

Die zweite hessische Brigade unterstützte diesen Angriff dadurch, daß sie rechts von der ersten vorrückte. In zwei Kolonnen drangen nunmehr die hessischen Truppen, die beiden hessischen Prinzen an der Spitze, gegen die Höhen von Mundolsheim vor.

Ihrem lebhaften Andrang hielt der Feind nicht lange Stand; fechtend zog er sich zurück und überließ ihnen einen Teil des Dorfes Mundolsheim. Aber noch hatten die rechts und links von den hessischen Truppen stehenden Östreicher und Württemberger nicht weit genug vordringen können, um beide Flanken zu sichern, und daher war es nötig, den eroberten Teil von Mundolsheim und die Höhen bei diesem Dorfe zu verlassen.

Die steilen Ufer des Suffelbachs hatten das Vorrücken des Husarenregiments aufgehalten. Während an mehreren Stellen die Ufer abge-

graben wurden, um den Übergang möglich zu machen, setzten einige Eskadrons des genannten Regiments über einen schmalen Steg auf das rechte Ufer des Bachs, wobei sie von den feindlichen Schützen wirksam beschossen wurden.

Der Feldmarschalllieutenant Palombini umging darauf mit seinen Truppen über Pfulgriesheim den feindlichen linken Flügel und warf ein zwischen diesem Dorfe und Niederhausbergen aufgestelltes feindliches Bataillon zurück. Das erste Bataillon des hessen-darmstädtischen Leibregiments erneuerte nun die Angriffe auf Mundolsheim und besetzte die Weingärten vor diesem Dorfe. Das Regiment Prinz Emil und das zweite Bataillon des Leibregiments unterstützten den Angriff und so gelang es diesen Truppen, das Dorf Mundolsheim zu nehmen. Nicht ohne bedeutenden Verlust wurde dieser Erfolg erkämpft; denn der Feind hatte die wichtigsten Punkte der Stellung hartnäckig verteidigt und Gegenangriffe ausgeführt. Aber kein Widerstand, kein Hindernis war vermögend, die braven hessischen Truppen abzuhalten, sich ihres Auftrags auf das glänzendste zu entledigen.

Das östreichische Husarenregiment war über Griesheim und Dingsheim gegen Oberhausbergen geeilt und obgleich das auf dieser Seite sehr durchschnittene Terrain seine Bewegungen verzögerte, wäre es ihm doch noch gelungen, der von Mundolsheim sich in Eile zurückziehenden feindlichen Infanterie den Rückzug abzuschneiden, wenn sich nicht in dem Augenblicke der Ankunft der Husaren in Oberhausbergen eine feindliche Kolonne gezeigt hätte, welche zwischen Wolfisheim und Eckbolsheim Aufstellung nahm. Dadurch sah sich das Husarenregiment genötigt, zunächst bei Oberhausbergen Halt zu machen.

Der Angriff auf dem linken Flügel des 3. Armeekorps hatte etwas später begonnen. Das Dorf Reichstett wurde vom Feind nicht verteidigt und General Franquemont erteilte daher dem Generalmajor v. Hügel den Befehl, mit der leichten Infanteriebrigade das Dorf Suffelweyersheim wegzunehmen.

Dieses Dorf liegt auf dem rechten, südlichen Ufer des Suffelbachs; die Brücke war abgebrochen. Dessenungeachtet ging die leichte Brigade mit kühnem Mut durch den Bach und erstürmte das vom Feind stark besetzte Dorf. Der Feind sammelte sich auf einer Höhe jenseits Suffelweyersheim und versuchte von da aus unter dem Schutze einer starken Batterie die Württemberger wieder über den Bach zurückzuwerfen. Aber vergebens. Durch das Beispiel des Generals v. Hügel und des Obersten v. Bangold, Chefs des württembergischen Generalstabs, aufgemuntert,

behauptete sich die leichte Brigade während eines vierstündigen blutigen Kampfes im Dorfe und südlich der Suffel.

Die feindlichen Angriffe wurden jedesmal abgeschlagen und das erst seit einigen Monaten errichtete Scharfschützenregiment unter dem Major v. Gaisberg drang bei der Verfolgung bis in die Nähe der Verschanzungen von Hönheim. Das Geschütz aus diesen Werken verursachte ihm jedoch einen großen Verlust, welcher um so empfindlicher war, als es in kurzer Zeit dadurch seiner sämtlichen Hauptleute beraubt wurde.

Franquemont beorderte nun die Brigade des Prinzen von Hohenlohe zum Vorrücken, um die rechte Flanke der Brigade von Hügel zu unterstützen.

Die gänzliche Vertreibung des Feindes aus diesem Teile seiner Stellung, welchem die Verschanzungen bei Hönheim eine ungewöhnliche Stärke gaben, hätte allzu große Opfer erfordert. Franquemont beschränkte sich daher darauf, die errungenen Erfolge festzuhalten. Das Schützen- und Artilleriefeuer dauerte auf dieser Strecke bis spät in die Nacht.

Gegen die Mitte der feindlichen Stellung war die östreichische Brigade Czollich auf der Straße von Vendenheim vorgerückt. Die an der Spitze dieser Brigade befindliche württembergische Zwölfpfünderbatterie beschoß eine auf der Höhe südlich vom Suffelbach vorteilhaft aufgestellte feindliche Batterie. Zwischen der Brigade Czollich und dem Suffelbach bildeten die Schützen der württembergischen Reiterei eine Plänklerlinie.

In dem Augenblick, als jene feindliche Batterie ihre Aufstellung veränderte, um sich dem wirksamen Feuer der württembergischen Zwölfpfünder zu entziehen, erbat sich der Adjutant des Kronprinzen, Major Graf v. Grävenitz, die Erlaubnis, sie anzugreifen. Rasch und entschlossen sammelte er die ihm zunächst befindlichen Schützen der Reiterei, sprengte über die Brücke die Anhöhe hinauf gegen das feindliche Geschütz und eroberte fünf Kanonen.

Zwei feindliche Dragonerregimenter und ein Jägerregiment zu Pferd schickten sich an, dieser Batterie zu Hilfe zu kommen, allein der Kronprinz, welcher indessen die württembergische Reiterei herbeibeordert hatte, führte drei Regimenter selbst über die Brücke und warf die feindliche Reiterei auf ihre Infanterie zurück. Generalmajor v. Jett ging nun mit dem Jägerregiment zu Pferd Nr. 2 ebenfalls über die Suffel, die Infanterie rückte vor und der Feind zog sich, mit Zurücklassung von noch zwei Geschützen, unter die Kanonen der Festung, wo ihn anzugreifen ebenso fruchtlos als unzweckmäßig gewesen wäre.

Nach dem Treffen nahm das 3. Armeekorps folgende Stellung: rechter Flügel bei Oberhausbergen, Mittelhausbergen, Niederhausbergen

die Österreicher mit dem Husarenregiment; bei Mundolsheim die hessische Division. Suffelweyersheim blieb besetzt durch einen Teil der leichten württembergischen Brigade; eine Division in Reichstett, Hauptquartier des Kronprinzen in Vendenheim. Die östreichische Division des Grafen Wallmoden war an diesem Tage ohne Gefecht in Wanzenau angekommen.

Der Verlust des 3. Korps im Gefecht an Toten und Verwundeten bezifferte sich auf 1 252 Mann.

In den nächstfolgenden Tagen verblieb das 3. Korps in seinen erkämpften Stellungen und zog die Brigade Lalance, welche bisher bei Sulz und Hagenau gestanden war, an sich. Der Feind in Straßburg rührte sich nicht. Das dauerte bis zum 5. Juli, an welchem Tage der Kronprinz vor Straßburg durch das 2. Korps abgelöst wurde. Sofort trat er mit seinem Korps den Marsch ins Innere von Frankreich an.

Am 7. Juli ist Luneville erreicht; über Chaumont, Troyes auf der vom Feldzug 1814 her wohlbekannten Straße wird weiter nach Autun und Nevers marschiert; Kantonierungen in den Departements Nievre und Allier. Waffenstillstand bestand längst; Napoleon war nach St. Helena verbannt, die Bourbonen wieder eingesetzt. Friedensverhandlungen waren im Gang; am 20. November 1815 fanden sie ihren Abschluß mit dem zweiten Frieden von Paris.

Von der Mitte des Monat Oktober ab wurde in sechs Kolonnen der Rückmarsch ins Königreich angetreten. Doch blieb noch bis zum Jahr 1818 eine gemischte Brigade von 5000 Mann als Okkupationstruppe in Frankreich zurück. —

Eine detachierte württembergische Brigade, bestehend aus drei Landwehrregimentern, verstärkt durch ein hessisches und zwei östreichische Bataillone, hatte schon vor dem Rheinübergang des Kronprinzen die Bestimmung erhalten, unter Kommando des Generals v. Stockmayer die kleine Festung Schlettstadt einzuschließen.

Die Festung, ein unregelmäßiges Achteck bildend, hatte eine Besatzung von 6000 Mann, darunter zwei Bataillone Linie, das übrige Nationalgarden, Douaniers und Veteranen. Am 4. Juli war Stockmayer mit den Belagerungstruppen in Kestenholz eingetroffen. Er nahm hier sein Hauptquartier und begann die Festung von allen Seiten einzuschließen, nachdem er durch zwei Schwadronen östreichischer Chevauxlegers verstärkt war.

Zahlreiche Ausfälle hielten die Cernierungstruppen stets in Atem. Allermeist waren diese Alarmierungen nur von schwachen Kräften unternommen; am 11. Juli jedoch, kurz vor Tag, fand ein Ausfall durch

vier starke Kolonnen, jede etwa 600 Mann zählend, statt. Die Franzosen gewannen durch die erste Überraschung Terrain und hatten schon Kestenholz erreicht, als sich ihnen die württembergischen Landwehrregimenter Nr. 1 und 2 unter dem Oberst v. Seybothen und dem Major v. Sattler entgegenstellten und sie in die Festung zurückschlugen. Verlust der Landwehr hierbei 57 Tote und Verwundete.

Mit dem 16. Juli hörten die Ausfälle aus Schlettstadt auf; ein Waffenstillstand trat ein und Stockmayer, durch östreichische Truppen abgelöst, erhielt Befehl, sich an das Belagerungskorps von Hüningen anzuschließen. Dieses bestand außer der württembergischen Landwehrbrigade aus 9 östreichischen und 4 Schweizer Bataillonen nebst etwas Reiterei, Pionieren und Sappeuren mit einem reichen Belagerungspark.

In der Nacht vom 17. auf den 18. August eröffneten tausend württembergische Landwehrmänner die Laufgräben gegen das Fort Abbatucci und das Johannesthor der Festung. Östreicher und Schweizer unternahmen zur selben Zeit dieselbe Arbeit auf dem rechten Rheinufer bei Kleinhüningen. Am 22. August konnte mit der Beschießung der Festung der Anfang gemacht werden. Bis zum 24. August wurde mit der Beschießung lebhaft fortgefahren, was den Kommandanten bewog, zu kapitulieren.

Am 8. Oktober trat General Stockmayer mit seinen drei Landwehrregimentern den Marsch in die Heimat an. Am 17. Oktober traf die Brigade bei Stuttgart ein, ward vom König besichtigt und unter Anerkennung ihrer vortrefflichen Dienste in die Heimat entlassen. Die übrigen aus Frankreich zurückkehrenden Truppen, sowie die verschiedenen Kolonnen vom Feld einrückten, passierten in der Nähe von Freudenthal Revue vor dem König und rückten darauf in ihre Garnisonen ab.

Es lagen damals, zu Ende des Jahres 1815, die württembergischen Truppenteile, nachdem die Landwehrregimenter entlassen waren, in folgenden Garnisonen:

Infanterie.

Garderegiment	Stuttgart und Ludwigsburg.
Leibregiment Nr. 1 (jetzt Grenadierregiment Königin Olga, 1. Württ. Nr. 119) .	Stuttgart.
Linienregiment Nr. 2 (jetzt 3. Württ. Inf.Reg. Nr. 121)	Niederbronn im Elsaß.
Linienregiment Nr. 3	Weißenburg im Elsaß.
Linienregiment Nr. 4 (jetzt 8. Württ. Inf.Reg. Nr. 126)	Ulm.

Linienregiment Nr. 5 (jetzt 2. Württ. Inf.Reg. Kaiser Wilhelm, König von Preußen Nr. 120)	Stuttgart.
Linienregiment Nr. 6 (jetzt Inf.Reg. König Wilhelm, 6. Württ. Nr. 124) . . .	Ludwigsburg.
Linienregiment Nr. 7 (jetzt 7. Württ. Inf.-Reg. Nr. 125)	Ulm.
Linienregiment Nr. 8 (jetzt 4. Württ. Inf.-Reg. Nr. 122)	Sulz im Elsaß.
Fußjägerregiment Nr. 9 König (jetzt Grenadier-regiment König Karl, 5. Württ. Nr. 123)	Heilbronn.
Leichtes Infanterieregiment Nr. 10 . . .	Heilbronn.
Leichtes Infanterieregiment Nr. 11 . . .	Hohenasperg.
Garnisonsregiment	Hohenasperg.
Gensdarmerie (456 Mann, davon 63 beritten)	im Lande verteilt.
Ehreninvalidenkorps	Stuttgart.

Reiterei.

Garderegiment	Stuttgart und Ludwigsburg.
Leibulanenkorps	Stuttgart und Ludwigsburg.
Leibregiment Nr. 1 (jetzt Ulanenregiment König Karl, 1. Württ. Nr. 19) . .	Ludwigsburg.
Jägerregiment Nr. 2 Herzog Louis (jetzt 2. Württ. Dragonerregiment Nr. 26) .	Ludwigsburg.
Jägerregiment Nr. 3 Kronprinz (jetzt Ulanen-regiment König Wilhelm, 2. Württ. Nr. 20)	Eßlingen.
Jägerregiment Nr. 4 Prinz Adam (jetzt Dragonerregiment Königin Olga, 1. Württ. Nr. 25)	Lauterburg im Elsaß.
Jägerregiment Nr. 5	Kirchheim und Nürtingen.

Artillerie

(jetzt Feldartillerieregimenter Nr. 13 und 29, Fußartilleriebataillon Nr. 13 und Trainbataillon Nr. 13).

1 reitende Gardebatterie	Ludwigsburg.
2 reitende Feldbatterien	Winnenthal.
6 Fußbatterien	Heilbronn.

1 Fußbatterie	Weißenburg im Elsaß.
Train	Ludwigsburg.
2 Ouvrierkompagnien	Ludwigsburg und Oberndorf.
2 Armee-Equipierungskompagnien . .	Ludwigsburg.

Es ist ersichtlich, wie eine beträchtliche Anzahl von Truppenteilen mit der Zeit verschwand und aufgelöst wurde; es haben denn auch in dem kriegerischen Zeitalter, das gesteigerte Anforderungen an die Kräfte der Völker stellte, die militärischen Leistungen Württembergs mit den Jahren 1814 und 15 ihre höchste Stufe erreicht.

Während in der Rheinebene und in den Niederlanden Schlachten geschlagen wurden; während man in Frankreich kantonierte und auf den Frieden hinarbeitete, gingen die Verhandlungen in Wien fort und tagte auch in Stuttgart die Ständeversammlung weiter. Mit beschleunigtem Tempo arbeitete man in Wien, um bei der Fährlichkeit der Zeiten möglichst rasch alles unter Dach und Fach zu bringen; in Stuttgart in der bisherigen gemessenen Weise.

Schon bei Aufbringung der Geldmittel zum Kriege hatten die Stände den größten Verdruß des Königs erregt dadurch, daß sie die Gewährung einer Anleihe und das Eintreten für eine solche abhängig machten von der Herstellung der alten Verfassung. Dieses Ausnützen der augenblicklichen Not hat billig gerechten Unwillen erregt. Die Mißstimmung auf beiden Seiten war von schlimmer Vorbedeutung für den Geist, in welchem die Verhandlungen geführt werden sollten, worauf nun alles ankam.

Zugleich mit ihrer zweiten Adresse hatten die Landstände eine Beschwerdeschrift übergeben, welcher bald mehrere folgten, um dem König die vielfachen Leiden und Lasten des Volks vor Augen zu führen. Dadurch leisteten die Abgeordneten Ersprießliches, indem der König über manche Verhältnisse belehrt wurde, die er selbst in solchem Umfange nicht gekannt hatte. Namentlich beim Jagdwesen. Hier ließ Friedrich auch sofort Abhilfe eintreten; bei anderen Lasten, welche durch die Schwere der Zeiten veranlaßt waren, konnte nicht so rasch eine Erleichterung geschaffen werden.

Nicht so bald hatte der König die Klagen über Wildschaden vernommen, als er vom 7. April 1815 verordnete:

1. Der Wildstand in sämtlichen Oberforsten des Königreichs soll in ein solches Verhältnis zur Waldfläche gesetzt werden, daß das

Rotwild nicht mehr genötigt ist, auf den Gütern der Unterthanen Nahrung zu suchen.

2. Was außerhalb der Waldungen auf den Gütern angetroffen wird, soll, ohne Rücksicht auf die Saison, jederzeit weggeschossen werden.
3. Das Schwarzwild, welches sich in keine Waldungen beschränken läßt und auch in der geringsten Zahl für die Güter der Unterthanen schädlich bleibt, soll außer den Tiergärten durchgehends in den Waldungen und Feldern ausgerottet werden.

Für das Abschießen und die Einschränkung der Zahl des Wildes sind die Oberforstmeister mit ihrem Personal verantwortlich. Bringen die Bauern dennoch Klagen auf Entschädigung wegen Wildschadens vor, so muß das Forstpersonal dafür aufkommen.

Eine andere Königliche Verordnung vom 19. April betrifft die Jagdfrohnen:

„Wir haben mit größtem Mißfallen zu vernehmen gehabt, welche Exzesse in Anforderung von Jagdfrohnen von seiten des Jagdpersonals hie und da stattgefunden haben, und wie dadurch Unsere Unterthanen bedrückt worden sind.

„Um nun diesen Eigenmächtigkeiten und Gewaltthätigkeiten Schranken zu setzen, wollen Wir folgendes verordnet haben:

„Es sollen von Unseren Unterthanen keine anderen Jagddienste gefordert werden, als wozu sie nach Lagerbüchern, besonderen privatrechtlichen Titeln oder altem Herkommen verbunden sind" u. s. f.

Auf alle Ausschreitungen soll für die Zukunft strenge Bestrafung des Forstpersonals folgen.

Nach der aufgestellten Nachweisung wurden auf den befohlenen Abschuß hin erlegt vom April bis Ende Juli 1815 im ganzen 3866 Stück Rot- und Schwarzwild, darunter allein 2500 Schweine. Die Forstämter hatten stets eine derartige Masse von Wildbret zu verkaufen, daß die Nachfrage weit überstiegen wurde. Sie machten den Versuch, es zu geringem Preise zwangsweise an die Gemeinden zu überlassen. Doch der König trat solchem Verfahren sofort entgegen mit der Verordnung vom 10. April, daß die Vorräte nur an freiwillige Abnehmer abgegeben werden dürfen.

Derartige Anregungen von seiten der Landstände wirkten durch das Entgegenkommen des Königs ungemein wohlthätig und dadurch erwarben sich die Abgeordneten das größte Verdienst. Aber in der Verfassungsfrage kam man auch dadurch um keinen Schritt weiter. Der König hatte sich zu Unterhandlungen, zum Eingehen eines Vertrags geneigt ge-

zeigt. Die Landstände schienen Verhandlungen anbahnen zu wollen, aber eben immer mit der Voraussetzung, daß die alte erbländische Verfassung die Grundlage bilde. Bevollmächtigte sollten von beiden Seiten ernannt werden, um sich in engerem Kreise zu einigen.

Die Landstände bestellten sich zur Seite einen Ausschuß von 25 Mitgliedern, der an Stelle der Hauptversammlung die Verhandlungen leiten, die ständischen Beauftragten hören und anweisen sollte. Dadurch war die Hauptversammlung in Unthätigkeit versetzt und dem Lande eine nutzlose Ausgabe von täglich 100 Dukaten verursacht [1]). Im Ausschuß selbst rissen einige Rechtsgelehrte, Volley, Weißhaar, Zahn, allen Einfluß an sich, talentvolle und rechtlich denkende Männer, tadellose Charaktere, aber schroff und unduldsam gegen Andersdenkende und nicht gewillt, von der einmal gefaßten Meinung abzugehen.

Die Folge der nächsten Verhandlungen war, daß die Landstände sechs vorläufige Punkte namhaft machten, deren Annahme sie für unerläßlich erklärten:

1. Steuerbewilligung mit Einschluß der Erhebung und Verwaltung der Landesgelder durch die Stände.
2. Rückgabe des eingezogenen Kirchenguts.
3. Gleiche Vertretung aller Klassen der Unterthanen.
4. Herstellung eines stehenden Ausschusses.
5. Durchsicht der Gesetzgebung seit 1806.
6. Vollständige Freizügigkeit.

Diesen Forderungen kam der König auf das liberalste entgegen; er gab den Landständen das unbeschränkte Steuerbewilligungsrecht; er sagte die Wiederherstellung des Kirchenguts zu. Wegen des dritten Punktes verlangte der König noch Aufklärung und gab seine Meinung dahin ab, daß er auf eine besondere Vertretung des Adels nicht eingehen könne. Für den Staatshaushalt bot er die vollständigsten Gewährungen im Sinne der neueren Staatslehren; die Kontrolle eines stehenden Ausschusses wies er zurück, wie auch den fünften Punkt. Dagegen war das Recht der Freizügigkeit zugesagt.

Auf dies hin brachen die ständischen Kommissarien die Unterhandlungen kurz ab, nachdem sie die sechs Punkte für ein Ultimatum erklärt hatten.

Ein Mann, wie der Abgeordnete Cotta, entschieden liberal, dabei welterfahren, der über den engen Gesichtskreis seiner spießbürgerlichen

[1]) Gervinus, Geschichte des 19. Jahrhunderts. II, 457.

Kollegen hinausſah und des Königs finanzielle Zugeſtändniſſe wertvoller fand als die ſtändiſche Kaſſe, ſtand mit ſeinen Anſichten faſt allein. Jetzt war auch wiederum der längſt wegen ſeiner ketzeriſchen Anſichten in der Verſammmlung verdächtige Abgeordnete Gleich von Aalen in die Schranken zu weiſen[1]). Der gerade denkende Mann aus Neuwürttemberg ließ es ſich beigehen, am 23. Juni ſich in durchaus verſtändiger und geiſtvoller Weiſe dahin auszuſprechen, daß es den Ständen nicht gerade um die altwürttembergiſche, ſondern überhaupt um eine gute Verfaſſung zu thun ſein ſolle, nicht um ein formelles Recht, ſondern um die Sache. Die Verſammlung fand ſich überraſcht über einen ihren fixen Vorſtellungen, ſowie ihrem ewigen Selbſtlob und dem Lobe aller Zeitungen ſo fremden Ton. Dem Abgeordneten Gleich bekam das Ausſprechen ſeiner Einfälle ſchlecht; es wurde ihm der Standpunkt klar gemacht und er ſcheint durch einen anderen Repräſentanten des Amts Aalen erſetzt worden zu ſein.

Man hätte glauben ſollen, daß es in der Verſammlung zu heftigen Auslaſſungen, zu lebhaften Erörterungen gekommen wäre. Die ausſchließliche Herrſchaft einiger Edelleute, Advokaten und Schreiber erſtickte aber jeden derartigen Verſuch in ſeiner Entſtehung. Von freier Rede und Debatte war nichts zu verſpüren; alles beruhte auf ſchriftlichen Vorträgen.

Die konſtitutionelle Unmündigkeit war gerade durch die Starrheit der alten Verfaſſung groß gezogen worden und zeigte ſich beſonders auch in der formloſen und nicht ſelten verletzenden Art und Weiſe, wie beliebt wurde, mit der Krone zu verkehren.

Nachdem die Landſtände erklärt hatten, in den unterbreiteten ſechs Punkten erblicken ſie ihr Ultimatum, blieb dem König nichts übrig, als die Vertagung der Ständeverſammlung, welche am 21. Juli 1815 ausgeſprochen wurde. Zugleich gab der König die Erklärung ab, daß ihm die vorgelegten Landesbeſchwerden wichtiger ſein müſſen, als die Zänkereien über Verfaſſungsgegenſtände, daß er daher für die Erledigung jener Beſchwerden zunächſt ſorgen wolle, die Verſammlung jedoch auffordere, Bevollmächtigte zur Fortſetzung der Unterhandlungen zurückzulaſſen[2]). Die Stände konnten ſich jedoch über derartige Vertreter nicht einigen und gingen auseinander, ohne ſolche ernannt zu haben.

Durch eine Reihe von Petitionen, Vorſtellungen, ſchriftlichen Ausarbeitungen war eine Zuſammenſtellung aller Wünſche und Forderungen als eine Darſtellung der Beſchwerden des Landes entſtanden[3]),

[1]) Hegels Werke 16. Band, S. 311. 312.

[2]) Köſtlin, Wilhelm I., König von Württemberg. Stuttgart 1839. S. 325.

[3]) Darſtellung des Betragens der württembergiſchen Landſtände. 1815.

welche der Regierung übergeben wurde. Neben vielem Ungemach, was die harten Zeiten über das Land gebracht hatten, enthielt die Darstellung eine Reihe von Beschwerdepunkten, über deren Abstellung der König entweder sogleich schlüssig wurde, da wo die Sache nur von ihm abhing, wie bei der Jagd, oder über deren Beseitigung er die nötigen Erhebungen und Vorarbeiten anstellen ließ.

In manchem Betracht war hier die Thätigkeit der Stände sachgemäß und nützlich. Nach anderen Beziehungen verlangten sie überhaupt oder doch zur Zeit Unthunliches, wie denn die Beschwerden über die vielfachen Aushebungen zum Militärdienst in dem naiven Satze gipfeln[1]): „So lange das stehende Militär nicht beschränkt und jede Art von Konskription ganz aufgehoben werden kann, so lange ist auch eine wahre und gründliche Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes nicht zu hoffen." Und das zur selben Zeit, in welcher Preußen die allgemeine Wehrpflicht, das schwerste Opfer, das sich ein Volk auflegen kann, als Gewähr für künftige Machtentfaltung beibehielt.

Ohne die Welt mit einer That überrascht zu haben, wollten die Stände nicht auseinandergehen.

Ihr Vertrauen auf den Schutz der sehr lebhaft aufgeregten öffentlichen Meinung war so groß, daß sie es wagten, vor ihrer Trennung noch die Garantiemächte der altwürttembergischen Verfassung, nämlich die Kronen Preußen, Dänemark und Hannover, um ihre Vermittlung anzugehen. Natürlich erhielten sie niemals eine Antwort auf diesen Schritt gegen ihre Regierung.

Hoch gepriesen aber sahen sich die Abgeordneten überall im Lande ob ihres zähen und beharrlichen Eintretens für die altwürttembergische Verfassung, für das alte gute Recht. Durch die zeitliche Entfernung, durch eine leicht begreifliche Täuschung mochte dem Altwürttemberger die Zeit, in der das gute alte Recht in seiner vollen Wirkung war, wie ein dahingeschwundenes goldenes Zeitalter erscheinen. Das Wort war geschickt gewählt und hat seine Zauberkraft gar lange bewährt. So viel Schweres, Verdrießliches, Beengendes war in den letzten zwei Jahrzehnten über das Land gekommen und man schaute durch diese trüben Tage so gern zurück in die gute alte Zeit. Damals waren keine Feinde ins Land gedrungen, man hatte nicht fast unerschwingliche Kriegssteuern zahlen, nicht die Söhne zur Fahne geben müssen; gar rosig dämmerte die alte Zeit herüber durch all das Dunkel der letzten Jahre.

---

[1]) Darstellung des Betragens ꝛc. Erste Fortsetzung 1815. S. 162.

Man dachte nicht daran zu untersuchen, ob denn das, was alt, zu gleicher Zeit auch gut sein muß; ob nicht auch Mißbräuche damals mitunterliefen; ob denn durch das alte Recht alles Übel hintangehalten worden wäre.

Der König, welcher von jeher gerne seinem Volk Einblick in die ihn leitenden Motive und in seine ganze Handlungsweise verschaffte, erließ ein vom 5. August 1815 datiertes Königliches Manifest, in welchem er ausführte, wie die Ständeversammlung zusammengetreten, wie ihr die Verfassungsurkunde übergeben worden sei, wie der Entwurf zurückgewiesen wurde unter vollständiger Verrückung des Standpunktes. „So groß diesem nach gleich bei der Eröffnung der Verhandlungen Unsere Besorgnis sein mußte, daß dieselben den beabsichtigten Zweck verfehlen würden, und so viele Ursache Wir gehabt hätten, die von Uns einberufene Ständeversammlung nach ihren eigenen Grundsätzen als nicht bestehend anzusehen und alles Weitere auf bessere und ruhigere Zeiten auszusetzen, so glaubten Wir doch vorerst, über Unregelmäßigkeiten und Unförmlichkeiten da hinwegsehen zu dürfen, wo es das bleibende Interesse Unseres Volkes galt.

„Wir nahmen daher nicht nur diejenigen Anträge, Bitten und Wünsche gnädigst an, welche die Ständeversammlung, obgleich nach ihrem Dafürhalten nur zur Herstellung einer Verfassung konstituiert, Uns über verschiedene Gegenstände der Staatsverwaltung in Beziehung auf den Zustand des Landes vorgetragen hatte, zogen dieselben in Erwägung und erteilten hierauf, einzig geleitet durch das Wohl der Einzelnen und des Staats, Unsere Entschließungen, sondern Wir eröffneten überdies den Landständen den Weg, Uns auch in Absicht auf die Verfassung selbst ihre Wünsche und Ansichten vorzutragen."

Ein Widerspruch in sich selbst sei es, die altwürttembergische Verfassung für das jetzige gesamte Königreich zu verlangen; die alte Verfassung enthalte manche anerkannte Mißbräuche und manches für moderne Verhältnisse Befremdliche. „Wir haben indessen selbst das Augenmerk darauf gerichtet, das anerkannte Gute sowohl der alten erbländischen als anderer deutscher Territorialverfassungen in die neue Konstitutionsurkunde überzutragen. Auch gaben Wir im Laufe der Verhandlungen mit den versammelten Landständen denselben wiederholt zu erkennen, daß, woferne sie dafür hielten, es möchten zu Erreichung des gemeinschaftlichen Zwecks, der Erhaltung und Beförderung des untrennbaren Interesses von König und Vaterland weitere Bestimmungen, Modifikationen und gesetzliche Anordnungen aus der alten Verfassung aufzunehmen sein, Wir ihren Wünschen ein geneigtes Gehör geben würden."

Auch mündlicher Austausch sei in Gang gekommen; als deren Resultat seien die sechs Punkte von den Ständen vorgelegt worden. Der König führt im einzelnen aus, warum er nicht auf alle Punkte, namentlich nicht auf die Verwaltung der Landesgelder durch die Stände, habe eingehen können.

„Unsere entgegenkommende Entschließung wurde jedoch in der hierauf eingereichten weiteren landständischen Erklärung in Hinsicht auf Form und Inhalt auf eine Art erwidert, welche keineswegs dazu geeignet war, um von einer weiteren Nachgiebigkeit irgend einen guten Erfolg erwarten zu können. — Wir werden die von Uns vertagte Ständeversammlung, wenn sie auf Unser Berufen verfassungsmäßig wieder zusammen getreten sein wird, die den Ständen durch jene Urkunde angewiesenen Rechte und Vorzüge in ihrem ganzen Umfange ungekränkt ausüben und genießen lassen und mit der bisherigen Geneigtheit alles anwenden, was zu Befestigung des wechselseitigen Vertrauens führen kann." —

Auf dem Wiener Kongreß betrieb indessen der deutsche Ausschuß, der zunächst aus den Vertretern Östreichs, Preußens, Bayerns, Hannovers, Württembergs bestand, die Ordnung der deutschen Angelegenheiten. Längst war man von den Kaiserträumen, von einem strafferen Zusammenfassen der einzelnen Staaten durch das Übergewicht einer Zentralgewalt, zurückgekommen. An neuen Entwürfen und Planen fehlte es keineswegs. Mit Beginn des Monats Juni 1815 drängte der Vorsitzende, Fürst Metternich, zum raschen Abschlusse; in der Sitzung vom 8. Juni wurden die letzten Differenzen ausgeglichen. Man versammelte sich nochmals am 10. Juni, um die deutsche Bundesakte zu unterzeichnen, was für den ganzen Umfang der Akte von seiten Württembergs erst am 1. September geschah. An diesem Tage sollte zugleich unter Vorsitz des östreichischen Vertreters die erste Bundesversammlung in Frankfurt zusammentreten.

In der inneren und äußeren Gestaltung Deutschlands hatten sich freilich die weitgehenden Hoffnungen und Wünsche nicht erfüllt. Nur ein notdürftiges Dach war es, unter das die Nation vorerst das Gesamtvaterland gebracht sah. In den allermeisten einzelnen Staaten aber begann man um diese Zeit Hand anzulegen an die Einführung landständischer Verfassungen im Sinne des modernen Rechtsstaats.

Auch König Friedrich war keineswegs gesonnen, das angefangene Werk liegen zu lassen. Um so weniger, als sich mehr und mehr im ganzen Lande eine Stimmung kundgab, die außerordentlich erregt sich zeigte durch das, was geschehen, was angebahnt und in Gang gekommen

war. Auf Mitte Oktober 1815 berief der König abermals die Ständeversammlung zusammen.

Damit beginnt die zweite Periode der Verhandlungen über die Verfassung (vom 16. Oktober 1815 bis 30. Oktober 1816: Unterhandlungen auf dem Grunde der alten Verfassung und der vierzehn Punkte). Und das ist das Charakteristische dieser Periode: die Landstände zeigten sich einer Vereinbarung noch weniger zugänglich; im Gegensatz dazu erscheint der König noch entgegenkommender als zuvor und macht die liberalsten Zugeständnisse. Augenfällig ist der Vorteil, den er sich dadurch mit einemmale verschafft. Den Landständen beginnt der Boden zu schwinden; zunächst in der eigenen Partei, dann im Volke, das allmählich klar sieht, wie von den Landständen die gewaltthätigste Reaktion betrieben wird, während von dem Verfassungsentwurf des Königs allein freie Bewegung im Staate zu erwarten ist.

Die wiederversammelten Stände traten, gestützt auf ihre Volkstümlichkeit, mit ganz besonderem Selbstvertrauen auf. Wieder begannen die langatmigen Vorlesungen über all das, was die leitenden Köpfe ausgearbeitet. In Bezug auf die Verfassung traten die Landstände, alle diplomatischen Mittelwege verschmähend, schroff auf ihren Rechtsstandpunkt zurück [1]). Sie verlangten eine bestimmte Erklärung, daß der König die alte Verfassung als eine für das ganze Königreich gültige Regel feierlich anerkenne, einzig mit dem Vorbehalt der notwendigen Veränderungen, die nur in einem „accessorischen Receß", in einer Ergänzungsakte, zu der alten Verfassung hinzukommen sollten; denn eine neue Verfassungsurkunde sei gänzlich unnötig und auch unmöglich, da sie eine vollständige Entwicklung des ganzen Inhalts aller der Grundgesetze, der Haus- und Regierungsordnungen, der Landtags- und Ausschußrezesse, der fürstlichen Testamente, der einzelnen Gesetzbücher und der sogenannten Allerhandordnungen, unzähliger Reskripte und Resolutionen, und endlich des Herkommens bedinge, ein schwieriges Geschäft für viele Jahre.

Aus diesem Labyrinth, das den württembergischen Rechtsgelehrten der alten Schule für ein Paradies galt, fanden sie den Ausweg nicht.

Der König aber hatte für den ganzen Gang der Dinge eine unerwartete Wendung vorbereitet. Dabei zog er in sein Vertrauen einen Mann von anerkannter Tüchtigkeit, der, geleitet vom Geist des Wohlwollens, des Freisinns und der Vaterlandsliebe, begabt mit scharfem Verstande, alle Bürgschaften bot, das schwierige Werk zu gutem Ende führen zu können, — den Freiherrn v. Wangenheim.

[1]) Gervinus II, 463 ff.

Erst jüngst hatte Wangenheim die Augen auf sich gelenkt durch die Veröffentlichung seiner Schrift: Idee der Staatsverfassung in ihrer Anwendung auf Württembergs alte Landesverfassung. Frankfurt a. M. 1815. Der Verfasser, der in Tübingen Obertribunal-Präsident und Kurator der Universität war, zeigte sich als ein geistvoller Widersacher der alten Staatsideen. Unerwartet wurde er vom König berufen, der ihm in den Verhandlungen mit den Ständen durchaus freie Hand ließ.

In der neuen Stellungnahme den Ständen gegenüber befand sich der König durchaus im Einklang mit dem Kronprinzen, der mit seinem Rat beigestanden war, allein bald Stuttgart verließ, um in Petersburg die Feier der Vermählung mit seiner Verlobten, der Großfürstin Katharina, zu begehen.

Am 13. November erschien das neue bedeutsame Königliche Manifest. Zunächst weist der König die Forderung, die alte Verfassung für das gesamte Königreich einzuführen, zurück, sich berufend auf die Geschichte und das Völkerrecht, und fährt sodann fort:

„Eine der Folgen der aufgehobenen deutschen Reichsverfassung ist, daß es zwischen dem Monarchen und seinem Volke in seinen Stellvertretern keinen Richter mehr giebt, welcher bei einer Rechtsungewißheit diese aufheben könnte; somit wäre es unabweisliche Forderung, daß der in vielen Urkunden zerstreute, oft zweifelhafte Inhalt der alten Landesverträge in Einer Urkunde vollständig und deutlich entwickelt werde, damit die verfassungsmäßigen Bestimmungen nicht mehr das ausschließliche Eigentum einiger Wenigen bleiben müßten, sondern vielmehr ein Gemeingut des Volkes werden könnten.

„Ebensowenig könnten Wir in Hinsicht auf die neuen Lande zugeben, daß diese in ihren höchst verwickelten Rechtsverhältnissen vereinzelt blieben. Wir würden also das Recht und die Pflicht haben, die einzelnen neuerworbenen Lande, unter möglichst genauer Berücksichtigung ihrer früheren Rechtsverhältnisse, durch eine neue Verfassung zu vereinigen.

„Aber im gegenwärtigen Zustand handelt es sich ja gar nicht um die buchstäbliche Herstellung des früheren Rechtszustandes weder für Unsere Erblande noch für Unsere neuen Lande. Es handelt sich um eine Staatsverfassung, welche die bis jetzt nur faktisch vereinigten Lande auf dem Wege des Vergleichs nunmehr auch staatsrechtlich zu einem Ganzen verbinden soll. Es handelt sich um einen Staatsverfassungsvertrag, in welchem die wesentlichen Volksrechte nicht weniger als die wesentlichen Regentenrechte bestimmt und sichergestellt werden sollen.

„Da Wir diese allen Teilen Unseres Königreichs nicht aufdringen

wollen, so könnt ihr auch, wie ihr es unehrerbietig versuchtet, nicht behaupten, daß Wir Unseren getreuen Unterthanen ihre früheren Rechtsansprüche gewaltsam entrissen.

„Wir haben nie die innere Gültigkeit der alten Landesverträge, sondern immer nur, wie auch jetzt noch, die äußere Anwendbarkeit derselben in ihrem ganzen Umfange und zu einer Zeit, wo sich alles neugestaltet hat, in Zweifel gezogen. Daher ist es auch eine grundlose Behauptung, wenn ihr Uns die Absicht unterschiebt, daß sich jetzt erst über jenen früheren Rechtszustand verglichen werden solle.

„So wenig Wir die Größe des Unglücks verkennen, welches durch eine Nichtvereinigung im Wege des Vergleichs, sowohl für die Regierung als für das Land hervorgehen würde, so wenig können Wir euch verbergen, daß dieses Unglück nicht zu vermeiden ist, wenn ihr euch ferner weigern solltet, auf Unterhandlungen über einen, dem ganzen Königreich gemeinsamen Verfassungsvertrag einzugehen.

„Auf diesen unseligen Fall sind Wir, so sehr es auch Unsern landesväterlichen, auf das Wohl aller Unserer Unterthanen gerichteten Absichten widerstrebt, unabänderlich entschlossen, in Unserem Stammlande die alte Verfassung mit ihrer herkömmlichen Repräsentation, in Unseren neuen Landen hingegen eine, auf eine wahrhafte Nationalrepräsentation gegründete, die früheren Rechtsverhältnisse berücksichtigende, Verfassung einzuführen.

„Um euch aber einen ganz unzweideutigen Beweis zu geben, mit welcher wahrhaft landesväterlichen Gesinnung Wir in diese Unterhandlungen eingehen, teilen Wir euch in einer Beilage solche Fundamentalpunkte mit, die keinem Unbefangenen ungeeignet scheinen können, den Unterhandlungen über eine gute Verfassung zur Grundlage zu dienen. Sie tragen die Bürgschaft für ein glückliches Resultat in sich selber, und sollten sich die Unterhandlungen dennoch zerschlagen, so wird nicht nur Unser Volk, sondern ganz Europa bezeugen, daß wenigstens in Uns der Grund des Mißlingens nicht gesucht werden darf.

„Indem Wir euch aber überdies noch die schon oft gegebene Erklärung wiederholen, daß es euch unbenommen bleiben soll, aus den früheren Landesverträgen alle jene Bestimmungen, die ihr für wesentlich, oder auch nur für nützlich haltet, Unseren darauf ausdrücklich instruierten Kommissarien zur Aufnahme in die allgemeine Verfassung vorzuschlagen und zum Gegenstande der Unterhandlungen zu machen; indem Wir die euch so oft gegebene Erklärung wiederholen, daß wir von jenen Vorschlägen alle diejenigen, welche nur immer mit dem Wohle des Staats vereinbarlich sind,

auch wirklich aufnehmen werden: so ist damit auch die von euch erhobene gedoppelte Besorgnis gehoben, als würdet ihr bei den Verhandlungen bloß in die von euch sogenannten Labyrinthe des natürlichen Staatsrechts geführt, und als könnte durch diesen neuen Vertrag das Volk seine Geschichte verlieren, die ja überhaupt erst durch allmählichen Übergang vom Alten zum Neuen gewonnen und wirklich Geschichte wird.

„Nach diesem allen müssen Wir aber nunmehr unbedingt erwarten, daß ihr auch eurerseits Unseren landesväterlichen Absichten durch Eröffnung der Unterhandlung ohne weiteren Zeitverlust pflichtmäßig entgegenkommen und Uns nicht nötigen werdet, den Glauben aufzugeben, in euch wahrhaft wohlgesinnte Stellvertreter Unseres lieben und getreuen Volks zu erblicken, und sollten Wir diesen Glauben aufgeben müssen, danach Unsere Maßregeln zu nehmen und die unglückliche Trennung wirklich eintreten zu lassen."

Die vierzehn Fundamentalpunkte, welche als Basis für weitere Unterhandlungen den Landständen zugingen, sind folgende:

1. Ohne Zustimmung der Ständeversammlung soll weder ein neues, die persönliche Freiheit, das Eigentum oder die Verfassung betreffendes allgemeines Gesetz gegeben, noch ein älteres, vor dem Jahre 1806 auf konstitutionelle Weise errichtetes Gesetz aufgehoben werden.
2. Jedes seit dem Jahre 1806 gegebene Gesetz, welches mit der künftigen Verfassung in Widerspruch steht, ist von dem Augenblick an, wo diese sanktioniert ist, aufgehoben.

   Revision der seit dem Jahre 1806 gegebenen Gesetze soll stattfinden.
3. Das evangelische Kirchengut soll sichergestellt sein.
4. Ohne Einwilligung der Stände können keine Schulden auf das Land kontrahiert werden.
5. Sicherstellung der Staatsgläubiger durch eine Schuldenzahlungskasse, auf welche der Regent keinen Einfluß hat.
6. Erhaltung des Kammerguts.
7. Zivilliste des Königs durch ein Gesetz bestimmt.
8. Die Verwilligung der direkten und indirekten Steuern wird den Ständen nicht eher angesonnen werden, als bis die Zweckmäßigkeit der Ausgaben, die Unzulänglichkeit der Kammereinkünfte und die richtige Verwendung der früher bewilligten Abgaben nachgewiesen werden kann.
9. Jede Einrichtung soll getroffen werden, welche unparteiische und schnelle Rechtspflege in Kriminal- und Zivilfällen herbeiführen und die Freiheit der Personen und des Eigentums gewährleisten kann.

10. Kein Staatsbürger soll von Erlangung eines Staatsamtes ausgeschlossen sein, sofern er die erforderlichen Eigenschaften hat.
11. Anklagerecht der Stände gegen Staatsdiener in Fällen verfassungswidrigen Betragens.
12. Auswanderungsrecht der Unterthanen.
13. Der hohe und niedere Adel soll eine liberale, den neueren Verhältnissen des deutschen Adels analoge, Verfassung erhalten.
14. Die Vertretung in der Ständeversammlung wird die Regenten-, Adels- und Volksrechte sicher stellen.

So waren durch den König die Grundlagen für die freieste und klarste Verfassung geschaffen, welche ein deutscher Staat überhaupt wünschen konnte. Der Eindruck, den die Publikationen machten, war ein ganz verschiedener. Die Altständischen unter den Abgeordneten waren, auch aus persönlicher Abneigung gegen den Fremdling Wangenheim, zum Widerstand entschlossen. Andere, namentlich unter dem Adel, neigten sich auf Seite der Krone. An Verteidigern des Entwurfs, wie ihn der König mit der unerwarteten Wendung vom 13. November gegeben, fehlte es in Zukunft nicht. Die Abgeordneten Cotta und Griesinger, von Böblingen und Stuttgart entsendet, bildeten fortan den Kern der Partei, welche der vom König angebotenen Verfassung freundlich gegenüberstand. Aber auch der Ton der übrigen Mitglieder mäßigte sich. Das hohle Pathos verschwand und die langen Vorlesungen in der Kammer begannen sich in einem anderen Fahrwasser zu bewegen.

Erstmals ging, von Weishaar verfaßt, eine schlichte, sachgemäße, ruhig gehaltene Adresse an den König ab, um die Bereitwilligkeit zu Unterhandlungen anzuzeigen. Eine gemeinschaftliche Kommission, aus königlichen Beamten und ständischen Mitgliedern bestehend, wurde niedergesetzt, um auf den gegebenen Grundlagen ein neues Grundgesetz zu beraten. Die öffentliche Meinung im Lande selbst, wo man sich ermüdet fühlte durch die Langsamkeit der Geschäfte, die nicht von der Stelle rückten, durch die ewigen Wiederholungen, begann umzuschlagen; man bekam den Mut, die eigene Meinung öffentlich auszusprechen. Dadurch entstand eine gesunde, einsichtige Opposition gegen die Altständischen und die Partei des Grafen Waldeck, eine Opposition, ohne welche wohl nie Leben und Gliederung in die Masse des passiven Widerstands gekommen wäre. In den ersten Tagen nach dem Königlichen Manifest war freilich die Stellung Cottas und der Gleichgesinnten noch eine sehr schwierige.

Zur Beleuchtung der ganzen Lage sind Bruchstücke aus einem Brief-

wechsel des Abgeordneten Cotta mit dem Freiherrn vom Stein von Interesse [1]).

Nach dem Manifest vom 13. November 1815 schreibt Cotta an Stein: „Unter diesen Umständen dürfen wir hoffen, daß die gemäßigte Partei nun siegen und wir eine Verfassung erhalten werden, die als Muster für Deutschland dienen kann. Der König hat sich bei der Diskussion über diesen Gegenstand wahrhaft groß gezeigt." Freiherr v. Stein erwiderte aus Frankfurt vom 17. November 1817:

„Zu dem glücklichen Vorgang, den mir Ew. Wohlgeboren mitzuteilen die Güte haben, wünsche ich Ihnen von Herzen Glück; es war zu erwarten, daß ein Regent, der den Geist und die Willenskraft Ihres Königs besitzt, sein im Frühjahr begonnenes Werk, dem Reich eine Verfassung zu geben, auf eine Art vollenden werde, die dieser Verfassung Dauer und Festigkeit verschafft. Es bleibt nun noch übrig, daß er seinen Staat fest und unzertrennlich an das übrige Deutschland knüpfe und zum Wohl des ganzen Vaterlandes so segensvoll und kräftig wirke, als er es für seinen eigenen Staat gethan hat."

Die nächstfolgenden Verhandlungen in der Ständekammer gaben Wangenheim Veranlassung zu dem Wunsche, es möchte durch Stein auf den Grafen Waldeck im Sinne einer versöhnlicheren Haltung eingewirkt werden.

Wangenheim an Cotta vom 21. November 1815: „Ich danke Euer Hochwohlgeboren herzlich für die Mitteilung des Briefes, den Ihnen der Deutsche Stein über unsere Angelegenheiten geschrieben hat. Es spricht sich darin eine so tüchtige und zugleich aufmunternde Anerkennung des großen Verdienstes aus, daß ich nichts Besseres thun zu können glaubte, als von Ihrer Erlaubnis, diesen Brief dem König zu unterlegen, Gebrauch zu machen. Den Effekt davon kann ich noch nicht wissen, da der König gleich nach Empfang desselben nach Freudenthal ging.

„Die Stimmung in der Ständeversammlung mißfällt mir so sehr als Ihnen. Sie ist aber, wenn ich das vorhergehende Unrecht des Ministeriums und die Kraft Volleys, der in dem Halbdunkel der alten Verfassung eine Garantie für seine eigene Unentbehrlichkeit mit dem ihm eigenen Scharfblick aufgefaßt hat, eine durchaus notwendige. Auch gehört Opposition zum Wesen einer Verfassung. Wäre ich Minister, ich würde mir eine Opposition erkaufen, wenn sie sich nicht von selber fände.

---

[1]) Pertz, Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein. V. Berlin 1854. S. 8 ff.

Indessen ist nicht zu leugnen, daß, wenn die Stände jetzt nicht ihren Standpunkt ändern, unsere Angelegenheiten eine sehr fatale Wendung nehmen können.

„Ich glaube daher, daß zur Rettung des Besonderen und Allgemeinen jetzt mehr als je die Macht der öffentlichen Meinung zu Hilfe gerufen und durch diese namentlich unsere Stände und unter diesen besonders der Adel zur Vernunft gebracht werden sollte, der, indem er auf den Amtsschreiber Bolley schimpft, doch in seinen Ton einfällt und ihm nach dem Maule schwatzt. Die jungen Herren haben keinen Begriff vom Staate und ihrem Verhältnis zu diesem. Sie möchten das Unmögliche verbinden. Sie möchten auf einer Seite kühn und verderbend wirken, wie Mirabeau; auf der anderen Seite aber möchten sie auch die Vorurteile und Vorteile für sich retten, denen jener entsagt hatte.

„Dem Unglück muß vorgebeugt werden, wenn es möglich ist. Sehr viel würde es wirken, wenn der Minister Stein dem Grafen Waldeck und überhaupt dem hohen Adel den Kopf sobald als möglich zurecht setzte. Ich würde ihn selbst darum bitten, wenn er mich auf meine Briefe an ihn je einer Antwort gewürdigt hätte. Thun Sie es, lieber Cotta, und zwar so bald als möglich und schicken Sie ihm meinen Brief an Görres ꝛc. Vale faveque!

Wangenheim.

„Eine Bemerkung muß ich Ihnen noch machen, damit Sie mich in dem, was ich über Waldeck sagte, nicht mißverstehen. Sein revolutionäres Wesen finde ich nicht in der von Ihnen gewiß nicht mit Unrecht getadelten Relation, denn das Verkennen des Rechtsprinzips wider besseres Wissen, das öffentlich bezeigte Mißtrauen in die Absichten des Königs, das kategorische Vorschieben aller altwürttembergischen Bocksbeuteleien gegen die Verfassungsurkunde, für die Kasse u. s. f., alles dies verdient Tadel. Allein, was ich revolutionär nenne, ist die Übernahme von mehreren Stimmen, als das provisorische Gesetz erlaubt; die einseitig erlassene Adresse an die Armee, trotz aller Warnung; der Terrorismus gegen jede freisinnige Stimme in der Versammlung; das Verdrehen und Verleumden dessen, was andersdenkende, namentlich Griesinger, sagen. Also, verstehen Sie mich recht!“

Cotta an Stein.

Stuttgart, den 21. November 1815.

„Euer Excellenz Gnädiges war mir Trost für mein bekümmertes Herz; denn Hochdieselbige werden es sich kaum als möglich denken können,

daß das Vollenden des schönen Werks, welches nach der kurzen und liberalen Erklärung unseres Königs hätte hervorgehen können, durch das störrige Benehmen der Stände verhindert zu werden droht. Es ist mir nicht möglich, in ein Detail darüber einzugehen, auch könnte ich dies ohnehin nicht mit der kraftvollen Feder schildern, welche die Anlage verfaßte, die ein Schreiben Sr. Excellenz des Präsidenten v. Wangenheim an mich und ein weiteres an Görres zu Hochdero näherer Belehrung enthält.

„Aus dem ersteren ersehen Ew. Excellenz, daß ich Wangenheim, der mit unserem geliebten Kronprinzen Sr. Majestät dem Könige die wahre Ansicht unserer Verhältnisse vorlegte, die Erlaubnis gab, Hochdero Schreiben dem Könige zu unterlegen, weil ich versichert bin, daß dies eine sehr gute Wirkung in Bezug auf den deutschen Bund hervorbringen wird und weil ich Hochdero patriotische Gesinnungen zu gut kenne, als daß ich nicht, auf diese vertrauend, mir einen solchen Schritt erlauben durfte. Von dieser Erlaubnis ausgehend, schrieb mir Wangenheim die Anlage und ich darf ihn wohl als einen der edelsten und rein patriotisch gesinnten Männer bei dieser Gelegenheit in Hochdero Gedächtnis zurückrufen. In Wien hatte ich öfters Gelegenheit, seiner bei Euer Excellenz zu erwähnen.

„Was er in diesen beiden Anlagen schildert, ist leider allzu wahr und die Verblendung geht so weit, daß Graf Waldeck sogar an der Echtheit von Hochdero Schreiben zweifeln wollte.

„Alles dieses Verstocktsein kommt vorzüglich von der verzweifelten Kasse her (eigene Verwaltung der Landesgelder in der Landschaftskasse), von der sich der größte Teil der Altwürttemberger aus Mangel an gehöriger Einsicht in das konstitutionelle Verhältnis nicht trennen will und den beschränkteren Teil nach sich reißt. Weil hierüber meine Ansicht abweichend sich ausgesprochen hat, und weil ich überhaupt das wahre Verhältnis der Stände darzustellen wagte, habe ich schon viel erdulden müssen; dies wäre aber schon zu ertragen, wenn nur das Ganze dadurch nicht litte. Ich zittere vor den traurigen Folgen, die uns unsere schönen Hoffnungen zerstören können, und ich beschwöre Eure Excellenz, doch alles anzuwenden, daß besonders doch der Adel sein Verhältnis mehr beherzigt und zum Besten des Ganzen wirkt. Welch unabsehbares Unglück für Deutschland, wenn die württembergischen Stände nicht klug und weise eingreifen! Möchte doch der verehrungswürdige Staatskanzler Fürst v. Hardenberg, der durch Herrn Staatsrat v. Küster hiebei nützlich einwirken könnte, hiezu bewegt werden! Diesem sowie Euer Excellenz lege

ich meine tiefste Verehrung zu Füßen und verharre mit diesen Gesinnungen Euer Excellenz unterthänigster

Cotta."

Nach den ersten stürmischen Auftritten im Saale der Landstände begannen sich die Wogen zu glätten und die maßvoll gehaltene, von Weishaar verfaßte Adresse ging, wie oben bemerkt, an den König ab. An demselben Tage, an dem der König diese Adresse in Empfang nahm, am 23. November, schreibt Cotta wiederum an Stein:

„Euer Excellenz habe ich die Ehre, unterthänig anzuzeigen, daß nach großen Debatten es doch durchging, daß man sich in die Unterhandlung einlassen solle, und die in Anlage befindliche Adresse ist an den König erlassen worden. Hochdieselben ersehen aus derselben, daß man das rechtlich nie zu begründende Prinzip, daß die Verfassung von Altwürttemberg auf Neuwürttemberg ausgedehnt werden müsse, noch nicht verlassen will; so schwer trennt man sich von falschen Ansichten, wodurch man die Gunst der Menge zu gewinnen sucht und die Wahrheit dagegen mit Füßen tritt.

„Hoffentlich wird nach und nach ein vernunftgemäßer Geist stattfinden, da Wangenheim mit seinen Talenten und seinen Einsichten kräftig einzuwirken sucht und der König mit Kraft und Klugheit seinen rechtlichen und liberalen Grundsätzen Folge zu geben weiß.

„Noch heute hat sich der König so gegen Wangenheim ausgesprochen, daß wir gewiß die liberalste Verfassung erhalten, wenn die Stände sich klug benehmen."

Und vom 28. November schreibt Cotta an Stein:

„Euer Excellenz bezeuge ich den wärmsten, innigsten Dank in Wangenheims und meinem und der guten Sache Namen für Hochdero Schreiben an Waldeck[1]), das sowie das beiliegende an Solms-Laubach gute Wirkung thun wird. Der König, der auch davon erfuhr und große Freude darüber bezeugte, will zwar noch nicht auf die zu wünschenden Früchte davon hoffen, weil sich die meisten noch so ungeberdig benehmen; inzwischen kann ich doch versichern, daß sich doch ein besserer Geist entwickelt und daß wir annehmen können, es werde täglich für den guten Zweck mehr Terrain gewonnen werden. — Mit der größten Verehrung Euer Excellenz unterthänigster

Cotta."

[1]) Dieses Schreiben findet sich leider nicht vor.

Der König hatte, wie die nächsten Jahre lehrten, ganz recht, wenn er nicht zu fest auf einen augenblicklichen Umschlag der Stimmung baute. Allein zunächst, nach der maßvollen Adresse vom 23. November, schien es, als ob die Hoffnungen, die von Cotta und seinen Gesinnungsgenossen gehegt wurden, bald in Erfüllung gehen sollten.

Mehr und mehr gewann es den Anschein, als ob Stände und König sich näher treten; darin war eine Bürgschaft für das kommende Jahr zu erblicken. Am Neujahrstag 1816 erschien eine Deputation der Ständeversammlung im Thronzimmer, um dem König die Glückwünsche des Königreichs und die Huldigung der Treue und Anhänglichkeit seiner Unterthanen darzubringen. Der König sprach so zu den Abgesandten:

„Mit Erkenntlichkeit und Rührung erhalte Ich durch die Stände Meines Königreichs die Versicherung der Anhänglichkeit, der Liebe und Treue Meines Volks. Möge die göttliche Vorsehung Meine innigsten Wünsche und Bitten erhören, daß die Bemühungen Meines herannahenden Alters ebenso gesegnet seien, als die Meines männlichen Alters es waren, so werden die inneren und äußeren Verhältnisse Württembergs immer fester begründet, das enge Band zwischen König und Vaterland immer fester geknüpft, das allgemeine Wohl, sowie das der Einzelnen, erhalten und gesichert werden. Indem Ich Sie persönlich Meines Königlichen Wohlwollens versichere, gebe Ich Ihnen auf, diese Meine Gesinnungen Ihren Kommittenten bekannt zu machen."

Als die zu Petersburg am 24. Januar 1816 vollzogene Vermählung des Kronprinzen mit der Großfürstin Katharina durch ein Fest in Stuttgart gefeiert wurde, wohnte die gesamte Ständeversammlung dem Gottesdienste in der Schloßkirche bei. Der Präsident des Landtags, Fürst v. Hohenlohe-Öhringen, übermittelte, an der Spitze einer ständischen Deputation, die Glückwünsche des Landes zu diesem höchst erfreulichen Tage. Am 13. April traf der Kronprinz mit seiner Gemahlin in Stuttgart ein. —

Der größte Feind des Werks, das die Ständeversammlung in Angriff genommen, war die Langsamkeit, der träge Gang, der bei allen Arbeiten hervortrat. Das sei ein Werk, bestimmt für die künftigen Generationen auf Jahrhunderte hinaus; man solle in der Zukunft nicht sagen, daß man es habe an Gründlichkeit fehlen lassen; man dürfe nichts übereilen. — Nach der Bekanntgabe der vierzehn Fundamentalpunkte des Königs hatte es geschienen, als wäre es möglich, einen Funken aus der unempfindlichen Masse herauszuschlagen; aber bald verschwanden die Lebenszeichen wieder, die alte Passivität trat an deren Stelle. Vor

lauter Gründlichkeit rückte das Geschäft nicht vom Flecke. Die verbissenen Altwürttemberger kamen immer wieder auf den rechtlichen Fortbestand der alten Verfassung zurück und schufen so unendlich vielen Aufenthalt auf dem ohnehin dornenvollen Pfade. Was im Herbst 1815 niemand für möglich gehalten hätte, — im Frühjahr 1816 schien es, als ob das Werk scheitern müsse trotz des weiten Entgegenkommens von seiten des Königs in den aufgestellten vierzehn Punkten.

Nach mehr als einer Seite hin war Schaden gestiftet durch die Verlangsamung; einmal erhielten die Parteien, Altwürttemberger und früherer reichsunmittelbarer Adel, welche systematisch dem König entgegenarbeiteten, wieder Zeit und freies Feld, um die Ansichten umzustimmen und ihre agitatorische Thätigkeit wirken zu lassen. Auf der anderen Seite war der König gezwungen, in manchen Angelegenheiten, wie in Steuersachen, wobei nach der Verfassung die Mitwirkung der Landstände vorgesehen war, einseitig ohne die Stände vorzugehen, weil diese den Entwurf immer noch nicht angenommen hatten und somit nicht als Stände auf Grund eben dieser Verfassung angesehen werden konnten. In allen Kreisen, im Lande, in der Ständekammer, bei der Regierung fing man an, verdrießlich zu werden und ein Werk lästig zu finden, bei dessen langsamer Gründlichkeit wirkliche Freude nur einige haarspaltende Herren erlebten.

Was nützte es, daß der Freiherr v. Varnbüler seinen Kollegen zurief: „Damit, daß die alte Verfassung rechtlich fortbesteht, ist dem Volke nicht geholfen, und mit gelehrten Abhandlungen können wir ihm nicht antworten, wenn es uns dereinst zurufen sollte: Ihr habt ein vermessen Spiel gespielt; ihr habt alles an nichts gesetzt; man hat uns geben wollen:

Mitwirkung an der Gesetzgebung,
das Recht der Steuerbewilligung,
das alte Kirchengut,
Rechenschaft über die Staatsausgaben,
persönliche Freiheit,
Verantwortlichkeit der Staatsdiener,
das Auswanderungsrecht,
die fortdauernde Wirksamkeit der Stände,

aber ihr habt alles verworfen! Wer ist schuld, daß wir alles verloren haben?[1])“

[1]) Hegels Werke Band 16. S. 351.

Nur ein Teil der Edelleute war mit Varnbüler gleicher Ansicht. Keine Klasse der Bevölkerung hatte bei dem Umsturz in den ersten Jahren des Jahrhunderts auch nur annähernd so viel verloren, als der Adel. So viel Opfer, so viel Verzicht auf seitherige wohl begründete Rechte war von keinem anderen Stand verlangt worden; kein Stand mochte sich so sehr aufgefordert fühlen, alle Kräfte an die Wiedergewinnung des Verlorenen zu setzen. Das Gefühl, ungesetzlich und gewaltthätig behandelt worden zu sein, erzeugte einen erbitterten und unversöhnlichen Sinn, ein stetes Bedachtsein auf Mittel, die es wohl ermöglichen könnten, die früher eingenommene, aus der übrigen Bevölkerung nach allen Richtungen hin herausgeschobene Stellung wieder zurückzuerobern. Der jetzige Augenblick schien günstig zu sein und Graf Waldeck galt als der berufenste Vorkämpfer.

Vom ersten Tage an hatte er in der Ständeversammlung einen vorwiegenden Einfluß geübt, kein Mittel scheute er, ihn durch sein Standesansehen und seine Verbindungen, seine Thätigkeit und Fähigkeit, selbst durch die ungesetzliche Häufung von fünf Stimmen, zu erhöhen. Vorübergehend war er verhaftet gewesen. Seitdem hatte seine Verbitterung gegen die Regierung zugenommen.

Die süddeutschen Regierungen standen geschlossen dem Adel gegenüber, namentlich in Hessen, Baden, Württemberg. Gerade in diesen Ländern solle der Adel sich zusammenschließen, war Waldecks Plan, und mit vereinten Kräften seine Ziele erstreben. Das gab die Veranlassung zur Gründung der Adelsvereine in den süddeutschen Staaten. Gegen deren Tendenzen schritten Baden und Württemberg zu gleicher Zeit ein. Der König hatte längst Lust gehabt, den ewigen Störenfried aus der Ständeversammlung zu entfernen. Jetzt sprach er sein Mißfallen dem Präsidenten der Versammlung, dem Grafen Waldeck und der gesamten Ständeversammlung aus und verlangte bestimmt, daß Waldeck auf die Häufung seiner Stimmen verzichte. Für seine Person blieb Waldeck in der Kammer. Eine scharfe Abmahnung an den Adelsverein in Stuttgart schloß sich an.

So kam es, daß die Zwistigkeiten zwischen der Krone und den Ständen, die eben erst im November 1815 beigelegt schienen, von neuem ausbrachen. Man bewegte sich im alten Geleise, in den alten Zerwürfnissen. Die Landstände begannen wieder, wie früher, von dem eigentlichen Geschäft, dem Werke der Verfassung, abzuspringen und Beschwerden dem König zu unterbreiten, wie es tadelnswert sei, daß er eigenmächtig ohne die Stände Steuern ausschreibe, wie die Steuern und deren Rückstände rücksichtslos eingetrieben werden und anderes. Der König ant-

wortete den Ständen: Die Schwierigkeit der Steuererhebung habe nicht in der Not der Armen, sondern in der Widersetzlichkeit der Vornehmen ihren Grund, die von den Ständen genährt werde.

So kam allmählich der Sommer 1816 ins Land, ein Sommer, der nicht geeignet war, die Stimmung zu verbessern. Schon die Ernten der vorhergehenden Jahre waren recht mäßig gewesen. Die Vorräte schwanden allmählich. Jetzt aber, im Jahre 1816, wartete man vergeblich auf den Sommer. Unter ewigen Regengüssen und verderblichen Gewitterstürmen mit Hagel konnte das Getreide nicht zur Reife kommen. Obst und Wein war nicht zu erhoffen; alles hatte ein kümmerliches Wachstum; die Kartoffeln waren im Boden ersäuft. Die Not auch in den Nachbarländern in weitem Umkreise war allgemein; von keiner Seite her konnte ausgiebige Hilfe erwartet werden. Der Verkehr, noch zu wenig ausgebildet und auf langsamen Bahnen sich bewegend, zeigte sich noch nicht im stande, den Überfluß entfernter Landstriche nach den darbenden werfen zu können. Der augenblicklichen Not suchte der König zu steuern durch Verabreichung reichlicher Unterstützungen aus den Fruchtkästen, den Vorräten der Regierung; Steuernachlässe traten ein. Einigermaßen ward so die Not gelindert.

Die allgemeine Notlage vermehrte noch die Mißstimmung über die Verlangsamung des Verfassungswerkes. Unter solchen Umständen war der König von jeher gewohnt, offen zu seinem Volke zu sprechen, um klar die ganze Lage, die Handlungsweise der Regierung und die entgegengestellten Hindernisse darzulegen. Er that das in dem Manifest vom 22. August 1816, dem letzten, in welchem Friedrich sich an sein Volk und dessen Vertreter wandte:

„Aus verschiedenen bei dem Königlichen Staatsministerium eingekommenen Eingaben hat man mit Befremden ersehen, welche irrigen Vorstellungen in Beziehung auf den Gang der bisherigen Unterhandlungen über eine Verfassung des Königreichs nicht nur unter einem großen Teil der Königlichen Unterthanen herrschend geworden sind, sondern auch selbst von den Oberamts- und Gemeindevorstehern genährt und verbreitet werden und welches Mißtrauen gegen die wohlthätigsten und aus den reinsten Absichten geflossenen Handlungen Sr. Königlichen Majestät dadurch entstanden ist.

„Allerhöchst dieselben haben schon längst öffentlich und unumwunden den Entschluß ausgesprochen, den Wohlstand Ihres Volks durch eine seinen Verhältnissen angemessene Verfassung dauerhaft zu begründen, einst-

weilen aber auch die Staatsverwaltung ohne die Dazwischenkunft der gegenwärtig nur zu den Unterhandlungen über die Verfassung konstituierten Ständeversammlung in ihrem geordneten festen Gang zu erhalten.

„Ungeachtet nun Se. Königliche Majestät Sich weder durch die ungeduldigen Äußerungen derjenigen, welchen die Beendigung jener Unterhandlungen sich zu lange zu verzögern scheint, noch durch die unreifen Urteile anderer, welche einen guten Erfolg bezweifeln wollen, noch sonst durch umstatthafte Einstreuungen in diesem Entschlusse auf irgend eine Weise werden wankend machen lassen, so ist es doch Allerhöchstdenselben daran gelegen, daß die unrichtigen Ansichten des gutgesinnten Teils Ihrer Unterthanen möglichst berichtigt und diejenigen, welche dem Vaterlande nicht besser zu dienen glauben, als wenn sie jeden Schritt der Regierungsbehörde in ein falsches Licht stellen, mit Wahrheit und Offenheit zurückgewiesen werden.

„Zu dem Ende sollen die Königlichen Oberbeamten durch Gegenwärtiges mit der wahren Lage der Umstände bekannt werden, um ihre Untergebenen hienach belehren, zurechtweisen und beruhigen zu können.

„Seitdem die Einführung der am 15. März 1815 verkündeten Verfassungsurkunde, welche auf die Vereinigung der alten und neuen königlichen Lande zu einem wohlgeordneten Ganzen gerichtet war, bei der einberufenen Ständeversammlung Anstände gefunden hatte, und deswegen nach mehreren Abwechslungen die noch gegenwärtig bestehenden Unterhandlungen nach Maßgabe der in dem Reskript vom 13. November 1815 ausgesprochenen Grundsätze und der demselben beigefügten vierzehn Fundamentalpunkte eröffnet wurden, war Sr. Königlichen Majestät Allerhöchstes Augenmerk auf die Beschleunigung und glückliche Beendigung dieses wichtigen Werkes unverrückt gerichtet; und wenn es gleich vorauszusehen war, daß die Bearbeitung desselben eine geraume Zeit erfordern würde, indem es darum zu thun ist, nicht nur die mit dem Staatswohl vereinbarlichen Bestimmungen der alten Verfassung in die neue aufzunehmen, und die Erwartungen der verschiedenen Staatsangehörigen mit einander in Übereinstimmung zu bringen, sondern auch durch eine deutliche Auseinandersetzung der wechselseitigen Verhältnisse allen künftigen Mißdeutungen vorzubeugen: so unterließen doch Se. Königliche Majestät nicht, den Fortgang des Geschäftes bei jeder Gelegenheit aufs Thätigste zu betreiben.

„Neben dem, daß Allerhöchstdieselben Sich im April 1816 von den Resultaten der Unterhandlungen Allerhöchstselbst unterrichteten, erließen Sie zu deren Beschleunigung mehrere ernstliche Monitorien, wovon namentlich die an das Königliche Komite für landständische Angelegenheiten

ergangenen Verfügungen zeugen; und wie sehr noch gegenwärtig die endliche Berichtigung des Geschäfts Allerhöchstdenselben am Herzen liege, giebt wohl die dem Königlichen Komite erteilte Weisung, von dessen Fortgang wöchentlich zweimal die Anzeige zu machen, am unzweideutigsten zu erkennen.

„Dagegen haben die mancherlei in Beziehung auf das Konstitutionswerk fremdartigen Eingaben der Stände und die Bemühungen derselben, schon vor dessen Vollendung sich in den Besitz landständischer Rechte zu setzen, deren Wirksamkeit erst mit der neuen Verfassung eintreten kann, nicht nur die Mitglieder des Königlichen Komite von ihrem Hauptberuf mehrfältig abhalten, sondern auch überhaupt auf die Unterhandlungen störend einwirken müssen. Und eben diese Schwierigkeiten waren es daher auch, worüber Se. Königliche Majestät Ihr Mißfallen ernstlich ausgedrückt haben und durch welche sie am Ende genötigt worden sind, der Ständeversammlung zu erklären, daß keine ihrer Eingaben und Vorstellungen, wenn sie nicht die Begründung der Konstitution, als die einzige Bestimmung der Versammlung, ausschließlich zum Gegenstand habe, werde berücksichtigt werden.

„Überdies liegt es schon in der Natur einer Unterhandlung, daß es der Regierungsbehörde in keinem Falle möglich ist, eine frühere Beendigung des Geschäfts zu erwirken, wenn nicht auch die Stände gleichen Schritt mit ihr halten. Gleichwohl ist es offenkundig, daß die Erklärungen des ständischen Komite über die wichtigsten Punkte der Verfassung, namentlich über die Steuern und den ständischen Organismus, erst vor kurzer Zeit den Königlichen Unterhandlungskommissarien zugestellt worden sind, und daß, wenn nunmehr die Königl. Behörden diesen Punkten nicht eine gleich genaue und aufmerksame Prüfung und eine gleich reichliche Überlegung widmen würden, dieselben nicht nur ihren Pflichten gegen König und Vaterland zuwiderhandeln, sondern sich auch den gerechtesten Beschwerden von seiten der Stände um so mehr aussetzen würden, als diese selbst bei Beantwortung einer von den Königl. Unterhandlungskommissarien an die ständischen Bevollmächtigten erlassenen Erinnerungsnote vom 18. Juni 1816 zu äußern keinen Anstand nahmen:

> Es liege die Schuld der Verzögerung nicht an dem Mangel eines guten Fortgangs im Geschäft, sondern lediglich an der Überzeugung, daß es vor allen Dingen die erste Pflicht sei, eine so wichtige Arbeit mit deutscher Besonnenheit zu behandeln; und so sehr die Ständeversammlung die Gesinnungen Sr. Königl. Majestät in Hinsicht auf den Wunsch, daß das Volk in den baldigen

völligen Genuß seiner Rechte gesetzt werden möge, teile: so könne doch das ständische Komite darin keinen Grund finden, ein Geschäft zu übereilen, was die Norm für Jahrhunderte werden solle, indem die Nachwelt dereinst Spuren von Übereilung nicht damit entschuldigen werde, daß man die Kosten eines Landtags habe ersparen wollen.

„Erst am 13. August lieferten die Stände mehrere Nachträge in Betreff der öffentlichen Rechtsverhältnisse der Staatsbürger, der Gemeinden und Amtskorporationon, der Gesetzgebung und des katholischen Kirchenguts; auch sieht man noch jetzt der Erklärung derselben über die Materie von der bürgerlichen Gerechtigkeitspflege, von der Strafrechtsverwaltung, von der Regierungsgewalt in Polizeisachen, von den Unterrichtsanstalten und von dem Forst- und Jagdwesen entgegen; woraus sich ergiebt, welchen Wert man der Angabe, daß den Ständen bereits alles vorgelegt sei, und die Beendigung nur von der Genehmigung Sr. Königl. Majestät abhänge, beizulegen hat.

„Inzwischen haben jedoch Se. Königl. Majestät von selbst den Bedacht darauf genommen, Allerhöchstdero getreuen Unterthanen den notwendigen Verzug, der mit einem solchen vielumfassenden und auf die späte Nachkommenschaft berechneten Werke verbunden ist, so wenig als möglich fühlbar zu machen, und sie vielmehr schon jetzt desjenigen, was ihnen vor Vollendung des Ganzen zu teil werden konnte, froh werden zu lassen.

„Sie haben zu dem Ende die vorhandenen französischen Kontributions- und Reluitionsgelder zur Gründung eines Schuldenzahlungsinstituts verwendet, dessen Wohlthätigkeit von den Ständen um so weniger hätte mißkannt werden sollen, als einer künftigen konstituierenden Ständeversammlung ihre Konkurrenz ausdrücklich vorbehalten worden ist.

„Durch die zu Verhütung des Wildschadens getroffenen Anordnungen ist der Zweck weit wirksamer und schneller, als es durch die vormaligen Kommunwildschützen hätte geschehen können, erreicht und bei den Jagdfrohnen sind alle Exzesse auf das Nachdrücklichste abbestellt worden.

„Außerdem sind in Hinsicht auf die Verfassung der Kanzleistellen wesentliche Verbesserungen eingeführt und in Ansehung mehrerer anderer Gegenstände die zur Allerhöchsten Kenntnis gekommene Beschwerden, so weit sie gegründet erfunden wurden, abgestellt worden.

„Konnten die Staatsabgaben ungeachtet der Wünsche Sr. Königl. Majestät, Ihr getreues Volk möglichst zu erleichtern, bis jetzt nicht herabgesetzt werden, so war dieses teils eine notwendige Folge der früheren Zeitereignisse, welche auch andere Staaten noch in vergrößertem Maße

drücken; teils darf nicht außer acht gelassen werden, daß schon ohne jene Herabsetzung die Staatskasse wegen der befohlenen Schonung der ärmeren Steuerkontribuenten, wegen der den Weingärtnern bewilligten Steuernachlässe, und vornehmlich wegen der Morosität der Wohlhabenderen, zum Teil sogar von den höheren Volksklassen, beträchtlicher Einnahmen entbehren mußte, während nicht nur den einzelnen Gemeinden bedeutende Summen an ihren von früheren Zeiten herrührenden Forderungen durch Kompensation bezahlt, sondern auch bei der eingetretenen Fruchtteurung, statt von den erhöhten Fruchtpreisen gleich den Güterbesitzern zu Vermehrung der Staatseinnahmen Vorteile zu ziehen, zu Unterstützung der Notleidenden von den verhältnismäßig geringen Königlichen Fruchtvorräten große Quantitäten teils in herabgesetzten Preisen, teils auf künftigen Wiederersatz, teils auch ganz unentgeltlich abgegeben worden sind.

„So sehr es unter diesen Umständen Sr. Königl. Majestät schmerzlich sein muß, Ihre landesväterlichen Absichten auf so mannigfache Weise verkannt zu sehen, und so groß die Verantwortung ist, welche diejenigen auf sich laden, die hiezu in irgend einer Weise beitragen: so werden doch Allerhöchstdieselben auf dem hier bezeichneten Wege mit beharrlichem Ernste fortschreiten und überhaupt allem aufbieten, um in möglichst kurzer Zeit zu dem Ziele zu gelangen, nach welchem Ihre und aller treugesinnten Vaterlandsfreunde einstimmige Wünsche gerichtet sind."

Die Königliche Ermahnung scheint wirklich eine Beschleunigung der Geschäfte zur Folge gehabt zu haben. Aus den Arbeiten der Königl. Kommissarien entstand eine Zusammenstellung, welche nachmals als Grundlage für den Königlichen Verfassungsentwurf des Königs Wilhelm diente[1]) und sich wesentlich an die von König Friedrich aufgestellten vierzehn Fundamentalpunkte anlehnte. Mit Ende des Monats September war auch der ständische Verfassungsentwurf fertig gestellt, der allermeist nur theoretische Übung[2]) geblieben ist.

Dem König, der gewohnt war, unter allen Umständen auf das nächste praktische Bedürfnis loszusteuern, konnte die Thätigkeit der Stände, die so zäh an dem Gebiet akademischer Lehrmeinungen hingen, nicht sympathisch sein. Gerade in den wichtigsten Punkten war eine Einigung schwer vorauszusehen.

---

[1]) v. Mohl, Staatsrecht 2. Auflage I, 34 ff.

[2]) Gervinus Geschichte des 19. Jahrhunderts II, 473 f.

In den kalten, windigen und nassen Oktobertagen beschäftigte man sich in Cannstatt auf dem Seelberg mit der Ausgrabung versteinerter Knochen und Zähne, die man dort entdeckt hatte. Der Präzeptor der Lateinschule in Cannstatt, Memminger, der spätere Oberfinanzrat und Begründer des statistisch-topographischen Landesamts, leitete die Arbeiten mit kundiger Hand. Der König, dem alle wichtigen und auffallenden Erscheinungen gemeldet werden mußten, interessierte sich bald für die Funde mit der ganzen Lebhaftigkeit seines empfänglichen Geistes. Sofort ordnete er Nachgrabungen auf öffentliche Kosten an. Bald stieß man auf eine Lage von Zähnen des Mammuth, die alle Erwartungen übertraf. Auf kleinem Raume sah man dreizehn Stoßzähne wie durch Kunst und Menschenhand in einander geschoben.

Sogleich, am 23. Oktober, begab sich der König an Ort und Stelle und gab, durchdrungen von der hervorragenden naturhistorischen Wichtigkeit des Fundes, Befehl, die ganze Gruppe möglichst unversehrt auszuheben und in seine Naturaliensammlung im alten Schloß abzuliefern.

Da standen die Gelehrten und der König an dem vorweltlichen Grabe. Wie und woher die Zähne an diesen Ort gekommen, darüber ergab sich ein Austausch der Meinungen. Der König, dem richtigen und unmittelbaren Gefühle, dem ersten Eindruck folgend, vertrat den Gelehrten gegenüber die Ansicht, es möchte wohl die Thätigkeit der ordnenden und einschiebenden Menschenhand bei dem Aufbau der Zähnegruppe nicht ausgeschlossen werden dürfen, wenn auch die Zeit, in der das geschah, weit über alle Geschichte hinaufreiche. Dem gegenüber behaupteten die Gelehrten, daß Wasserwogen die Zähne und andere Gebeine zusammengeschwemmt und durch Zufall so neben und in einander gelegt haben, wie wenn es durch Kunst geschehen wäre. — Die neueren Forschungen und die Ansichten der heutigen Gelehrten sind der Meinung des Königs beigetreten, der schon beim ersten Anblick das Richtige getroffen.

Ein derartiges lebendiges Interesse hatte der König für die überaus wichtigen Ausgrabungen erfaßt, daß er am 26. Oktober, einem besonders frostigen Tage, wiederum nach Cannstatt fuhr. Abermals beschäftigte er sich eingehend mit dem Funde; nur zögernd verließ er den feuchten Ort, als der Herbstnebel in Regen überging. Mit dem frühen Morgen am 27. Oktober befahl Friedrich abermals die Fahrt nach dem Orte, der ihn so sehr anzog. Es regnete nicht, doch war das Wetter kalt und windig. Der König befand sich wohl, besuchte abends noch das Konzert der Sängerin Catalani. Vor Schlafengehen jedoch stellte sich schon Schnupfen und Heiserkeit ein, die sich zu einem Katarrh ausbildeten, der in der Nacht

einen halbstündigen Brustkrampf zur Folge hatte. Am 29. ließ sich eine Lähmung der Lunge konstatieren.

Von jetzt an bestand die Krankheit des Königs in verschiedenen Auftritten des Kampfes, welchen eine kräftige Natur zu führen hat. Nicht selten ermannte sich indes der wie im Schlummer mit den Eindrücken der letzten Tage beschäftigte Geist. So sprach der König noch mit warmer Teilnahme von der bevorstehenden Entbindung der geliebten Schwiegertochter, die wie ein milder Genius des Wohlthuns um den Leidenden waltete. Es schien die geistige Thätigkeit später zu verlöschen als jede andere. Am 30. Oktober morgens gegen zwei Uhr that der König die letzten Atemzüge. Er war gestorben sieben Tage vor seinem 62sten Geburtstage.

Zwei Tage lang war der Leichnam auf dem Paradebett im Schloß ausgestellt und der Zutritt den Einwohnern gestattet. Am 1. November um sieben Uhr abends setzte sich unter dem Geläute der Glocken, beim Scheine der Fackeln von Stuttgart aus der Leichenzug in Bewegung, um die Hülle des Verewigten in der Familiengruft in Ludwigsburg beizusetzen.

Die junge Königin Katharina, welche wenige Stunden nach Friedrichs Tod eine Prinzessin geboren hatte, hielt am 12. November ihren ersten Kirchgang; am darauf folgenden Tage wurde in Anwesenheit des ganzen Hofes der feierliche Trauergottesdienst für den Dahingegangenen abgehalten.

Durch Manifest vom 30. Oktober hatte König Wilhelm die Regierung angetreten. Er spricht unter anderem zu seinem Volke:

„Die Wohlfahrt und das Glück der Uns anvertrauten Unterthanen wird das einzige Ziel Unserer Bemühungen und es wird Unser ernstes Bestreben sein, die Erreichung dieser hohen Zwecke durch eine dem Zeitgeiste und den Bedürfnissen Unseres Volks entsprechende und seinen Wohlstand erhöhende Verfassung sicher zu stellen."

Mit den alten Landständen nahm der neue König auch den alten Streit um die Verfassung hinüber in seine Regierung. Den Standpunkt, den der Vater eingenommen, hielt König Wilhelm zunächst fest, an dem angefangenen Werk weiter bauend. Wieder kam der Entwurf vor die Landstände im Frühjahr 1817 mit weitgehendem freundlichstem Entgegenkommen. Noch war in der Mehrzahl kein Verständnis für das allgemeine Beste vorhanden. Der Verfassungsentwurf wurde mit Stimmenmehrheit verworfen. Der König war genötigt, am 4. Juni 1817 den Landtag aufzulösen; dabei erklärte er jedoch, mit Ausnahme der Festsetzungen,

welche auf die Repräsentation Bezug haben, wolle er jetzt schon alle Bestimmungen der Verfassung seinem guten Volke zuwenden, sie sollen für seine Regierungsweise die Norm sein.

Zwei Jahre bedurfte es, bis die wohlthätigen Einwirkungen der thatsächlich eingeführten Verfassung das Eis gebrochen und auch bei den seither Trotzigen eine klare Überzeugung hervorgebracht hatten. Im Sommer 1819 trat ein neuer Landtag zusammen und mit Stimmeneinheit ward am 28. September 1819 die Verfassung angenommen.

War so König Wilhelm auch derjenige, der die Verfassung durchsetzte und in Wirkung treten sah, so ist doch König Friedrich der thatsächliche, ursprüngliche Wiederhersteller der Verfassung, der den ersten Anstoß gegeben, der erstmals, mit staatsmännischem Geschick und Vorausblick, die Grundlagen festgestellt hat, auf denen jede liberale Verfassung aufgebaut sein muß.

Und so lebt König Friedrich auch in der Erinnerung der folgenden Generationen; wenn sie vom „alten Herrn", vom „alten König" sprechen, so meinen sie gerade denjenigen, der sie politisch erzogen und zusammengefaßt, der in ihnen erst das Bewußtsein als Staatsbürger geweckt hat. Es erforderte die ungeteilte Kraft eines ganzen Mannes, um ein solches Stück von dem losen Gefüge des alten Reichs, und dazu noch ein schwäbisches Stück, zu einem festgeschlossenen Ganzen umzuformen, mit dem Sieg über das Einzelne zugleich das Ganze, das Einheitliche hervorzukehren. Der Gründer des Staats zu sein, das eben ist Friedrichs ruhmvolle That.

So hat denn Friedrich auch das Verdienst, in seinem Teil als Erzieher ein Stück deutschen Volks aus der Vaterlandslosigkeit gerettet und mit starker Hand in ein abgesondertes, eigenes Staatsleben zusammengeführt zu haben. Selbstredend war er damit auch Schöpfer eines kräftigen Partikularismus. Ich meine nicht jenen partikularistischen Sinn, der Persönlichkeiten großzieht, welche sich den wirklichen und nächstliegenden Interessen der gesamten Nation verschließen und kein Verständnis für deren Größe und Ehre haben. König Friedrich erscheint vielmehr als Schöpfer des gesunden Partikularismus, der mit gewissenhafter Strenge das Bewußtsein für Pflichterfüllung, die Treue, den politischen Verstand, das Unterscheidungsvermögen zunächst im engen Kreise des Heimatlandes heranwachsen läßt, um den Aufgaben im großen Verbande der Nation gewachsen zu sein; jenes Partikularismus, der Friedrichs Soldaten lehrte, in warmer Hingabe an das teure Vaterland und an das Fürstenhaus beim Marsch in die Ferne am letzten Grenzstein des

Königreichs einen Kiesel von der Erde zu nehmen und treulich in der Fremde zu verwahren.

Aus dem losen Nebeneinander hat Friedrich den der Einheit sich bewußten lebensfähigen Staat geformt, das Fehlen des Gemeinsinns ersetzt durch Hervorrufung der Gefühle für die Heimat und das Vaterland, für deren Sinnbild, den Monarchen. So war durch ihn eine Vorschule, eine Vorstufe geschaffen, aus der das Volk in den geeinigten Nationalstaat hinüber treten konnte, belebt von dem Triebe, in Wettbewerb mit den übrigen Stämmen eintreten zu wollen; gehoben durch das Bewußtsein, in erfolgreichen Wettbewerb eintreten zu können; in den Wettbewerb um den Preis der höheren Leistung, der besseren Stütze, der nachhaltigeren Förderung der Lebensbedingungen für das allumfassende Ganze.

Je kräftiger und gesunder das Leben war in Friedrichs Partikularstaat, desto sicherer mußte in ihm aufkeimen die Sehnsucht nach Ausbau, das Streben nach Weiterentwicklung, die Lust an nationaler Befriedigung. So war seine Schöpfung in Wirklichkeit eine notwendige Vorarbeit zur Herbeiführung des nationalen Staats, zur Entfaltung der Größe des deutschen Volks als des letzten und höchsten Zieles aller Einzelbestrebungen.

Was König Friedrich dem Wesen nach gegründet, was sein Sohn ausgebaut, das konnte der hochherzige Enkel als herangereiften Bestandteil dem geeinigten Deutschen Reiche einfügen, zusammen mit all der eingewurzelten Liebe zur Heimat und zum angestammten Fürstenhaus. Furchtlos und treu haben die Württemberger an der Aufrichtung des gemeinschaftlichen Hauses mitgeholfen, unverdrossen arbeiten sie weiter auf allen Lebensgebieten, vertraut längst mit politischen Aufgaben. Denn im Dämmerlichte der neuen Zeit war es ja noch gewesen, als kaum die erste Morgenröte deutscher Herrlichkeit sich zeigte, daß — den meisten anderen deutschen Stämmen voran — der Württemberger mit seinem Gemeinwesen hineingestellt wurde in die Aufgaben und in das Weiterschreiten auf den Bahnen des modernen Staates, hineingestellt durch einen Herrscher von so umfassendem Geist und so weitblickend, wie es König Friedrich war.

Zum zweiten Teil, dritter Abschnitt.

1. Karl August Freiherr von Wangenheim.

Das alte Geschlecht der Reichsfreiherrn von Wangenheim war seit Jahrhunderten in den hohen Beamtenstellen der thüringischen Staaten vertreten gewesen. — Karl August, zu Gotha am 14. März 1773 geboren, trat zunächst in den Dienst des Herzogs von Koburg-Saalfeld. Mit diesem bald zerfallen, mußte der junge Beamte, voll unruhiger Schaffenslust, ein anderes Feld seiner Thätigkeit suchen. Die aufstrebende Kraft entging dem Blick des Königs Friedrich nicht. Er nahm Wangenheim im Jahr 1806 in seine Dienste zunächst als Präsidenten des Oberfinanzdepartements. Als solcher erhielt Wangenheim seinen Sitz in Stuttgart. Vom Jahr 1811 ab finden wir ihn in Tübingen als Präsidenten des Obertribunals und Kurator der Universität.

Während seines Aufenthalts in Stuttgart wußte Wangenheim alle ausgezeichneten Persönlichkeiten um sich zu vereinigen. Sein schneller und glücklicher Blick, seine lebendige Phantasie und sein durch Witz, frohen Sinn und Sprachgewandtheit anziehendes Konversationstalent, in dem man den kenntnisreichen Gelehrten mit dem gebildeten Weltmann vereinigt sah, gaben seiner Unterhaltung ein eigentümliches Interesse. Einen schweren Stand aber erhielt er gegenüber dem altwürttembergischen Beamtentum, das in inniger Verkettung das ganze Land überspannte. Man verzieh es dem fremden Staatsmann nicht, daß er mit so schonungsloser Hand in die bequeme Ruhe, in den Schoß des Vetter- und Basentums, hineingriff. — Eine Zeit lang knüpfte ihn ein freundschaftliches Band an Georgii, den man den letzten Württemberger nannte. Beide Männer verfolgten sehr verschiedene Richtungen; Georgii mit seinem ernsten, bestimmten, die Begriffe spaltenden Verstand; Wangenheim voll Phantasie, wenig geneigt in die Tiefen zu steigen, mehr mit dem Anblick der Oberfläche sich begnügend. Beide Männer fanden sich wieder in dem Haß gegen die Napoleonische Weltherrschaft und gegen den Despotismus. Als aber Wangenheim mit seinen aufgeklärten konstitutionellen Ideen das alte Heiligtum, die württembergische Verfassung, angriff, da traten beide Männer

für immer aus einander. — Glücklich fühlte sich Wangenheim in Tübingen als Nachfolger Spittlers. Selbst unablässig mit wissenschaftlichen Forschungen beschäftigt, gelang es ihm ein glückliches Verhältnis herzustellen. Noch lange nachher wußte man an der Hochschule zu erzählen von dem gastfreien Wangenheimischen Hause, von des Kurators lebenslustiger und doch nachdenklicher Weise, von dem freundlichen Rate, den Lehrer und Studenten jederzeit bei ihm fanden. Mit allen bekannten Namen, mit Schwab, Uhland, Eschenmayer und anderen stand er in lebhaftem Verkehr.

Aufmerksam war Wangenheim von seinem Sitz in Tübingen aus den zu Stuttgart gepflogenen Verhandlungen über die Verfassung gefolgt. Dem geistreichen Manne fiel es in einer im Sommer 1815 veröffentlichten Schrift nicht schwer, zu zeigen, wie unvereinbar das alte Landesrecht mit den modernen Staatsbegriffen sei und wie unmöglich seine Zurückführung in dem neuen Staate, dessen größere Hälfte nicht einmal das Recht hatte, das alte Recht zurückzufordern. So kam es, daß der König ihm die Vermittlung mit den Ständen übertrug, indem er sich mit dem neuen Berater über die Aufstellung der vierzehn Punkte einigte. Die Verständigen innerhalb und außerhalb des Landes begannen sich dem König zuzuwenden und priesen seinen Freisinn, seine Offenheit und seinen glücklichen Blick, mit dem er allezeit den Mann von persönlichem Wert von dem zu unterscheiden wußte, der nur mit serviler Ergebung sich an seine Stellung anklammert.

Die Verhandlungen mit den Ständen zogen sich hin auch unter König Wilhelms Regierung. Wangenheim war Kultminister geworden in dem „Reformministerium Wangenheim-Kerner." Friedrich List und Schlayer, der spätere Minister, spotteten des Eigensinns der Altrechtler und lernten unter dem verehrten geistvollen Minister die Elemente moderner Staatsverwaltung. Allein mit seinem Verfassungsentwurf, in welchen Wangenheim auch das Zweikammersystem hineingebracht, hatte er zunächst kein Glück. Er scheiterte 1817 an dem Starrsinn der Stände, welche fortfuhren, eine eigene Kasse zu verlangen. Wangenheim verlangte seinen Abschied als Minister und wurde zum Gesandten am Bundestag in Frankfurt ernannt. In liberalem Geiste wirkte er hier für eine selbständigere Stellung der Mittelstaaten. Dadurch setzte er sich in Gegensatz zu den Herrschaftsgelüsten der Großmächte, besonders zu dem Bevormundungssystem Metternichs und mußte infolge dessen von seinem König abberufen werden im Sommer 1823.

Wangenheim lebte von da ab zunächst in Dresden, dann in Koburg den Wissenschaften, der Erziehung seiner Kinder, dem Verkehr mit geistreichen Männern. Nochmals aber schlugen Klänge an sein Ohr aus dem Lande, dem der deutschgesinnte Mann so viel aufrichtige Sympathien, so viel Arbeit zugewandt. Für den Landtag des Jahres 1833 wählte der Wahlkreis Ehingen Wangenheim zum Abgeordneten. Alles schien geordnet, Wangenheims Staatsbürgerrecht bestätigt; die Stadt Ehingen hatte ihn zum Ehrenbürger

ernannt. Es schien, als ob der neue Abgeordnete sich zur Opposition schlagen wolle. Seine Wahl wurde nicht bestätigt wegen nicht gehörig nachgewiesenen württembergischen Heimatrechts. Die Debatten waren ein Triumph für Wangenheim; alle Parteien wetteiferten in seinem Lobe und sein früherer Gegner Uhland zürnte: „Giebt es nicht auch ein geistiges Heimatsrecht, das nicht ganz von der Scholle abhängt? Ist es nicht auch ein Wohnen im Lande, wenn man im Andenken seiner Bewohner lebt und durch ihr Vertrauen zur Repräsentation berufen wurde?“

Der unvergessene Staatsmann, mannigfach noch publizistisch thätig und geistig frisch, starb am 19. Juli 1850.

(Pahl, Denkwürdigkeiten ꝛc. S. 412 ff. — v. Treitschke, Histor. u. polit. Aufsätze. 3. Auflage. Leipzig 1867. S. 207 ff.)

2. Johann Friedrich Cotta, Freiherr von Cottendorf.

Ein Mann, dessen Lebensgang und Wirksamkeit aufs engste mit dem geistigen Leben seiner Zeit verknüpft ist. Die Vielseitigkeit Cottas macht es schwer, zu sagen, in welchem Fache er die hervorragendste Rolle spielte. Nach dem Ausspruch von David Friedrich Strauß stand Cotta „mit allem, was sich während der Zeit seines Wirkens geistig hervorthat, in einflußreicher Verbindung.“ Wir sehen den genialen Mann in der That als Diplomaten und Staatsmann, als Nationalökonomen und Parlamentarier, als Großgründer und Sozialpolitiker. „Das war ein Mann, ruft Heine aus, der hatte die Hand über die ganze Welt.“

Johann Friedrich Cotta wurde am 27. April 1764 zu Stuttgart geboren, wo sein Vater als Inhaber einer Buchdruckerei lebte. Der junge wißbegierige Mann sollte zunächst Theologie studieren, wandte sich aber bald der Rechtswissenschaft zu. Nach vollendeten Studien zog er noch behufs weiterer Ausbildung nach Paris gemeinschaftlich mit dem Kupferstecher J. G. Müller. Bald aber änderte sich der Lebensweg des jungen Rechtsgelehrten. Unter fremder Leitung war die großväterliche Buchhandlung in Tübingen in Verfall geraten und der Vater drang in den talentvollen Sohn, seine Arbeitskraft dem dortigen Verlagsgeschäfte zu widmen. Johann Friedrich gab nach. Mit eisernem Fleiße suchte er die ihm fehlenden Kenntnisse nachzuholen. Er wurde Buchhändler und Verleger.

Mit dem ersten Einblick in das Geschäft, dessen äußere Technik er sich mit unermüdlichem Eifer aneignete, machte er es sich zum obersten Grundsatz: die guten Autoren aufzusuchen und sich bei ihnen um Verlagsartikel zu bewerben. Es war im Jahr 1787. Im folgenden Jahr reiste er erstmals auf die Leipziger Buchhändlermesse, um Verbindungen anzuknüpfen, zunächst

im bescheidensten Maßstabe. Das erste Werk, das er verlegte, war Professor Röslers Naturgeschichte Württembergs. Kurze Zeit mit Dr. Zahn associert, trat Cotta mit dem Beginn der neunziger Jahre an die Spitze des ganzen Geschäfts. Zu Beginn des Jahres 1794 vermählte sich Cotta mit Wilhelmine, Tochter des Pfarrers Haas in Kilchberg. Im Jahr vorher schon hatte er die folgenreiche Verbindung mit Schiller geschlossen. Durch Schiller kam Cotta auch in nähere Beziehungen zu Goethe.

Der Verlag Cottas und seine Verzweigungen nahmen einen ungeahnten Aufschwung. Herder, Wieland, Fichte und viele andere der bedeutendsten Geister wandten ihre Werke dem aufstrebenden tüchtigen Manne zu. Keinen Zweig der Wissenschaft und Kunst ließ Cotta unbeachtet. So wußte er auch die Brüder Humboldt, Varnhagen, die Boisseree, Archenholtz, Posselt, Historiker, Polytechniker und Künstler in sein Interesse zu ziehen. An wahrer Genialität hat er wohl alle Buchhändler in Deutschland übertroffen. Er war ein königlicher Kaufmann. Ein ganzer Generalstab, zusammengesetzt aus wissenschaftlichen, publizistischen und künstlerischen Größen, erstand um ihn. Sonst wäre der gewaltige Umfang seiner Thätigkeit nicht möglich gewesen.

Die eben begonnene große Karte Schwabens von Ammann und Bohnenberger erschien von 1799 ab bei Cotta; eines seiner wichtigsten Werke aber war die gemeinschaftlich mit Posselt unternommene Gründung der Allgemeinen Zeitung im Jahr 1798, welche im Anfang des 19. Jahrhunderts in das Zweiggeschäft nach Augsburg übersiedelte.

Der vielgeschäftige Mann hatte längst die Augen auf sich gezogen. Dies führte zur ersten diplomatischen Sendung Cottas. Im Auftrag der württemb. Stände unterzog er sich 1799 der mißlichen Aufgabe, in Paris durch Verhandlungen mit dem Direktorium weitere Kriegsleiden vom Lande abzuwenden. Dabei kam Cotta in regen Verkehr mit einem Landsmann, dem damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Karl Friedrich Reinhard, 1761 als Sohn des Diakanus in Schorndorf geboren. Als Hofmeister einer einflußreichen Girondistenfamilie war es dem genialen ehemaligen Tübinger Stiftler gelungen, sich in einflußreiche Kreise aufzuschwingen, wie er denn später Graf und Pair von Frankreich wurde. Im Jahr 1810 zog Cotta von Tübingen nach Stuttgart, brachte durch Kauf mehrere reichsfreie Besitzungen an sich und ließ den alten Adel seines Geschlechts erneuern; 1816 verkaufte er das Tübinger Zweiggeschäft an den Buchhändler Laupp.

Als Abgeordneter des Bezirks Böblingen trat Cotta im März 1815 in den Landtag ein und begann damit seine parlamentarische Laufbahn. Gegen die ursprünglich angesonnene Verfassung sprach sich auch Cotta aus, wirkte aber unablässig dafür, daß die Abgeordneten in eine Unterhandlung mit der Krone eintreten, damit ein Werk geschaffen werde durch Vertrag. Als ersten Anlaß benützte Cotta die durch den Feldzug 1815 geschaffene Lage. Als vollends der König die 14 Punkte aufstellte, zeigte Cotta in überzeugender

Weise die Notwendigkeit, in die angebahnten Unterhandlungen einzutreten. Den starren Verfechtern des alten Rechts aber trat der unbefangene Mann vollständig gegenüber, als er 1817 seine Zustimmung zu dem königlichen Verfassungsentwurf gab. Cotta blieb im Landtag fortwährend thätig und war Vizepräsident von 1824—1831.

Auf seinen Besitzungen suchte Cotta Gutes zu wirken durch Erleichterung der Lasten und Einrichtung von Musterwirtschaften. Die letzten Jahre des vielseitigen Mannes waren ungemein bewegt durch seine Bestrebungen in der großen Frage deutscher Verkehrseinigung. Bei den Unterhandlungen mit Preußen in Handels- und Zollangelegenheiten war Cotta durch das doppelte Vertrauen der Könige von Bayern und Württemberg geehrt. Der Handelsvertrag vom 27. Mai 1829 war die Frucht der Bemühungen. Den Abschluß des Zollvereins (22. März 1833) erlebte Cotta nicht mehr; er starb am 29. Dezember 1832, nachdem er fast bis an sein Ende gereist, gearbeitet, diktiert, gerechnet, geordnet hatte.

(Reyscher in der Allg. deutschen Biographie. — W. Vollmer, Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta. Stuttgart 1876. — Schäffle in der Allg. Zeitung, Beilage, Dezember 1887 und Januar 1888.

3. Heinrich Ernst Ferdinand Bolley.

Als Sohn des Amts- und Stadtschreibers zu Neuenbürg geboren am 18. April 1770, mußte Bolley sich gegen seine Neigung, die ihn zur Theologie zog, dem Schreibereifach widmen. Er brachte es mit zwanzig Jahren schon zum Oberamtssubstituten d. h. ersten Gehilfen und Stellvertreter des Oberamtmanns. Endlich drang er mit seinem Wunsche durch; er durfte studieren; jetzt aber wandte er sich der Rechtswissenschaft zu. 1794 wurde er von der Amtsversammlung des Oberamts Waiblingen zum Amtsschreiber gewählt. Zugleich ließ sich Bolley unter die Zahl der Advokaten aufnehmen und erwarb sich durch seine Gewandtheit einen Namen.

Als im Jahr 1815 der König die Volksvertretung zusammenrief, trat Bolley für Marbach in den Landtag ein. In den Verfassungskämpfen der folgenden Jahre war er einer der hervorragendsten und eifrigsten Vorkämpfer für das alte Recht. Er vertrat es bei den Debatten, in Flugschriften und offiziellen Schriftstücken. Besonders hielt er fest an dem ständischen Ausschuß und an der besonderen landständischen Kasse.

Zu solch unbeugsamer Haltung kam Bolley durch eine gewisse juristische Engherzigkeit und durch die Befürchtung, es möchte ohne die alte Verfassung das ganze Land fürstlicher Willkür anheimfallen. Wie Georgii vermochte er

bloß in dem altwürttembergischen Recht eine ausreichende Bürgschaft zu erkennen. — Einer freieren Auffassung war Bolley in seinem speziellen Fach zugänglich, als er thätigen Anteil nahm an der Neugestaltung der württembergischen Rechtspflege.

Im Jahr 1818 wurde er in die Organisationskommission nach Stuttgart berufen und rückte bald zum Obertribunalrat und 1831 zum Präsidenten des Obertribunals vor. — Nochmals schien es, als werde der vielfach verdiente Beamte in parlamentarische Kämpfe hineingezogen. Im Jahr 1833 wurde bei der Wahl zur Kammer der Abgeordneten der Oppositionsmann Uhland für Stuttgart als Kandidat aufgestellt. Die Regierung suchte die Wahl eines Führers der Opposition gerade in der Residenzstadt zu verhindern. So wurde Bolley aufgefordert, als Uhlands Gegenkandidat aufzutreten. Die Wahl ergab Stimmengleichheit; Bolley als der Ältere sollte für gewählt erklärt werden; er verzichtete aber auf das Mandat unter diesen Umständen; er wollte nicht als Vertreter der Regierung angesehen werden. Dies Verfahren wurde ihm sehr verübelt, und daß er bald darauf in den Ruhestand gegen seinen Willen treten mußte, war eine teilweise Folge davon.

Bolley war auch schriftstellerisch in seinem Fache erfolgreich thätig. Der gottesfürchtige Mann ist in Stuttgart während der Beichtpredigt zu Ostern 1847 im Kirchenstuhl entschlafen.

(Klüpfel in der Allg. deutschen Biographie. — W. Menzels Denkwürdigkeiten ꝛc. S. 213.)

4. Jakob Friedrich Weishaar.

Von einfachen, verständigen Eltern abstammend, verdankte Weishaar zunächst alles der eigenen Kraft, dem unbeirrten Weiterstreben. Sein Vater, ein wohlhabender Landmann in Korb, Oberamts Waiblingen, wo der Knabe am 3. Mai 1775 geboren wurde, ließ sich durch die standhafte Neigung des einzigen Kindes zum Studium bestimmen, den Jungen in die Lateinschule nach Vaihingen a. d. Enz zu verbringen. Es traf sich, daß Weishaar hier in die Hände eines ausgezeichneten Lehrers kam, des Präzeptors Roth, dem er auch ins Gymnasium nach Stuttgart folgte. Die Vorliebe für klassische Studien hat Weishaar gerade bei diesem Unterricht in sich aufgenommen.

In Tübingen studierte Weishaar die Rechte. Zum Doktor promoviert, machte er Reisen nach Norddeutschland, Holland, Frankreich. In der Heimat übernahm er den Beruf eines Rechtsanwalts; er erzielte schnelle und ausgezeichnete Erfolge. Niemals unterließ er es, neben dem Berufe auch den Wissenschaften obzuliegen; sein in den Jahren 1804—1808 erschienenes Handbuch des Württembergischen Privatrechts war die Frucht dieser Thätigkeit.

Bei der Wahl zur Ständeversammlung im Beginn des Jahres 1815 erfah der Bezirk Kirchheim den gelehrten Doktor der Rechte zu seinem Vertreter. In der Kammer der Abgeordneten trat Weishaar zu denen, welche das alte Recht zurückverlangten. Doch schloß er sich nicht durchweg den Ultras an, zeigte sich weniger starr und pathetisch als diese, führte zu Zeiten eine versöhnlichere Sprache und ließ sich eher zu Unterhandlungen bereit finden. Im Jahre 1819 von Stuttgart wieder gewählt, war Weishaar Vizepräsident der konstituierenden Ständeversammlung; später lange Jahre, bis 1830, bald von Stuttgart, bald von Leonberg als Abgeordneter aufgestellt, Präsident der Kammer der Abgeordneten.

An allem, was um diese Zeit die Stände vollbrachten, nahm Weishaar den lebhaftesten Anteil. Krankheitserscheinungen nötigten ihn 1831 zu der Erklärung, eine weitere Wahl nicht annehmen zu können. Auf seinem Landgute in Köngen hoffte Weishaar, in stiller Abgeschiedenheit an dem Ausbau der bürgerlichen Gesetzgebung arbeiten zu können. Eine scharfe Urteilskraft, schnelles und genaues Auffassen, eine seltene Fertigkeit, sich klar, bestimmt und kurz auszudrücken, eine tiefe philologische Bildung, ausgebreitete und gründliche Kenntnisse nicht nur in der Rechtswissenschaft, sondern auch im Fache der Staatsverwaltung, befähigten den erfahrenen Mann zu diesem Unternehmen.

Noch aber sollte ihm keine Ruhe werden. Das Vertrauen des Königs berief Weishaar im Frühjahr 1832 auf die Stelle eines Ministers des Innern und des Kultus. Die großen Anstrengungen aber, die sich der gewissenhafte Mann zumutete, um den ungewöhnlichen Anforderungen der Zeit zu genügen, warfen ihn bald aufs Krankenlager und er mußte auf die ihm übertragenen Stellen verzichten. Zwei Jahre genoß Weishaar noch die ländliche Ruhe auf seinem Gute in Köngen im Kreise seiner Familie; am 19. Sept. 1834 erlag er einem gastrischen Fieber.

(Schwäb. Kronik 1834, 13. und 14. November.)

5. Karl Eberhard Friedrich Freiherr von Varnbüler.

Von den beiden Brüdern, Ferdinand und Karl Varnbüler, von dem Vater, Gottlob Varnbüler, ist schon oben die Rede gewesen. Zeichnete sich der ältere Bruder Ferdinand (S. 304) in seinem militärischen Berufe aus, so leistete der jüngere Karl nicht minder Hervorragendes in seinen gemeinnützigen Bestrebungen, als Volkswirtschafter, Parlamentarier und Staatsmann. — Gleich seinem älteren Bruder hatte auch Karl, am 12. August 1776 geboren, nach Absolvierung der von beiden Brüdern gemeinschaftlich besuchten Karlsschule, den militärischen Beruf ergriffen. Aber nur für wenige Jahre.

Bald entschied sich Karl für die Landwirtschaft, auf die er sich durch technologische Studien gründlich vorbereitete.

Im März 1801 vermählte er sich mit Friederike von Wöllwarth, der Tochter des Karl Christian Friedrich von Wöllwarth, Herrn zu Polsingen und Fachsenfeld. Das väterliche Gut zu bauen, es vorwärts zu bringen, für die ganze Nachbarschaft, für das Land eine Musterwirtschaft aufzustellen durch rationelle Behandlung und Aufstellung neuer Grundsätze des Betriebes, betrachtete der strebsame junge Edelmann als seinen Lebensberuf. In seinem Wirkungskreis zu Hemmingen bildete und kräftigte Karl den Geist und Charakter, welche man allgemein an ihm achten lernte, als er nachmals ins öffentliche Leben hinaustrat.

Die Entscheidungen der Jahre 1813 und 1814 waren gefallen. Mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Geistes und patriotischen Sinnes nahm Varnbüler die neuen Ideen auf. Bald war er auch zu praktischer Thätigkeit im neuen Staate berufen. Für die auf den 15. März 1815 einberufene Ständeversammlung hatte der König einer Anzahl von ehemals reichsunmittelbaren Familien Virilstimmen zugebilligt; eine solche fiel auch der Familie Varnbüler zu. Als ihr Vertreter sollte Karl Varnbüler der Ständeversammlung angehören. Der in allen Kreisen ob seiner edlen Bestrebungen und seines klaren Verstandes hoch geachtete Abgeordnete genoß auch in der Kammer allseitiges Vertrauen. Zunächst zählte er hier zu denen, welche den königlichen Entwurf zurückwiesen; doch zeigte er sich geneigt, auf Grund der nützlichen Bestimmungen in der alten Verfassung in Unterhandlungen einzutreten. Zugleich wirkte Varnbüler, der sich an die Spitze eines Teils seiner Standesgenossen gestellt hatte, auf einen engeren Zusammenschluß des Adels hin und auf eine energische Vertretung seiner Interessen.

Vollständig auf die Seite des mit seinen liberalen Vorschlägen an die Stände herantretenden Königs stellte sich Varnbüler, als am 13. November 1815 die vierzehn Punkte und andere entgegenkommende Erklärungen abgegeben waren. In den schärfsten Worten geißelte in der Folge der aufgeklärte Edelmann den Starrsinn der altwürttembergischen Verfassungseiferer, welche eine die Freiheit des Volks sicherstellende neue Verfassung nur deshalb verscherzen, weil diese ihnen nicht in der alten Form gegeben wird.

In der Folge sprach sich Varnbüler gegen den von Wangenheim neu hereingebrachten Gedanken des Zweikammersystems aus. In dieser Frage ging Varnbüler wieder zusammen mit Bolley und Weishaar. Der Widerwille gegen das Zweikammersystem war auch der vornehmlichste Grund, der Varnbüler am 2. Juni 1817 bewog, sich unter die Zahl derjenigen zu stellen, welche den Verfassungsentwurf des Königs Wilhelm ablehnten. Dadurch hat sich Varnbüler für Jahre die Ungnade des Königs zugezogen.

Indessen gewann die Regierung, überall im Geiste der schon von Friedrich aufgestellten Normen vorgehend, allseitiges Vertrauen. Die frühere Einseitigkeit

und Verehrung des alten Rechts verschwand, eine ruhige Erwägung und Erprobung des neuen fand statt. Auch in der Ständeversammlung des Jahres 1819 spielt Varnbüler eine hervorragende Rolle. Ein Mitglied der Ständeversammlung (wohl Albert Schott) sagt von ihm: „Einer der eminentesten Köpfe in der Versammlung und anerkannt als solcher ist der Freiherr v. Varnbüler. Nie in Staatsdiensten und keiner Schule zugethan, ein Sohn der herrlichen Natur, aber ausgerüstet mit einer Summe von Kenntnissen, durchdringt und beleuchtet sein klarer Verstand alle Verhältnisse und sondert die Wahrheit von Täuschungen und Trugschlüssen. Für sein so vorzügliches Talent spricht er wenig; erhebt er sich aber, so darf man gewiß sein, eine neue frappante Ansicht der Sache zu erhalten." — Am Zustandekommen des Verfassungswerks hatte Varnbüler hervorragenden Anteil. Bei allen künftigen Landtagen trat er als Abgeordneter der Ritterschaft auf. Thätigkeit in der Finanzkommission, Darlegung der Etatswirtschaft bildeten seine Hauptgeschäfte.

Der für das Wohl des Landes so vielfach besorgte und aufgeklärte Mann blieb vom König nicht unbemerkt. Der alte Groll war längst vergessen und im Herbst des Jahrs 1827 ernannte ihn König Wilhelm als Nachfolger Weckherlins zum Finanzminister. Auf diesem hohen Posten war es ein Hauptbestreben des national denkenden und weitblickenden Mannes, die engen Zollschranken zu brechen und durch wirtschaftliche Annäherung der einzelnen Staaten einen deutschen Zollverein anzubahnen. Die Verwirklichung des großen Gedankens erlebte Varnbüler nicht mehr. Schon früher hatten sich bei ihm nach angestrengter Thätigkeit nervöse Kopfschmerzen eingestellt. Nachdem er 1830 seinen Bruder Ferdinand verloren, wich seine heitere Gemütsstimmung mehr und mehr; ein bösartiges Nervenfieber trat zu dem Kopfleiden, welchem Varnbüler am 27. April 1832 erlag.

Der in so vielen Zweigen des Wissens bewanderte Mann hat sich auch litterarisch versucht mit Broschüren politischen, landwirtschaftlichen und allgemein anregenden Inhalts. — Mächtig gehoben fühlte er sich durch die Begeisterung der Befreiungskriege; in solcher Stimmung sprach er: ein deutsches Kaisertum müsse aufgerichtet werden, ein deutsches Reich solle erstehen, Hort des Friedens, mächtig und weitgebietend, bewohnt von einem Volke, glücklich, zufrieden und voll Selbstgefühls. Mit solchen Bestrebungen, mit solchem Hoffen und Sehnen schloß sich Varnbüler an die Edelsten der Nation an. In seiner Weise gab der württembergische Edelmann zugleich den Vorstellungen Gestalt und Ausdruck; er legte sich die Stellung des Kaisers zurecht, die Pflichten und Rechte der Einzelnen, die Aufgabe des Reichstags. Es ist merkwürdig genug, daß von diesen Ende des Jahrs 1813 aufgestellten, zunächst theoretischen Gebilden heute ein recht ansehnlicher Teil als verwirklicht dasteht. Um möglichst weiten Kreisen, um namentlich dem Landvolk in Württemberg seine Ansichten mundgerecht zu machen, faßte Varnbüler diese in

Form eines von ihm veröffentlichten „Bauernkatechismus für das Jahr 1814“ zusammen. Varnbüler spricht so zum Landmann:

Wer bist du?

Ich bin ein deutscher Mann.

Was heißt das?

Ich gehöre zu dem Volke, das beharrlich, verständig, mutig im Kampfe ist u. s. f., das gelitten hat unter Napoleon, frei geworden ist durch die Völkerschlacht bei Leipzig und nun mutig kämpft unter Franz, Friedrich Wilhelm und Alexander.

Warum hast du gelitten unter Napoleon?

Weil mein Kaiser lau wurde gegen die Satzungen des Reichs, weil meine Fürsten abfielen von ihrem rechtmäßigen Oberhaupt und mit Soldaten spielten, gleich Kindern, statt das Volk in den Waffen zu üben; weil meine Edelleute, uneingedenk ihrer Abkunft, sich dem Müßiggang und der Weichlichkeit überließen, weil ich selbst die Waffen nicht mehr zu führen verstand und in der langen Ruhe furchtsam und weichlich wurde. Da zerfiel allmählich alles; Kraft und Mut wich von uns; wir achteten selbst nichts mehr, was deutsch war, nahmen von fremden Völkern ihre Fehler an und vergaßen unsere Tugenden.

Wie heißt dein Vaterland?

Deutschland.

Was heißt das?

Das Land von der Weichsel bis über den Rhein hinüber an die Vogesen.

Wer ist dein rechtmäßiges Oberhaupt?

Ein von den deutschen Fürsten erwählter Kaiser von Deutschland.

Wer ist dein Feind?

Jeder fremde Eroberer, der mit seinen Völkern hereinbricht über die Grenze, er mag kommen vom Morgen oder vom Abend, von Mittag oder von Mitternacht, unter welchem Vorwand es sein mag. Jeder, der die Rechte des Kaisers und die Satzungen des Reichs antastet, der ist mein Feind.“

In ähnlicher Weise fortfahrend, werden von Varnbüler die nächsten Aussichten und Pflichten erörtert. Einige Jahre später spricht Varnbüler über die Ständeversammlungen vom Jahr 1815 an, über die öffentliche Meinung, über die Parteibestrebungen. Er faßt besonders diejenigen sogenannten Volksmänner ins Auge, die mit allem, was von der Regierung ausging, unzufrieden waren, sich billig allgemeine Popularität erwarben und sich mit Gedichten und Kränzen feiern ließen.

„Das württembergische Publikum, von welchem die öffentliche Meinung auszugehen pflegt, und welches man mit dem württembergischen Volk nicht verwechseln darf, ist in der Regel mit nichts zufrieden als mit der Vergangenheit. Diese Zufriedenheit mit der Vergangenheit, die dem Württemberger überhaupt eigen ist, gleicht dem Wohlgefallen an einem schönen Tage, den man von seinem Zimmer aus genießt, ohne den Schmutz auf den Wegen und die rauhen Lüfte zu bemerken." —

„Die laute und allgemeine Unzufriedenheit ist oft nur ein äußeres Gepränge, wodurch man selbst glänzen oder den Glanz eines andern verdunkeln will. Wenn in der Zeit der Willkür Männer, deren Herzen für Recht und Freiheit schlagen, ohne die Gefahr zu scheuen, mit Aufopferung ihrer eigenen Existenz laut das Unrecht tadeln und freimütig ihre Meinung aussprechen, so erregt dies mit Recht Bewunderung, und ein so beherzter Mann verdient und erhält den Ruf eines guten Patrioten. Gleichwie aber das Gewürme zur Regenzeit sich in die Erde verbirgt und beim ersten Sonnenblick hervorkriecht, so erscheinen, wenn auf die Zeit der Alleinherrschaft eine verfassungsmäßige folgt, die kleinen Geister, die sich vorher verborgen hatten, sperren die Mäuler auf und schreien nun, da keine Gefahr dabei ist, über alles, was geschieht, meinend, man werde sie nun auch für gute Patrioten halten. In der That finden sie auch ihr Publikum, nämlich eben in denen, die in der Vergangenheit ihre Freudenzeit verloren haben, sowie ferner in der zahllosen Menge von Dummköpfen, die nicht selbst denken, in einem großen Geschrei aber auch einen großen Verstand und den Patriotismus immer in der Opposition erblicken."

(Dr. A. E. Adam, Freiherr Karl Eberhard Friedrich Varnbüler von und zu Hemmingen. Stuttgart 1886.)

Alphabetisches Register.

Die Ziffern bedeuten die Seitenzahl.

Abel 10. 55. 56. 93.
Abensberg 184.
Adel 21. 75. 191. 208. 209. 357.
Alemannische Republik 37.
Alexander I., Kaiser 110. 172. 173. 253. 258.
Allgemeine Wehrpflicht 130. 133. 220. 221. 219. 330.
Ansbach 13. 18.
Armee 7. 26. 28. 39. 40. 47. 52. 79. 134. 140. 219 ff. 225. 230. 231. 239. 256. 270. 290. 337.
Aspern 115. 184.
Asperg 37. 114.
Auguste Karoline, Prinzessin von Braunschweig 4.
Austerlitz 115.
Auswanderung 91. 205.

Baden 111. 118.
Bautzen 270.
Bayern 111. 268.
Baz 36.
Beamte 80. 205.
Beresina 257.
Berlin 116.
Bernadotte 185.
Berthier 117.
Bertrand 277. 280.
Beulwitz 30. 40.
Biberach 139. 206.
Bietigheim 31.
Binder, östr. Geschäftsträger 266.
Bleddin 288.
Blücher 293. 296.
Bodensee 195. 216.
Bolley 223. 271.
Borodino 231.
Bregenz 189.
Breslau 148. 149.
Bragationschanzen 234.
Brienne 293.
Brünn 116.
Brumath 332.
Bücherfiskale 213.
Bureausystem 202.

Camerer v., General 155. 156. 311.
Cannstatt 363.
Charlotte Aug. Mathilde, Kronprinzessin von England und Königin 18. 240.
Charlotte, Prinz. v. Bayern 175.
Chasteler 186.
Ceylon 308.
Compiegne, Vertrag 200.
Condé, Emigrantenkorps 47. 69.
Cotta 341. 351. 354. 369.

Dalberg 138.
Dannecker 247.
Danzig 287.
Dennewitz 278.
Dinkelsbühl 289.
Dniepr 228. 229.
Donauwörth 40. 41.
Dornbirn 189.

Eggmühl 184.
Eglofs 197.
Ellwangen 58. 104. 195. 214. 241.
Erfurt 172.
Erlangen 40.
Erligheim 31.
Eßling 184.
Eßlingen 214.
Eylau 115. 150.

Fellbach 114.
Feuerbach 220.
Finanzen 77.
Frankreich 62. 94.
Franquemont 270. 279. 282. 295. 300. 307.

Französische Armee 40. 44. 45. 46. 114.
Fremdherrschaft 167.
Freudenstadt 9. 11. 50.
Friedrich der Große 4. 20. 22. 67. 71. 127. 169.
Friedrich Eugen, Herzog 3. 5.
Friedrich Wilhelm, großer Kurfürst 63.
Friedrichshafen 216.
Fürstenberg, Landgraf 9. 10.
Fürstenwalde 158.
Fulda, Vertrag 290.

Garnisonen 222. 337. 338.
Georgii, General 12. 13. Eberhard 135. 367.
Glatz 149. 150. 156. 157.
Gleich 328. 343.
Glogau 147. 148.
Glumpenau 150.
Gneisenau 151. 153. 154.
Göppingen 241.
Götzen, Graf 147. 148. 155.
Gremheim 41.
Großbeeren 277.
Großgörschen 269.
Gschatsk 230.

Harpprecht 219.
Harttmann 98.
Hatzfeld 267.
Hausgesetz 174. 175.
Hausach 9.
Heiliges Thal 229.
Henriette, Herzogin 240. 242.
Hetsch 252.
Hofen 189.
Hofer 186.
Hofhaltung 77. 78.
Hohenems 190.
Hohenlinden 47.
Hohenlohe 105. 106. 139.
Hohentwiel 53.
Hosch 219.
Hügel, General A. v. 8. 11 28. 39. 42. 47. 61. 131.
Hünigen 337.

Jagdwesen 216 ff. 339.
Jena 144.
Jerome 146. 155. 171. 240.
Iller 114.
Industrie 89.
Inowrazlaw 260.
Innsbruck 186.
Johann, Erzherzog 46.
Joseph II. 72.
Jourdan 17.
Isel, Berg 186.
Isny 188. 197. 198.
Juristen 80. 107.

Kadettenkorps 131. 132. 306.
Kalviniſten 84.
Kaiserwürde 64. 72.
Kammergut 77.
Kapregiment 41. 308.
Karl, Erzherzog 9. 11. 17. 30. 32. 39. 47. 48. 49. 175. 179. 184.
Karlsschule 86. 161. 162. 247.
Katharina, Kaiserin 5.
Katharina, Prinzessin und Königin 171. 175. 200.
Katharina, Großfürstin und Königin 240. 355. 364.
Kerner, Georg 67. 70. 311. General 311.
Kehl 6. 8.
Kirchenwesen 83. 209.
Kirchheim 243.
Kitzen 272. 274.
Klopstock 67.
Königsbotschaft 122.
Konsistorium 83.
Kontinentalsperre 213. 215. 222.
Kosmopolitismus 69. 70.
Kowno 224.
Kray 39. 42.
Kriminaljustiz 208.
Kunst 87. 247.
Kurfürstenwürde 57.
Küstrin 287.

Lalance 195.
Landbau 23. 24. 88. 106.
Landmiliz 7. 11. 27. 28. 33.
Landsknecht 128.
Landreiter 205.
Landsturm 33. 301. 330.
Landtag, Landstände, Stände 19. 34. 39. 53. 108. 119. 319. 324. 339. 341. 346. 355.
Landwehr 133. 190. 191. 220. 289. 310. 336.
Lauer, General 46.
Lauffen 30.
Lausanne 4.
Leipzig 285.
Lehranstalten 85.
Lecourbe 41.
Liefering 47.
Lindau 189. 195.
Linz 115. 116. 181. 310.
Löchgau 31.
London 18.
Lüben 5.
Ludwig, Herzog 242. 243.
Ludwig XIV. 66. 93. 110.
Ludwigsburg 112. 113 171. 183.
Luneviller Friede 48. 49. 58. 92.
Lützow 271. 273.

Mack 113.
Malsch 11.
Mandelslohe 11. 12.
Manöver 131. 305.
Marbach 213.
Marie Louise 201.
Massenbach 162.
Matthison 245.

Maucler 4. 193.
Memminger 363.
Mergentheim 190. 192.
Militärorganisation 28. 127. 178.
Militärverdienstorden 179.
Mobilmachung 39. 114. 144. 330.
Mömpelgard 4.
Mojaisk 238.
Monopol 215.
Montereau 294.
Moreau 8. 13. 15 ff. 39. 40. 44. 49.
Moskau 224. 238. 256.
Müller, Kupferstecher 248. General 30.
Mundolsheim 334.
Murat 236.

Napoleon 70. 93. 96. 110. 122. 116. 124. 139. 141. 173. 180. 183. 199. 201. 222. 252. 254. 262. 269. 292. 299. 329.
Nebenregierung 23.
Neisse 150. 154.
Nettelbeck 151.
Neubronn 181.
Neusser 289. 308.
Neuravensburg 198.
Neuwürttemberg 58. 101. 103. 118.
Ney 30. 113. 225. 256. 278.
Nicolai 9. 28. 161.
Niemen 224.
Nördlinger 246.
Norddeutschland 167.
Normann, Minister, Gf. 53. 57. 105. 124. 160. General, Gf. 160. 272. 285.

Oberamtleute 206.
Obernitz 41.
Öhringen 224.
Östreich 64. 95. 111. 113. 137. 179.
Östreichische Armee 40. 42 f. 47. 48.
Offiziere 129. 131. 161. 162.
Organisationsmanifest 126.
Otaheiti 213.

Pabst 209.
Pahl 90.
Paris 53. 66. 199. 200. 264. 296. 298. 336.
Partikularismus 170. 211. 365.
Paul, Großfürst 5. Prinz 112. 125. 175. 196.
Pauline, Königin 243.
Pestalozzi 214.
Petersburg 116.
Pietisten 85.
Phull 195.
Pleß, Fürst 147. 148. 149.
Poischwiz, Waffenstillstand 271.
Polizei 205.
Preßburg 117.
Presse 87. 212.
Preußen 64. 70. 95. 137. 142. 158. 269.

Rapp, Georg 210. General 331.
Rastatt, Kongreß 20. 29. 53.
Reformierte Kirche 209.
Rechtspflege 207. 208.
Reichsdeputationshauptschluß 57.
Reichshofrat 34. 109.
Reichsritterschaft 117. 118. 125.
Rheinbund 138. 140. 141. 159. 180. 202. 212.
Rheinhard 311. 370.
Religionsedikt 126.
Reuß 97.
Richepanse 43.
Rösch 8. 162.
Roßbühl 8. 10.
Rothiere 293.
Rußland 222 ff. 269.

Salzburg 47.
Scheffauer 250.
Scheler 189. 194. 196. 198. 227. 229. 235. 256. 260. 306.
Schiller 65. 247. 370.
Schlettstadt 336.
Schlesien 146.
Schneider, Dr. 190 198.
Scholz, preuß. Geschäftsträger 266.
Schubart 67. 69. 71. 72.
Schreiber 81. 103.
Schussen 190.
Schwäbischer Kreis 49.
Schwarzenberg 290.
Schweidnitz 149.
Seeger 40. 115.
Seckendorff 145. 148. 150. 155.
Seele 251.
Separatisten 210.
Silberberg 155.
Smolensk 228. 257.
Sophie Dorothee, Herzogin 5.
Stein, Freih. v. 253. 351.
Steinherr, östr. Geschäftsträger 111.
Steinkohlen 89.
Stetten 245.
Steuern 77. 78. 205. 261.
Stockmayer 235. 309. 336.
Storr 97.
Straßburg 332.
Stuttgart 12. 24. 25. 125. 170. 171.
Süskind 93.
Suffelbach 332.
Suffelweyersheim 334.
Sztarray 40.

Talleyrand 56.
Taube 294.
Tauroggen 259.
Taxis 139.
Territorialentschädigungen 57. 200.
Theobald 182. 183. 303.
Thouret 251.
Tilsit 115. 157.
Tortur 208.
Treptow 4.
Triest 241.
Troyes 294.
Tübingen, Universität 24. 85. 214.
Tugendbund 261.
Tulln 48.
Tyrol 185 ff.

Uhland 219.
Ulm 39. 40. 42. 113. 115. 124.

Vandamme 45. 145. 150. 154. 155. 180 ff. 200.
Varnbüler, General 40. 42. 124. 131. 304.
Minister 356. 373.
Verfassung 19. 73 ff. 119. 121. 317. 322. 325. 347. 362.
Volksschulwesen 214.
Vorarlberger 185 ff. 187 ff. 195 ff.
Vorderösterreich 118.

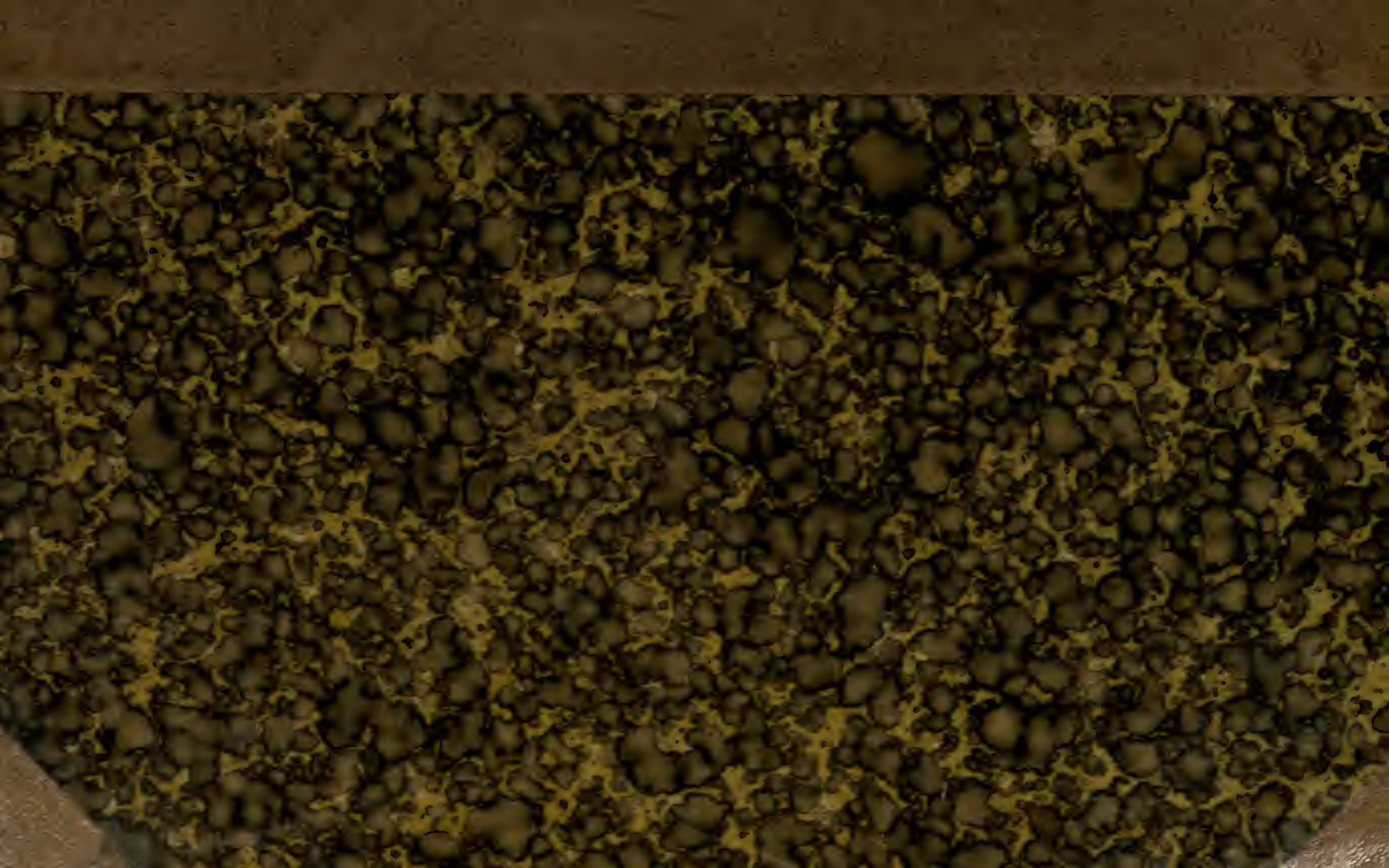
Wagram 185.
Waldeck, Graf 323. 357.
Waldenfels 153.
Waldenser 84.
Waldburg 139.
Wangen 198.
Wangenheim 347. 367.
Wartenburg 282.
Wasserburg 47.
Wehrstand 128. 176. 177.
Weingarten 196.
Weishaar 372.
Westfalen 94.
Westfälischer Friede 62.
Wickham, engl. Bevollm. 39.
Wieland 72.
Wien 116. 184. 199. 314. 316. 345.
Wildschaden 78. 217 ff. 340.
Wilhelm, Kronprinz und König 5. 26. 124. 125. 131. 175. 195. 198. 199. 224. 225. 227. 243. 291. 331. 333. 335.
Herzog 244.
Wilna 227. 258.
Witebsk 227.
Wöllwarth 10.
Wolfsberg 152. 153. 154.
Wolfskeel 30.

York 259.

Zabergäu 31.
Zeitschriften 87.
Zensur 212.
Zeppelin 18. 24. 26. 59. 105. 124.
Zivilrechtspflege 208.
Zivilverdienstmedaille 214.
Zölle 215.
Zucker 213.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DD
801
W75
P4

Pfister, Albert, 1839-1907
Konig Friedrich von Wurttem-
berg